ReporterFORUM

Deutscher Reporterpreis 2020

Nominierungen in der Kategorie

Beste Reportage

Inhaltsverzeichnis

Alexandra Rojkov: “Der Erbe” 1

Patrick Bauer: “Der schönste Tag der DDR” 15

Moritz Baumstieger: “Deutscher unter den Opfern” 58

Moritz Baumstieger, Lena Kampf, Ronen Steinke: “Der Prozess” 66

Amrai Coen: “I don’t want to die!” 83

Marc Hujer: “Kuschelrock” 104

Tina Kaiser, Marc Neller: “Letzte Runde” 115

Vivian Pasquet: “Der Feind im Nacken” 127

Felix Hutt: “Lufthunger” 148

Felix Hutt: “Nicht ohne dich” 160

Wolfgang Bauer: “Die Frontfrau” 171

Nicolas Richter, Hanno Charisius, Roman Deininger, Lea Deuber, Jens Flottau, Nico Fried, Thomas Fromm, Christoph Giesen, Markus Grill, Antonius Kempmann, Camilla Kohrs, Kristina Ludwig, Georg Mascolo, Johann Osel, Klaus Ott, Nicolas Richter, Lisa Schnell, Jana Stegemann, Christian Wernicke: “Schwerer Verlauf” 183

Roland Schulz: “Ewige Unruhe” 198

Jonathan Stock: “Die Schwarze Station” 211

Wolfgang Bauer: “Die Felder des Zorns” 230

Xifan Yang: “Die Gesandte des Konfuzius” 242

Der Erbe

Derek Black war der Kronprinz der amerikanischen Rechtsextremen. Heute fühlt er sich mitverantwortlich für Donald Trumps Siegeszug – und kämpft gegen den Hass.

Von Alexandra Rojkov, DER SPIEGEL, 16.05.2020

Die Rechtsradikalen treffen sich an einem geheimen Ort. Dort, wo Demonstranten sie nicht stören können, wo die Presse sie nicht findet. Ein vierstöckiges Hotel an einer Autobahn in Memphis, einer Stadt im Südosten der USA.

Es ist November 2008: Vor wenigen Tagen wurde Barack Obama zum ersten schwarzen Präsidenten des Landes gewählt. Die Menschen in diesem Hotel sind geschockt. Ihrer Meinung nach gehören die USA den Weißen, also ihnen.

Rechtsradikale aus ganz Amerika sind angereist, unter ihnen Holocaust-Leugner und ehemalige Anführer des Ku-Klux-Klans. Doch die größte Aufmerksamkeit gilt einem 19-Jährigen.

Der Teenager Derek Black ist in diesen Kreisen eine Berühmtheit. Er hat seine eigene Radioshow, in der er rassistische Theorien verbreitet. Auf seiner Website versucht er, Kinder für rechtsradikale Ideen zu begeistern. Vor Kurzem gewann er sogar eine Lokalwahl in seinem Heimatort West Palm Beach in Florida. Derek ist so erfolgreich, dass führende Rechtsextremisten in den USA ihn "the heir" nennen – den Erben.

Es gibt eine Tonbandaufnahme der Veranstaltung, darauf hört man, wie Derek ans Mikrofon tritt. Die Weißen in den USA seien bedroht, sagt er. Um sie zu schützen, gebe es nur einen Weg: den Eintritt in die Politik. "Wir könnten infiltrieren. Wir könnten uns das Land politisch zurückholen."

Seitdem sind fast zwölf Jahre vergangen. Inzwischen ist Donald Trump US-Präsident: ein Mann, der mit rassistischen Parolen hantiert und der unter den Rechtsextremen, die 2017 in Charlottesville demonstrierten, "sehr gute Leute" ausmachte. Die "weißen Nationalisten" haben einen Sympathisanten im Weißen Haus. Und nicht nur dort.

Weltweit sitzen Rechtsradikale inzwischen in Parlamenten. Und weltweit streiten ihre Gegner darüber, wie man ihnen begegnen soll. Soll man sie isolieren und anprangern? Oder soll man versuchen, ihnen die Hand zu reichen, damit sie nicht noch weiter abdriften? Diese Geschichte gibt darauf eine mögliche Antwort.

Es hat Jahre gedauert, Derek Black zu treffen. Er mied die Öffentlichkeit, misstraute Journalisten. Doch im Herbst 2019 – drei Jahre nach dem ersten Kontaktversuch – stimmt er einem Gespräch zu. Das erste von mehreren Treffen findet in einem Café in Washington, D. C., statt. Derek kommt häufig her, um an seiner Doktorarbeit zu schreiben. Es ist ein Treffpunkt der linksliberalen Boheme: Schwarze Hipster hacken in ihre Laptops, eine Kellnerin, die offenbar körperlich mal ein Mann war, serviert Kaffee mit geschäumter Milch. Derek wirkt in dieser Welt wie ein Neuling. Und das ist er ja auch. Er stammt aus einem Amerika, das vor allem eines ist: weiß.

Derek: *"Ich habe nie darüber nachgedacht, ob das, woran ich glaube, falsch sein könnte. Für mich war klar, dass Weiße intelligenter sind als Schwarze und dass die Welt von einer jüdischen Verschwörung beherrscht wird. Es war Teil meines Lebens. Ich bin damit aufgewachsen."*

Dereks Familie gehört einer Bewegung an, die für die Vorherrschaft der "weißen Rasse" kämpft. Vater Don Black ist der Betreiber von "Stormfront", der lange Zeit größten rechtsextremen Website der Welt. Seine Mutter Chloe ist die Ex-Frau von David Duke, Amerikas prominentestem Neonazi und Dereks Patenonkel. Zu Hitlers Geburtstag backte Chloe früher manchmal Kuchen. Im Haus der Blacks hängt ein Porträt von Nathan Bedford Forrest, einem Kopf des Ku-Klux-Klans.

An Weihnachten und Thanksgiving treffen sich im Wohnzimmer der Blacks Rassentheoretiker und rechte Skinheads. Als Kind inhaliert Derek, ein sommersprossiger, blasser Junge, ihre Ideologie. Er hängt sich eine Konföderiertenflagge ins Zimmer, für viele ein Symbol von Rassismus. Derek träumt davon, dass die Rassentrennung wiedereingeführt wird. Wenn im Bus Rapmusik läuft, hört er weg.

Seit Derek acht Jahre alt war, begleitet er seinen Vater auf rassistische Konferenzen. Er notiert sich Fragen und passt die Redner später ab: Wieso ist der IQ von Schwarzen niedriger als der von Weißen? Warum sind Juden von Natur aus hinterlistig?

Derek: *"Ich bin mit der Vorstellung aufgewachsen, dass die Vermischung der Rassen dazu führt, dass wir Weißen aussterben. Alles drehte sich darum. Weiße Nationalisten glauben, dass sie ums Überleben kämpfen. Ich habe meinen Vater und seine Freunde für ihren Einsatz bewundert. Und ich wollte ihnen helfen."*

Mit zehn Jahren bringt Derek sich das Programmieren bei und baut seine eigene Website, ein "Stormfront" für Kinder, wo er über den "Ruhm" der "Weißen Rasse" schreibt. Mit 15 entwickelt er eine Radiosendung, produziert mit einem Mischpult und einem Computer. Er kombiniert rechten Talk mit Countrymusik. So will Derek auch Zufallshörer erreichen, die sich, angelockt durch die Songs, von seinen Ideen überzeugen lassen sollen.

Viele Rechte sind Schlägertypen ohne Strategie: Don Black saß drei Jahre lang im Gefängnis, weil er gemeinsam mit Verbündeten beschlossen hatte, eine Karibikinsel zu stürmen, um dort ein "Weißes Utopia" aufzubauen. Derek dagegen ist analytisch und umsichtig.

Statt Schwarze zu beschimpfen, spricht er in seiner Radiosendung von einem "weißen Genozid", der Amerika durch Migration drohe. Statt Juden zu beleidigen, warnt er subtil vor ferngesteuerten Eliten. Warum, fragt Derek unschuldig, werde es weißen Amerikanern verboten, stolz auf ihre Wurzeln zu sein? Sei das nicht auch eine Form von Unterdrückung?

Derek: *"Die meisten Menschen wollen kein Teil einer extremen Randbewegung sein. Also muss man versuchen, weniger extrem zu klingen."*

Wenn man heute mit Derek Black durch die Straßen von Washington geht, erkundigt er sich nach wenigen Minuten, ob einem kalt sei. Helfen zu wollen sei einer seiner stärksten Charakterzüge, sagt er. Auch in der rassistischen Revolution, die Derek plante, sah er einst eine Art Hilfe: für seine "Rasse", seine Familie.

2008 kandidiert Derek für ein Lokalkomitee der Republikaner. Er präsentiert sich nicht als Rassist, sondern als Kämpfer gegen das korrupte Establishment und gewinnt mit 60 Prozent der Stimmen. Dereks Sieg wird aus formalen Gründen nicht anerkannt, aber er setzt einen Meilenstein für die Rechtsextremen.

Derek überzeugt seinen Vater, nicht mehr nur Menschen am rechten Rand anzusprechen. Sie verbannen Nazi-Insignien bei "Stormfront" und verbieten Aufrufe zu Gewalt. Später popularisiert Derek den Begriff "White Genocide". In einem Forumseintrag ruft er Stormfront-Anhänger dazu auf, das Netz mit Parolen zu fluten, um die "antiweißen" Massenmedien zu umgehen.

Derek: *"Mein Ziel war es, rechtsextreme Ideen zu normalisieren. Ich wollte die Gesetze ändern und nur noch Migranten aus Europa erlauben. Ich wollte Richter einsetzen, die den 14. Zusatzartikel der Verfassung abschaffen, der allen gleiche Rechte zuschreibt, egal ob sie schwarz sind oder weiß."*

Dereks Kampf erscheint aussichtslos. Barack Obama ist Präsident, schwarze Künstler wie Beyoncé und Rihanna sind populär. Trotzdem sitzt er oft bis in die Morgenstunden an seinem Computer und arbeitet daran, den Staat umzustürzen. Seine Eltern unterstützen ihn, aber sie sorgen sich auch um seine Zukunft. Im Sommer 2010 bittet seine Mutter Derek, mittlerweile 21 Jahre alt, ein Studium aufzunehmen. Die meisten Blacks haben einen Universitätsabschluss, er soll keine Ausnahme sein.

Er entscheidet sich für das Fach Geschichte am New College, einer Universität im Westen Floridas, drei Autostunden von seinem Heimatort entfernt. Der Campus ist als besonders liberal bekannt. Es gibt Seminare über Rassismus und Minderheitenrechte, die Uni gilt als "gay-friendly".

Derek: *"Ich weiß, es klingt merkwürdig: Warum wollte jemand wie ich an einer linken Uni studieren? Aber die Mehrheit der Studenten am New College war weiß. Und ich war neugierig."*

Weil Derek alt genug ist, um Bier zu kaufen, und ein eigenes Auto besitzt, macht er sich schnell Freunde. Er sieht damals nicht aus, wie man sich einen Rechtsradikalen vorstellt. Er trägt weder Springerstiefel noch Glatze. Sein Markenzeichen ist ein dunkler Cowboyhut, der ihn wirken lässt wie einen harmlosen Sonderling.

Derek ist damals stolz auf seinen Kampf für die "weiße Rasse", aber er weiß auch, dass er ihm sozial schadet. Seit Jahren erhält er Hassbriefe und Morddrohungen. Wenn er seine Unizeit nicht in Isolation verbringen will, denkt Derek, dann sollte er seine Ansichten für sich behalten. Er lügt niemanden an. Aber keiner am New College fragt nach seinen politischen Positionen, und Derek erwähnt sie nicht.

Derek besucht Geschichtsvorlesungen und geht zu Partys, sieht sich Zombiefilme an und verbringt Stunden in der Bibliothek. Er wohnt auf dem Campus, sitzt häufig im Hof des Wohnheims und spielt auf seiner Gitarre Countrysongs. Manchmal kommen Kommilitonen dazu. Einer von ihnen ist ein junger Mann, den Derek öfter in seinen Vorlesungen gesehen hat. Er trägt eine Kippa, eine jüdische Kopfbedeckung. Matthew Stevenson ist orthodoxer Jude.

Derek: *"Es gab für mich zwei Ebenen, die politische und die persönliche. Politisch wollte ich, dass die Rassen getrennt voneinander leben und dass Nichtweiße Amerika verlassen müssen. Aber ich habe nie schlecht über Einzelpersonen gedacht. Ich dachte: Es ist okay, wenn ich mit ihnen befreundet bin, solange ich ihnen nicht zu nahe komme."*

Derek macht seine Hausaufgaben zusammen mit Juan, einem peruanischen Studenten, und lernt gemeinsam mit Matthew für das Fach Mittelalterliche Geschichte. Niemand ahnt, dass Derek ein führender Rechtsextremist ist. Je länger er studiert, desto stärker hofft er, dass seine Freunde es nie herausfinden.

Jeden Morgen schleicht sich Derek aus seinem Wohnheim, das Handy in der Hand. Hinter den Gebäuden gibt es einen Grünstreifen außerhalb der Hörweite. Dort wählt er die Nummer seiner Radioshow, die jetzt sein Vater betreut. Während die

anderen Studenten schlafen, referiert Derek als Gast über die Notwendigkeit, "Rassen" nicht zu mischen. Dann geht er in seine Vorlesungen und besucht mit seinen Freunden Partys.

Derek: *"Es war, als lebte ich in zwei Welten, die ich voreinander beschützen wollte. Beide waren mir wichtig. Ich habe mich nicht dafür geschämt, ein weißer Nationalist zu sein. Aber gleichzeitig war dieses erste Semester einfach wundervoll."*

Mit der Zeit wird es immer schwerer, das Doppelleben aufrechtzuerhalten. Einmal fährt Derek eine jüdische Freundin zu einem Arzttermin, der länger dauert als gedacht. Auf dem Rückweg, als Derek mit der Freundin im Auto sitzt, beginnt seine Radioshow. Er will keine Folge verpassen, also gibt Derek vor, seine Familie anzurufen. Während seine jüdische Kommilitonin im Auto wartet, steigt er aus und wählt sich in die Sendung ein. Derek hört, wie sein Vater über die "jüdische Weltmacht" referiert. Danach steigt er zurück ins Auto.

Ein anderes Mal sitzt er mit Kommilitonen in der Bibliothek, als jemand auf die Idee kommt, jeden von ihnen zu googeln. Derek wird nervös: Wie soll er erklären, was auf dem Bildschirm erscheinen wird? Doch den Studenten vergeht die Lust, bevor Derek dran ist. Er bleibt unenttarnt.

Derek ahnt aber, dass er zu bekannt ist, um sein Geheimnis lange bewahren zu können. Jeden Tag rechnet er damit, aufzufliegen und alle Freunde, die er gefunden hat, zu verlieren.

Im Frühjahr 2011 ist es so weit: Im Studentenforum, einer Onlineplattform, erscheint ein Artikel über ihn. Jemand hat Bilder von Dereks Auftritten gefunden und seine Biografie veröffentlicht. Dazu Links zur Radioshow und zur Website von "Stormfront". Unter dem Eintrag entspinnt sich eine seitenlange Diskussion: Was tun mit dem Nazi-Zögling? Darf man ihn wegen seiner Ansichten ausschließen? Muss man es sogar?

Derek verbringt da gerade ein Auslandssemester in München. Er setzt sich an einen Tisch in der Uni und scrollt durch das Forum, stundenlang, bis man ihn auffordert zu gehen. Er liest, wie seine Freunde ihn erst verteidigen und dann ungläubig schweigen. Wie Kommilitonen in Echtzeit dazu aufrufen, sein Leben zur Hölle zu machen.

Derek: *"Ich habe mir eingeredet, dass es mir egal ist. Aber es stimmte nicht. Das waren keine Fremden, sondern Menschen, die mir nahestanden. Ich hatte sie getäuscht, und dafür schämte ich mich."*

Als er im Herbst 2011 ans New College zurückkehrt, zieht Derek in eine Mietwohnung in der Stadt, weit weg von der Uni. In der Bibliothek zeigen ihm Kommilitonen den Mittelfinger. Auf einer Campusfeier umzingelt ihn eine Gruppe Studenten. Von nun an verbringt er seine Freizeit allein in seiner Wohnung. Einen Menschen gibt es aber, der weiter seinen Kontakt sucht: Matthew Stevenson, der jüdische Student, mit dem Derek im Hof Countrysongs gesungen hat.

Matthew: *"Ich kannte Derek nicht besonders gut. Ich wusste, dass er Gitarre spielt, einmal haben wir uns zusammen 'Zombieland' angesehen. Dann schrieb mir ein Freund: Erinnerst du dich an Derek Black? Er ist ein Nazi. Und nicht nur irgendeiner, sondern ihr Prinz."*

Matthew Stevenson wohnt heute in einem gläsernen Hochhaus in Baltimore. Auf den ersten Blick wirkt er laut und sarkastisch, ein Witzbold, der seine Unsicherheit mit Scherzen überspielt.

Er stammt aus einer Problemfamilie: Seine Mutter war Trinkerin. Als Kind nimmt sie den Jungen mit zu den Treffen der Anonymen Alkoholiker.

Viele der Menschen, die Matthew dort kennenlernt, haben hässliche Dinge getan. Doch sie bereuen und möchten ein neues Leben beginnen. Einmal trifft Matthew einen Vater, der im Suff seinen Sohn überfahren hat. Anstatt sich dem Selbstmitleid hinzugeben, kämpft der Mann gegen seine Sucht.

Matthew: *"Ich bin überzeugt davon, dass Menschen sich ändern können. Es ist nicht meine Aufgabe, das zu forcieren – ich bin nicht Gottes Polizeibeamter. Aber es ist meine Aufgabe zu helfen."*

Jeden Freitagabend feiert Matthew den Schabbat, mit einem jüdischen Kumpel kocht er Lachs, Spargel und Kartoffeln für jeden, der kommen möchte. Einige Wochen nach Dereks Outing schreiben sie ihm: "Was machst du am Freitagabend?"

Nach allem, was Matthew weiß, ist Derek ein rechter Extremist. Aber er ist immer noch derselbe Mensch. Einer, der sich nicht an Lästereien beteiligt und im Gespräch eher zuhört als redet. Vielleicht, denkt Matthew, hat Derek einfach nie Zeit mit einem Juden verbracht. Vielleicht ist unser Treffen eine Chance.

Er habe damals nichts mehr zu verlieren gehabt, sagt Derek. Am Freitagabend steht er mit einer Flasche Wein vor Matthews Tür.

Auf dem Campus hat sich herumgesprochen, dass Matthew Derek eingeladen hat. Viele Kommilitonen möchten kein Mahl mit einem Rassisten teilen. Matthews Mitbewohnerin rauscht wortlos in ihr Zimmer, in dem sie den Rest des Abends bleibt. Den wenigen, die kommen, nimmt Matthew ein Versprechen ab: Niemand spricht mit Derek über Politik. Matthew fürchtet, dass er dann dichtmacht und nicht wiederkommt. Stattdessen reden sie über die Uni, ihre Vorlesungen, Professoren.

Derek sitzt still dabei, aber er fühlt sich wohl. Als Matthew ihn am nächsten Freitag erneut einlädt, sagt Derek zu. So geht es viele Wochen lang.

Die meisten Schabbat-Gäste machen sich nach dem Essen auf zu Partys. Für Matthew und Derek dagegen endet der Abend: Matthew darf als orthodoxer Jude am Freitagabend nicht feiern. Derek gilt auf den Partys als Persona non grata. Nach einem der Essen beschließen die beiden, einfach sitzen zu bleiben. Als Matthews Mitbewohnerin in der Nacht zurückkommt, unterhalten sich Matthew und Derek noch immer.

Matthew: *"Es stellte sich heraus, dass wir eine Menge Gemeinsamkeiten haben. Derek hat eine Vorlesung über christliche Inschriften besucht, ich interessiere mich für Religion. Wir haben uns toll unterhalten. Viele Menschen schauen auf die Dinge, die sie trennen, anstatt auf die, die sie verbinden."*

Psychologen, die mit Extremisten arbeiten, sagen, viele Aussteiger hätten eines gemeinsam: Sie hatten einen Menschen außerhalb der Szene, der ihre Ansichten ablehnte und trotzdem den Kontakt hielt. Der eine Brücke baute, wo andere sie abbrachen. In Dereks Fall genügt eine Person nicht. Es braucht zwei.

Matthews Mitbewohnerin heißt Allison Gornik, und an den folgenden Freitagabenden beginnt sie, sich zu wundern:

Allison: *"Warum kommt man Woche für Woche zu einem Schabbat-Essen, wenn man an die 'jüdische Weltverschwörung' glaubt? Das ergab einfach keinen Sinn. Ich fragte mich: Wer ist dieser Typ?"*

Allison ist angehende Psychologin. Im April 2012 nimmt sie zusammen mit Derek an einem Segeltörn teil, den ein Kommilitone veranstaltet. Sie kommen ins Gespräch. Sie werden Freunde.

In den kommenden Wochen gehen sie zu zweit segeln, fahren an den Strand und wandern in den Everglades. Allison beginnt zu verstehen, warum ihre Freunde Derek mögen. Derek ist nie wütend, er ist fürsorglich. Als Allison beim Segeln einmal aus dem Boot fällt, springt Derek ins Wasser, um sie herauszuziehen.

Allison: *"Er passte nicht in das Bild, das ich von Rassisten und Nationalisten hatte. Aber wir sprachen nie darüber. Sein politisches Engagement war der Elefant im Raum."*

Kurz vor den Sommerferien im Jahr 2012 steigen Derek und Allison zusammen auf das Dach ihres Studentenwohnheims. Allison hat den Ort extra gewählt: Hier sieht sie niemand, hier sind sie ungestört. "Können wir über deine Ansichten reden?", fragt sie.

Derek wird ernst, aber er verweigert sich nicht. Weiße würden in Amerika diskriminiert, sagt er, und es sei seine Pflicht, für sie einzustehen. Er zitiert Pseudostudien, die angeblich belegen, dass Menschen mit heller Haut klüger seien als andere ethnische Gruppen. Derek erzählt auch von seiner Familie, die seit Jahrzehnten für diese Weltsicht kämpft.

Allison: *"Ich habe mich gefragt: Darf man mit jemandem befreundet sein, um ihn zu ändern? Aber ich habe nicht erwartet, dass wir uns so schnell nahekommen. Also versuchte ich, zu verstehen, wer er ist."*

Von da an bringt sie häufig Studien mit, wenn sie sich mit Derek trifft. Beweise, dass IQ-Test-Resultate sich nicht mit Genen erklären lassen. Dass Weiße in den USA es häufig leichter haben als Minderheiten. Dass Schwarze und Latinos oft im Schulsystem, auf dem Arbeitsmarkt, selbst beim Kauf eines Autos benachteiligt sind.

Allison: *"Ich mochte Derek, aber es war mir wichtig, seine Ansichten nicht zu ignorieren. Seine Ideologie schadete und verletzte andere Menschen – das wollte ich ihm klarmachen. Sonst hätte unsere Freundschaft auf Dauer nicht bestehen können."*

Es ist nicht das erste Mal, dass jemand Derek widerspricht. Doch es ist das erste Mal, dass Derek der Person vertraut und sie schätzt. Genauso, wie er Matthew schätzt und dessen Schabbat-Freunde. Juan, der peruanische Wurzeln hat und ohne Englischkenntnisse in die USA kam. Moshe, der einen Teil seiner Familie im Holocaust verlor. Einmal, so erzählt es Derek heute, habe er sich beim Essen am Freitagabend umgesehen und gedacht: Wie komme ich darauf, dass ich derjenige bin, der hier diskriminiert wird?

Derek: *"Vorher waren diese Leute für mich abstrakt, sie waren nicht real. Aber dann habe ich ihre Geschichten gehört. Ich wusste immer, dass ich Menschen mit meiner politischen Arbeit schade, aber ich sah darin einen höheren Nutzen. Plötzlich zählten diese Argumente nicht mehr. Ich konnte meinen Freunden nicht ins Gesicht sagen: Ihr gehört nicht hierher."*

Derek, der Schwarze und Juden zur Auswanderung zwingen will, sitzt nun jenen gegenüber, die davon betroffen wären. Je näher er sie kennenlernt, desto grausamer scheinen ihm seine politischen Ziele. Und die seiner Familie, die nichts von Dereks Wandel ahnt.

Derek loggt sich immer seltener bei "Stormfront" ein. Manchmal verpasst er jetzt seine Radioshow. Die Uni sei stressig, sagt er zu seinem Vater. In Wahrheit paddelt Derek stundenlang mit seinem Kajak und fragt sich, woran er noch glauben soll.

Im Sommer 2013 – drei Jahre nach seinem Studienbeginn – besucht Derek seine Familie. Er hilft seinen Eltern, Fenster zu reparieren. Überall im Haus laufen Fernseher, auf denen sein Vater die Nachrichten verfolgt. Jeder Bericht über Mord und Totschlag ist für Don Black der Beweis eines aufkeimenden Bürgerkriegs. Derek kommt das lächerlich vor, wie ein Kult, bei dem man jede Information so interpretiert, dass sie ins eigene Weltbild passt.

Am Abend fährt er in eine Bar. Derek holt seinen Computer heraus und beginnt zu tippen. "Ich kann keine Bewegung unterstützen, die mir sagt, ich kann nicht befreundet sein, mit wem ich möchte. (...) Meine Aussagen und Handlungen haben Schwarzen und Juden sowie Aktivisten, die sich um Chancen und Fairness für alle bemühen, geschadet. Ich entschuldige mich für den Schaden, den ich angerichtet habe." Dann schickt er die E-Mail an eine Bürgerrechtsorganisation.

Derek: *"Ich war erleichtert. Ich hatte das Gefühl, das Richtige getan zu haben. Aber da war auch Angst. Am nächsten Tag bin ich abgereist. Ich wollte nicht bei meinen Eltern sein, wenn bekannt wird, was ich geschrieben habe."*

Tage später, Derek ist zurück an der Uni, ruft ihn sein Vater an. "Du wurdest gehackt", sagt Don. Die Bürgerrechtsorganisation hat Dereks Brief veröffentlicht: "Aktivistensohn eines wichtigen rassistischen Führers distanziert sich vom weißen Nationalismus". Don Black hält das Schreiben für eine Fälschung. "Es ist echt", sagt Derek.

Sein Vater legt auf. Später ruft er zurück und sagt, er wünschte, Derek wäre nie geboren worden.

Seine Verwandten kündigen an, nie wieder ein Wort mit ihm zu sprechen. Sie sagen, er solle sich eine neue Familie suchen.

Derek*: "Kurz nach der Veröffentlichung hatte mein Vater Geburtstag. Ich bin hingefahren, aber meine Familie hat mich nicht ins Haus gelassen. Am Telefon haben meine Eltern geweint. Es war furchtbar."*

Er zieht ans andere Ende des Landes und beginnt ein Masterstudium. Holt vieles nach, was er als rechtsradikaler Teenager nicht durfte: Derek hört Popmusik und schaut Basketball, eine Sportart, die seine Familie auch wegen der vielen schwarzen Spieler ablehnte. Er abonniert die "New York Times" und spaziert durch Einwandererviertel. Derek ändert sogar seinen Namen, weil er hofft, dass man ihn dann im Netz nicht mehr findet.

Er will so viel Abstand wie möglich zwischen sich und die Vergangenheit bringen. Doch seine Vergangenheit wird immer mehr zu Amerikas Gegenwart. Im Sommer 2015 erschießt der 21-jährige Dylann Roof in einer Kirche in Charleston neun schwarze Gläubige. Roof hat einen Account bei "Stormfront": Er nennt sich "Lil Aryan", der kleine Arier. Als Derek von dem Anschlag hört, fragt er sich: Hat Dylann etwas gelesen, das von mir stammt? Habe ich ihn inspiriert?

Im selben Sommer verkündet Donald Trump seine Bewerbung für die Präsidentschaft. Trump schimpft auf Amerikas Eliten und die Presse. Es sind Methoden, die einst auch Derek nutzte. Einmal retweetet Trump einen Account mit dem Namen "@WhiteGenocideTM" – es ist der Begriff, den Derek mitprägte.

Seine Mutter besucht Trumps Wahlkampfveranstaltungen. David Duke unterstützt Trumps Kampagne. Die Rechten infiltrieren die Republikanische Partei, so wie es Derek ihnen 2008 geraten hat.

Umfragen aus dieser Zeit zeigen, dass ein Teil der weißen Amerikaner plötzlich glaubt, diskriminiert zu werden. Immer mehr US-Amerikaner sehen Einwanderung kritisch. Dereks frühere Ansichten sind Mainstream geworden.

Am Tag von Trumps Wahlsieg sitzt Derek in einem vierstündigen Seminar über islamische Geschichtsschreibung. Als er am Abend nach Hause kommt und den Fernseher einschaltet, hat Trump schon fast gewonnen. Was er fühlte, sagt Derek heute, war größer als Verantwortung und schwerer als Schuld.

Derek: *"Ich habe früher dieselbe Taktik verwendet wie er, dieselben Ideen verbreitet. Die Rechtsextremen haben ganz klar eine Rolle in Trumps Kampagne gespielt. Sie haben Memes verbreitet, ihm Gesprächsvorlagen geliefert. Vielleicht wäre das alles ohne sie nicht geschehen."*

Nach seinem Ausstieg hat sich Derek versteckt und geschwiegen. An seiner neuen Uni sprach er nie von seiner Vergangenheit und ließ Interviewanfragen von Reportern unbeantwortet. Doch nun will er nicht mehr stillhalten.

In einem Gastbeitrag für die "New York Times" warnt Derek wenige Tage nach Trumps Wahlsieg, dass Rechtsextreme die Politik unterwandern. Er beschreibt, wie er einst selbst seine Botschaften abschwächte, um zu verschleiern, worum es ihm wirklich ging: ein weißes, arisches Amerika, in dem Minderheiten rechtlos sind. "Keine Checks and Balances werden wieder einfangen können, was wir entfesselt haben."

Derek: *"Die Leute glauben, wenn man Trump aus dem Amt kriegt, ist das Problem gelöst. Aber das stimmt nicht."*

Derek spricht bei Events gegen Hass. Hilft, Geld für Projekte zu sammeln, die sich den Rechtsradikalen entgegenstellen. Er verfasst seine Doktorarbeit über die historischen Ursprünge von Rassismus und gibt dem "Washington Post"-Autor Eli Saslow viele lange Interviews, aus denen ein Buch entsteht. Es heißt "Rising Out of Hatred", auferstanden aus Hass.

"Es gibt keinen Moment, an dem ich meine Vergangenheit nicht ungeschehen machen möchte", sagt Derek. "Aber ich kann es nicht." Er tut Buße, so gut er kann: Er lehnt Jobangebote ab, von denen er glaubt, dass ein schwarzer oder jüdischer Bewerber sie verdient hätte. Das letzte Thanksgiving, eigentlich ein Familienfeiertag, hat Derek im Museum für Afroamerikanische Geschichte verbracht. Er ist so weit nach links gerückt, dass sein jüdischer Freund Matthew witzelt, er hätte "ruhig nach der Hälfte stehen bleiben können".

Doch es gibt einen Ort in Dereks Leben, der unpolitisch ist. Eine Einzimmerwohnung in Washington, wo Lichterketten an der Wand hängen und Kühlschrankmagneten von Reisen nach Barcelona und Argentinien zeugen.

Allison, die Psychologin, die Derek einst herausgefordert hat, wohnt mit ihm dort: Sie sind seit ihrer Unizeit in Florida ein Paar. Allison bewirbt sich gerade auf Klinikstellen im ganzen Land. Derek hofft, dass sie einen Job in Baltimore bekommt:

Dort lebt Matthew. Allison hat einen Spruch an ihre Zimmerwand geklebt: "Am Ende sind wir alle Geschichten. Sorg nur dafür, dass es eine gute ist."

A

l

l

i

s

o

n

,

d

i

e

P

s

y

c

h

o

l

o

g

i

n

,

d

i

e

D

e

r

Der schönste Tag der DDR

Am 4. November 1989 versammelten sich Hunderttausende Menschen am Alexanderplatz in Berlin zu einer der größten Demonstrationen der deutschen Geschichte. Es ging nicht um die Wiedervereinigung, sondern um neue Ideen für einen maroden Staat. Der Tag wurde von den folgenden Ereignissen überdeckt. Doch wenn man die Rednerinnen und Redner 30 Jahre später trifft, wird deutlich, wie wichtig dieses Datum noch heute ist

Von Patrick Bauer, Süddeutsche Zeitung Magazin, 04.10.2019

Thomas Neumann geht voran.

Am Samstag, dem 4. November 1989, kurz nach zehn, wartet der Schauspieler und Ensemblevertreter des Deutschen Theaters am Alexanderplatz und weiß nicht weiter. Der Fernsehturm steht in grauen Schleiern, aber es ist mild, fast frühlingshaft. Neumann ist müde. In den vergangenen Nächten hat dauernd sein Telefon geklingelt, nie war jemand dran. Die grün-gelbe Schärpe, auf der »Keine Gewalt« steht, hat er zu einem Halstuch gebunden. Um acht, beim Organisationstreffen in der Volksbühne, hatte jeder Ordner eine bekommen, allein vom Deutschen Theater 30 Mitarbeiter. Jeder bekam auch einen Polizisten zur Seite gestellt, in Zivil, vielleicht waren die auch von der Stasi. Sie trugen keine Waffen, dafür Plastiktüten, in denen Funkgeräte und Megafone lagen. So war jeder Ordner mit Schärpe samt Ordnungshüter mit Plastiktüte losgezogen, und die Duos hatten sich am Rand der geplanten Demonstrationsstrecke verteilt, bis zum Palast der Republik und zurück. Neumann und sein Polizist stehen am Startpunkt des Zuges, von dem niemand ahnt, wie lang er werden wird. Neben Neumann halten Kollegen, auch Jutta Wachowiak, seine Lebensgefährtin, das Transparent mit der Aufschrift »Protestdemonstration«, das sie gemalt haben, als sie hörten, der neue SED-Generalsekretär Egon Krenz wolle kommen. Der soll verstehen, dass sie nicht für *seinen* Sozialismus auf die Straße gehen.

Thomas Neumann ist 43. Als er zuletzt demonstriert hat, war er 15, am 1. Mai 1961 in Stralsund. Alle Schüler bekamen damals Papierfähnchen. Es fing an zu regnen. Neumann hatte einen Regenschirm mit goldenem Griff, auf den er stolz war. Er spannte ihn auf und steckte sein Fähnchen dran. Der FDJ-Sekretär der Schule sagte, Neumann solle den Schirm zumachen. Er klappte ihn ein, aber das Fähnchen steckte noch an der Spitze, die er albern in den Himmel reckte. Der FDJ-Sekretär befahl ihm, die Demonstration zu verlassen. In den Sommerferien teilte das Ministerium für Volksbildung mit, dass er, der Pfarrerssohn, von allen Oberschulen der DDR verwiesen sei. Deswegen lernte er Maurer. Und deswegen wäre er, als ihm klar war, dass er Mauern lieber einreißen wollte, fast nicht angenommen worden an der Schauspielschule in Niederschöneweide, weil ihn ein Prüfer gefragt hatte, was da gewesen sei, am 1. Mai 1961. Am 4. November 1989 spricht sich rum, dass die Schönhauser Allee, oben im Prenzlauer Berg, schon voll sei. Jutta fragt: Tommy, worauf warten wir? Vor einem Monat, als die Staatsmacht begann zu prügeln und rund um den 40. Nationalfeiertag allein in Berlin viele Hunderte verhaftet und misshandelt wurden, saß Juttas Tochter, aus voriger Beziehung, in der von der Polizei belagerten Gethsemanekirche. Neumann war bei seiner Tochter, auch aus voriger Beziehung. Danach hielten er und Jutta sich fest und sagten: Von heute an geht's nicht mehr!

Thomas Neumann liest am Alexanderplatz all die Plakate: »Radikale Wende oder Ende«, »Mit Gefängnisaufsehern kann man nicht über Freiheit diskutieren«, »SED – nee!« Wo ist sein Polizist? Wenn sie starten wollen, muss Neumann dem Bescheid geben, damit der den Verkehr abriegeln lässt. Tommy! Die schieben schon da hinten! So viele Abende saßen sie zusammen und heckten diesen Tag aus, der etwas ändern soll und der sie bereits verändert hat, und jetzt muss Neumann allein entscheiden. Vor ihm steht eine Wand aus Journalisten und Fotografen. Und ein PKW mit Anhänger, auf dem Tapetenrollen liegen, weil der olle Hager aus dem Politbüro gesagt hat, angesprochen auf die Reformen in der Sowjetunion, auf Gorbatschow und Glasnost und Perestroika: Nur weil der Nachbar seine Wohnung renoviere, müsse man bei sich nicht neu tapezieren. Thomas Neumann sagt: »Gehen wir los!« Er hat den Alexanderplatz nie so leise erlebt. Alle flüstern, als schleiche man durch einen Raubtierkäfig. Kein Motor. Kein Rassabumm wie bei den Militärparaden. Plötzlich

hört er ein Dröhnen, immer näher. Panzer? Es ist die S-Bahn. Das Leben geht weiter wie bisher, aber alles ist anders. Neumann denkt: Jetzt hole ich mir Schritt für Schritt mein Land zurück.

So beginnt der 4. November 1989. Die erste genehmigte nichtstaatliche Demonstration in der Geschichte der DDR: für die Artikel 27 und 28 der Verfassung, Recht auf Meinungs-, Presse- und Versammlungsfreiheit. Angemeldet von Schauspielerinnen und Schauspielern der Berliner Bühnen. Der Plan war zwei Wochen zuvor entstanden, auf einem Treffen von 800 Theaterschaffenden aus dem ganzen Land, im Großen Saal des Deutschen Theaters. Thomas Neumann hatte diese hitzige Diskussion moderiert, zu der Jutta Wachowiak einen Brief der Bürgerinitiative »Neues Forum« mitgebracht hatte: Antrag auf Demonstration. War es nicht an der Zeit, dass in der Hauptstadt so viele ihren Unmut zeigten wie in Dresden oder Leipzig, wo am 9. Oktober 70 000 Menschen ohne Erlaubnis durch die Stadt gezogen waren und trotz Angst vor einer »chinesischen Lösung« kein Blut geflossen war? Leute vom »Neuen Forum« hatten gehört, die Regierung habe eine Verordnung verabschiedet, die es leichter mache, Demonstrationen sogar zu beantragen. Der Anwalt Gregor Gysi sagte auf der Veranstaltung, er verstehe nicht, »dass sich keiner bemüht, mal diesen Rechtsweg zu gehen«. Da holte Jutta Wachowiak den Brief hervor. Bald bildete sich eine »Initiativgruppe 4.11.«, die in den folgenden zwei Wochen mit den kopflosen Behörden verhandelte, mit denen sie sich schließlich auf eine »Sicherheitspartnerschaft« einigte – und um die Rednerliste für die Abschlusskundgebung rang.

Seit dem 15. Oktober ist viel passiert: Erich Honecker trat nach 18 Jahren als Generalsekretär des Zentralkomitees zurück. Kurz vor dem 4. November kamen weitere Tausende Flüchtlinge in Prag an. Egon Krenz hat in seiner Antrittsrede bloß hohl von »Wende« geredet. Das Land blutet aus. Dass das Regime am Ende ist, steht trotzdem nicht fest, als diese Demonstration ihren Anfang nimmt. Kommt es zu Übergriffen der Polizei? Zu Provokationen aus der Menge? Wird es überhaupt eine Menge geben? In den Nachrichten, Ost und West, heißt es am Abend, 500 000 Menschen hätten sich versammelt, manche sprechen von einer Million. Der Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk errechnete später, dass es nicht mehr als 200 000 gewesen

sein können. Fest steht nur: Die Wirkung, die dieses Ereignis erzielt, ist größer als erhofft. Die Kundgebung wird live im DDR-Fernsehen gesendet – ohne dass dies genehmigt war. In der Übertragung massiver Kritik an der Staatsführung im Staatsfernsehen liegt wohl die größte Sensation des Tages. So hallen die Worte vom Alexanderplatz ins ganze Land, auch ins benachbarte und um die Welt.

Im Herbst 1989 verändert sich die Welt jeden Tag. Der 4. November wird in der Rückschau überdeckt vom 9. November, als in der Nacht die Mauer fiel. Der 4. November erscheint klein angesichts der Jahrestage, die in Deutschland groß begangen werden. Es ist ein Tag zwischen den Zeiten. Das Alte ist vorbei. Das Neue hat nicht begonnen. Wir wissen, wie es weiterging. Aber wie haben die Menschen, die damals für ein Land auftraten, das es nicht mehr gibt, die vergangenen 30 Jahre erlebt?

10 UHR 55: **HENNING SCHALLER** BÜHNENBILDNER

Der Alexanderplatz ist fast menschenleer, als Henning Schaller ihn um 7 Uhr betritt. Die Sonne zwängt sich durch den Beton. Techniker vom Theater hämmern die Holzbühne auf den Tieflader vor dem »Haus des Reisens«. Am Berliner Ensemble war sie Lenins Rednertribüne, in *Lenins Tod* . Dort wird die sozialistische Hoffnung früh begraben, hier soll sie wiederbelebt werden. Schaller, 45 Jahre, seit 1977 am Maxim-Gorki-Theater, hat schon viele Bühnenbilder entworfen. Dieses gefällt ihm besonders. Ein Transparent hängt am Lastwagen: »Die Straße ist die Tribüne des Volkes«. Hinter der Bühne: Hochhäuser. Leere Symbole der Macht. Davor: ein Volk in Sorge. Das ist gut. Vorausgesetzt, das Volk erscheint. Um die Weltzeituhr tigern Stasi-Typen, Schaller erkennt sie an den Herrenhandtaschen. Sie quatschen neugierige Passanten an: »Geht nach Hause!« Schaller ist noch blasser als sonst, seine Augen umrandet. Die anderen aus der Gruppe haben ihn zum Zeremonienmeister und Moderator dieser Kundgebung gemacht, weil er seine Gedanken strukturiert wie seine Bühnenskizzen. Bärbel Bohley vom »Neuen Forum« hatte den ausgebürgerten Wolf Biermann auf den Alexanderplatz eingeladen, aber Schaller meinte, ruhig und klar: Dann verliert der Tag den friedlichen Charakter! Das ist nur Provokation! Er ist selbst beim »Neuen Forum« aktiv. Der Parteisekretär am Gorki-Theater fragt ständig, ob er nicht in die

Gewerkschaft wolle. Oder in die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische-Freundschaft? Aber Schaller sucht sich seine Freunde selbst.

Peter Pragal kommt über den Platz, von 1974 bis 1979 DDR-Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung*, danach für den *Stern*, der erste Journalist aus dem Westen, der mit seiner Familie nach Ost-Berlin gezogen ist, in die Ho-Chi-Minh-Straße. Die Schallers und die Pragals sind eine gesamtdeutsche Großfamilie geworden, auch die Frauen und Kinder verstehen sich wie die beiden Männer, die nur wenige Worte brauchen, um viel zu lachen. Pragal merkt, dass Schaller nervös ist, er beruhigt ihn. Tatsächlich strömen bald aus den U-Bahn-Ausgängen und vom S-Bahnhof Menschen rüber zum Startpunkt der Demonstration. Namenlose Statisten, die endlich Hauptdarsteller sein wollen. Schaller weist den Weg.

Im Erdgeschoss des »Haus des Reisens«, direkt hinter der Bühne, liegt das »Café Espresso«. Das ist ihre Garderobe und ihre Kantine, hier kommen nach und nach die Redner an. Schaller sieht Heiner Müller, der an einer Zigarre nagt und nach Schnaps verlangt. Markus Wolf schleicht in den Raum. Christa Wolf unterhält sich mit ihm. Der Ex-Geheimdienstchef und die Schriftstellerin. Alle scheinen sich zu kennen. Die DDR, denkt Schaller, ist kein kleingeistiges, aber ein kleines Land. Auf einmal steht auch Günter Schabowski neben Schaller, als wäre es das Normalste, als Politbüromitglied am Samstagvormittag in einem verqualmten Bistro mit Künstlern darauf zu warten, von einem Bühnenbildner mitgeteilt zu bekommen, wann man auftreten dürfe. Was ist das für eine Szene, denkt Henning Schaller, was haben wir da Unwahrscheinliches inszeniert?

Es ist an ihm, den Vorhang fallen zu lassen.

30 Jahre später, im Februar 2019, sitzt Henning Schaller wieder in einem Café, im »Einstein Unter den Linden«. Vor dem nahen Brandenburger Tor lassen sich chinesische Touristen fotografieren. Schaller ist mit Peter Pragal gekommen. Pragal hat manch falsche Freunde in seiner Stasi-Akte, in der er »Starnberg« hieß, gefunden. Henning Schaller gehörte nicht dazu. Wenn er heute erzählt, erinnert sich Schaller nicht mehr an alles. Sein Geradeausblick, den er schon auf der Bühne auf dem Alexanderplatz hatte, die er damals um kurz vor elf erstmals betrat, verirrt sich in der

Masse aus Erlebtem. Pragal hilft ihm dann auf die Sprünge. Das war doch mit dem und dem. Die Freunde sind verbunden in der Erinnerung an die gemeinsame Zeit im entzweiten Land. Die Geschichte ist komplett, solange sie einander haben.

Der 4. November 1989 ist für Henning Schaller der Tag, an dem er alle zusammenbrachte.

10 UHR 59: **WENZEL & MENSCHING GERHARD SCHÖNE JÜRGEN EGER** MUSIKER

Henning Schaller will, dass Wenzel & Mensching die Leute bei Laune halten, bis alle aus dem nicht endenden Demonstrationszug angekommen sind und die Kundgebung beginnen kann. Hans-Eckardt Wenzel, 34, und Steffen Mensching, 30, sind verkatert. Sie touren als singende Clowns seit Wochen umher, sie haben auch vor Rentnern in Villingen-Schwenningen gespielt und vor Kiffern in West-Berlin. An einer Stelle ihres Programms streiten sie darüber, wann die Revolution beginnen soll. Danach treten sie hinter die Bühne und tun, als überwältige sie jemand. Im Osten dachte das Publikum oft, sie wären echt verhaftet worden, es gab Tumulte. Im Westen klatschten die Leute höflich.

Wenzel, mit den wirren Haaren und der Gitarre, und Mensching, mit dem Mikrofon und dem kahlen Haupt, singen den sarkastischen *Dankchoral*: »Dank all den geheimen Männern, jenen guten Seelen-Kennern, die im steten Dunkel bleiben, pünktlich die Berichte schreiben«. Jürgen Eger lauscht auf den Stufen zum Podium. Eger, 1954 geboren, heißt auch Hanns Sänger, aber das weiß hier noch niemand. Den Namen hat er als Inoffizieller Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit gewählt. Hanns wie sein Idol Hanns Eisler. Sänger, das ist sein Beruf. Den er zuerst nicht hatte ausüben dürfen: Die FDJ ließ ihn, der nie in der Partei war, nicht auftreten. Ein Jahr später wurde Eger angeworben. Nun hatte er viele Auftritte, sogar im Westen. Eger ermöglichte der Stasi Einblicke in verschworene Musikerkreise – und war ihr doch nicht geheuer. Denn das, was Eger öffentlich kundtat, wurde immer kritischer. Er wetterte auf seinen Konzerten etwa gegen die Kommunalwahlergebnisse. Hätte die Stasi die Quelle Sänger nicht gebraucht, der Sänger Eger hätte nicht auftreten dürfen.

Eger singt und klampft an diesem Tag sein melancholisches *Rüber geh'n*. Es ist eine Hymne gegen die Massenflucht aus der DDR, sie passt nicht zu der aufgeregten Ausgelassenheit im Publikum, die Menschen blicken sich ungläubig um, wie überwältigt von sich selbst. Niemand lacht und jubelt bei Eger wie bei Wenzel & Mensching oder Gerhard Schöne, der Mit dem Gesicht zum Volke darbietet, das in diesem Herbst zum Hit geworden ist. Schöne, Pfarrerssohn aus Coswig in Sachsen, der nicht studieren durfte, weil er den Dienst an der Waffe verweigert hatte, ist auf dem Höhepunkt seiner Karriere angekommen, als dieser Staat in seine größte Krise stürzt. Im Oktober hatte er den Nationalpreis der DDR erhalten. Das Geld spendete er politischen Gefangenen. Sie haben ihn unterschätzt. Schöne ist mit Kinderliedern bekannt geworden, *Kinderland* musste zigfach nachgepresst werden: »Wo die Kinder alles dürfen, kippeln, krabbeln, schmatzen, schlürfen, popeln, alle müssen kräftig schreien, es gibt tolle Keilereien, Löcher in den Hosen, kein Erwachsener, der gleich zankt, sofort Disziplin verlangt, denn dort gibt's keine Großen.« Schöne, der die Bäume und das Wilde aus seiner Kindheit vermisst, wenn er seine Tochter in den Kindergarten bringt in diesem genormten Plattenbaualltag, hatte verstanden, dass er für die Kleinen wirkungsvoller vom Großen singen konnte.

30 Jahre später, im Mai dieses Jahres, sagt Gerhard Schöne, nun 67 Jahre alt, dass mit der Wende sein zweiter Frühling begann. Mit seiner zweiten Frau hat er fünf Kinder. Sie zogen in die Nähe von Meißen, in ein Bauernhaus mit Garten. Als der Bürgerrechtler Frank Richter 2018 als Oberbürgermeister kandidierte, wurde im Kino ein Film über den Herbst 1989 gezeigt. Die Kinder interessierte das, es fing gerade an mit den »Fridays for Future«. Schöne erklärte, so ein Streik wäre in der DDR unmöglich gewesen. Seine Konzerte sind heute anders. Die Kinder hängen am Handy oder können nicht stillsitzen. Es kommen vor allem die Kinder von damals mit ihren Kindern zu Schönes Auftritten. Manchmal spielt er für sie im Foyer die alten Sachen. Aus der Küche blökt das Lamm im Babylaufstall. Die Schönes ziehen es auf. Die Schafe weiden unter dem Baum, auf den die Kinder klettern. Vor dem Fenster sieht Schöne das Kinderland, das einst verloren ging. Der 4. November 1989 ist für Gerhard Schöne der Tag, an dem er wusste, dass er fortan anders singen würde.

Steffen Mensching, Intendant des Theaters Rudolstadt in Thüringen und dieses Jahr mal wieder mit Wenzel auf einer Bühne, fühlt sich an die Zeit vor der Wende erinnert. Damals redeten Menschen auf Familienfeiern auch nicht mehr mit ihm. Weil er trotz allem, was er richtig fand im Sozialismus, überzeugt war von der Freiheit, nach der er sich sehnte. Heute reden Menschen auf Familienfeiern nicht mehr mit ihm. Weil er trotz allem, was er falsch findet seit der Wiedervereinigung, überzeugt ist von der Freiheit, in der er seitdem lebt. Und weil er nicht verstehen kann, warum so viele glauben, dass diese Partei, die von Westdeutschen orchestriert wird und die Frechheit besitzt, eine »Wende 2.0« auszurufen, Lösungen hat. Mensching meint die AfD. Der 4. November 1989 ist für Steffen Mensching der Tag, an dem er dachte, dass sie weiterkommen.

Jürgen Eger sitzt im Juli 2019 bei McDonald's und erzählt vom Kommunismus. Er hat den Treffpunkt vorgeschlagen. In einem Einkaufszentrum am Ende von Berlin. Jürgen Egers Glatze ist braun gebrannt wie seine muskulösen Arme. Er trägt eine tarngrüne kurze Hose. Neben ihm steht ein praller Rucksack. Er wohne seit 18 Jahren nicht mehr, sagt Eger, er halte sich nur auf, an unterschiedlichen Orten. Seit 1998 werde er strafverfolgt. Seit 1990 habe er Berufsverbot. Das heiße in diesem System nur nicht so.

In seinen zahlreichen Facebook-Einträgen regt sich Eger über »pfaffen-commerzsender« oder die »kanzlerhure« auf. Eigentlich, sagt Eger, erzähle er »West-Idioten« nichts mehr. Das habe keinen Zweck. Es habe keine »Stasi« gegeben, sagt er, nur das Ministerium für Staatssicherheit, und mit dem habe er geredet, weil in der DDR alle miteinander im Gespräch gewesen seien. Heute, sagt er, sei es verboten, mit ihm zu reden. Ist das gerade kein Gespräch? Doch, aber die Wahrheit werde nicht gedruckt.

Eger sagt, er habe in Genf, Straßburg, in Wien und in Warschau um Asyl gebeten. Wegen des Apartheidsystems, in dem er lebe. Er sei mit seinem Wohnmobil in diese Länder gefahren und habe wieder zurückkehren müssen. Sogar beim Roten Kreuz habe er um Hilfe gebeten. Er kramt einen Focus-Artikel aus den frühen Neunzigerjahren hervor: Es geht um die höhere Herzinfarktrate in den damals neuen Bundesländern. »Rätselhafte Herzinfarkte« steht darüber. Das wolle niemand mehr

hören in diesem Blödland, sagt Eger. Die anderen, die auf dem Alexanderplatz auftraten, sagt Eger, hätten vergessen, worum es damals gegangen sei. Der 4. November 1989 ist für Jürgen Eger der Tag, an dem alle außer ihm verstrahlt wurden.

11 UHR 25: **MARION VAN DE KAMP** SCHAUSPIELERIN

Bei einem der Genehmigungstreffen für diese Veranstaltung sagte der Berliner Polizeipräsident zu Marion van de Kamp: Wer das Mikrofon hat, hat die Macht! Van de Kamp, 64, Ensemblemitglied der Volksbühne, saß, während die anderen demonstrierten, vor der Holzbühne und hielt die beiden Mikrofone fest umklammert. Ihr blondes Haar ist nach hinten geweht, als wäre sie in einen Sturm geraten. »Wir, die Mitarbeiter der Berliner Theater, heißen Sie herzlich willkommen. Die Straße ist die Tribüne des Volkes überall dort, wo es von den anderen Tribünen ausgeschlossen wird.« Sie spricht langsam, als habe sie Sorge, ihre Sätze könnten auf den letzten Metern kaputt gehen. Jedes Wort scheppert nach, einmal, zweimal, dreimal, die aufgestellten Lautsprecher entlang, weit, in Richtung Mauer, bis es wieder bei ihr ist und ihr Kraft gibt für das nächste. »Hier findet keine Manifestation statt, sondern eine sozialistische Protestdemonstration. In diesem Sinne!« Marion van de Kamp nickt dem Alexanderplatz ermutigend zu, bevor sie abtritt. Es ist nicht das Mikrofon, das einem Macht gibt, sondern die Sätze, die man hineinspricht.

11 UHR 26: **JOHANNA SCHALL & ULRICH MÜHE** SCHAUSPIELER

Die Schauspielerin und der Schauspieler der Stunde, 36 und 31 Jahre alt, Stars am Deutschen Theater, haben mehr als ein Jahr zuvor im DEFA-Film *Die erste Reihe* das Liebespaar Lilo und Rudolf gespielt, das im Berlin des Jahres 1933 erlebt, wie das Land zu einer Diktatur wird, und sich dem Widerstand anschließt. Nun ist das Jahr 1989 fast vorbei, in dem nicht länger zu ignorieren war, zu welcher Diktatur ihr Land verkommen ist, und die beiden erscheinen dort oben wie zwei zeitlose Figuren.

Es ist ein Privileg, Theater zu machen. Mühe hat damit in Leipzig angefangen, hat dann in Karl-Marx-Stadt gespielt, bevor ihn Heiner Müller 1982 nach Berlin holte. Seinen Wehrdienst hatte Mühe auch hier geleistet, bei den Grenztruppen, an der Mauer und darunter, in den Katakomben und den verplombten U-Bahn-Schächten, wo sich auch an diesem 4. November, so lauten die Gerüchte, Soldaten bereithalten. Mühe

bekam als Soldat Magengeschwüre. Er durfte weg von dieser Mauer, an der er sich fragte, was er täte, wollte einer drüber. Vier Jahre zuvor war Mühe in Shakespeares *Kaufmann von Venedig* von Thomas Langhoff der Diener Lanzelot. Als der hadert, ob er abhauen soll aus der Knechtschaft, legte Mühe drei Ziegelsteine auf die Bühne. Die Zuschauer jubelten. Sie sahen: Diese Steine waren eine Mauer.

Mühe verlässt das Land immer häufiger zu Dreharbeiten im Westen, kommt aber jedes Mal zurück. Weil ein Schauspieler nur zu Hause sein kann, wo das Publikum ihn versteht. Mühe wollte immer die Welt verändern mit dem Theater, aber in diesen Tagen verändert die Welt das Theater. In den Proben im Deutschen Theater hören sie Sirenen und Hubschrauber. Draußen rennen und schreien die Leute, und Mühe denkt manchmal, eigentlich müssten sie, die Schauspieler, bei diesem Lärm verstummen. Aber sie machen weiter, jeden Tag, ab zehn Uhr. Heiner Müllers Irrsinnsinszenierung *Hamlet/Maschine*. Der Prinz kehrt nach dem Tod des Vaters in ein Dänemark zurück, in dem es vor Depressiven und Untoten wimmelt. Ein Untertanenstaat in den letzten Atemzügen. Aktueller geht es nicht. Mühe taumelt als Hamlet über die Bühne. Und auch auf den Alexanderplatz.

Johanna Schall liest aus dem »Vorschlag für eine Verfassung der französischen Republik 1793«: »Die Regierung ist eingesetzt, um dem Allgemeinwillen zur Anerkennung zu verhelfen …« Nachdem Mühe die Artikel 27 und 28 der DDR-Verfassung verlesen hat, trägt Schall »einschränkende Paragrafen« aus dem Strafgesetzbuch vor, deren Streichung sie fordern. »Wer eine Zusammenrottung organisiert oder anführt …in Klammern …RÄDELSFÜHRER, wird mit Freiheitsstrafe von einem bis zu acht Jahren bestraft.« Als sie »Rädelsführer« sagt, huscht ein Lachen über Schalls strenge Miene. Auch Mühe lächelt, die Hamlet'sche Gram weicht von ihm, der Ausdruck eines Mannes, der den Geschehnissen ausgeliefert ist. Das sind ja sie, Lilo und Rudolf, Johanna Schall und Ulrich Mühe: die Rädelsführer.

Wenn Ulrich Mühe sich später an den 4. November 1989 erinnerte, sagte er: »Es gab kurz diesen Traum!« Aber die Leute seien nicht bereit gewesen für irgendwelche Sozialismus-Experimente. Und: »Die Diktatur der Intellektuellen wäre auch grauenvoll geworden.« Vor Ulrich Mühes Tod am 22. Juli 2007 fand ein

Shakespeare'sches Drama um ihn und die Schauspielerin Jenny Gröllmann statt, mit der er am 4. November 1989 noch verheiratet ist und eine Tochter hat. Gröllmann, selbst an Krebs erkrankt, ließ Mühe untersagen zu behaupten, sie sei IM gewesen. »Kollegen, die ihn von früher kennen«, wurden in der Presse zitiert: Mühe sei zu DDR-Zeiten kein mutiger Mensch gewesen, er habe gehadert, ob er auf dem Alexanderplatz sprechen soll. Im medialen Streit um den Streit zwischen Mühe und Gröllmann ging es nicht zuletzt darum, was vom Leben vor 1990 bleibt. Nach seinem Tod stand über den Oscar-Preisträger Ulrich Mühe im *Spiegel*: »Als er fünf Tage vor dem Fall der Mauer auf der Großkundgebung auf dem Alexanderplatz endlich seine Stimme gegen das Regime erheben konnte, hatte es sich praktisch schon selber aufgelöst. Richtig besiegt hat er es erst fast 20 Jahre später, in seiner Rolle als Stasi-Abhörspezialist in dem Film *Das Leben der Anderen* – niemand zuvor hat so genau das gespielt, was diese Diktatur anrichtete.«

Johanna Schall trägt ihre Haare 30 Jahre später fast so kurz wie auf dem Alexanderplatz. Sie hat in den Hackeschen Höfen eine Wohnung gefunden, in ihrem alten Kiez. Schall ist auch zurück auf der Bühne, in der »Komödie am Kurfürstendamm«. Nach der Wende, fand Schall, spielten sie am »Deutschen« nur schickes Theater für schicke Leute. Ab 1997 arbeitete sie nur als Regisseurin. Schall ist eine Enkelin Bertolt Brechts, Tochter der Schauspielerin Barbara Brecht-Schall und des Brecht-Darstellers Ekkehard Schall. Seit dem Tod der Mutter vor vier Jahren ist Johanna Schall mit ihrer Schwester Nachlassverwalterin des Brecht-Erbes, verantwortlich für diesen Schatz, der oft Bürde war.

Die Hälfte ihres Lebens lebt sie nicht mehr in der DDR. Schall sagt, sie sei glücklich darüber, dass dieses Land weg ist. Das heiße nicht, dass sie hier alles prima finde. Ihr gefällt nicht, wenn die DDR posthum glorifiziert wird, sagt Johanna Schall, aber dass die Biografien gar nichts mehr wert sein sollten, hat viele hart getroffen.

Es gibt ein schönes Symbol für die Monate vor und nach dem 4. November: die Wandzeitung am Bühneneingang des Deutschen Theaters. Bis zum Herbst 1989 hing dort ein Glaskasten mit vergilbten Gewerkschaftsmitteilungen. Tommy Neumann, neben Schall der Gewerkschaftsvertreter, hängte stattdessen eine Holzplatte auf. Nun pinnte jeder hin, was ihm wichtig war: Resolutionen, Statements, Interviews und

Artikel. Für den 4. November sammelten sie Slogans und Freiwillige. Morgens standen Grüppchen davor, lasen, redeten, stritten. Die Wandzeitung machte Johanna Schall froh. Aber nach dem 9. November war Tommy Neumann der Einzige, der noch etwas an diese Wand steckte. Einen wütenden Offenen Brief an Helmut Kohl. Oder die Mitteilung, dass nicht genügend Kolleginnen und Kollegen zur Neuwahl der Ensemblevertretung erschienen waren. Alle waren in verschiedene Richtungen geströmt.

Eigentlich, sagt Johanna Schall, die am Zustandekommen dieser Demonstration, das sagen alle, beteiligt war wie kaum jemand, erinnere sie keine Details. »Mir kam es in den Jahren danach vor, als würden wir Theaterleute bei diesem Vorgang überbewertet«, sagt sie. »Klar, das war viel organisatorische Arbeit. Aber die ganze Basisarbeit haben andere Leute mit viel mehr Mut und viel mehr Risiko gemacht.« Ihnen sei es am Theater zu gut gegangen, sagt Schall. Sie hätten zu lange die Schnauze gehalten, seien zu spät gekommen. Der 4. November 1989 ist für Johanna Schall der Tag, an dem sie beschloss, nie wieder feige zu sein.

11 UHR 36: **JAN JOSEF LIEFERS** SCHAUSPIELER

Jan Josef Liefers, 25, früh mit seinem Freund Tobias Langhoff ans legendäre Deutsche Theater gekommen, direkt von der Schauspielschule, früh Vater geworden, ein Jahr zuvor, erlebt seine Rede, die er am Abend, mit der linken Hand getippt hat, weil die rechte nach einem Bühnenunfall eingegipst ist, wie in Zeitlupe. Auch den Beifall für seine Forderung, die Macht zwischen der Mehrheit und den Minderheiten aufzuteilen. Danach, so schildert es Liefers später in seinem Buch *Soundtrack meiner Kindheit*, braucht er einen Kaffee. Das »Café Espresso« ist verwaist, die Gitarren der Musiker liegen herum, Taschen, Mäntel. Liefers will sich an einen Tisch setzen, da hört er eine freundliche Stimme: »Möchten Sie auch ein Stück Pflaumenkuchen?« Der schlanke Mann mit dem kurzen, grau melierten Haar erinnert ihn ein bisschen an Paul Newman. Es ist Markus Wolf, der im Westen als »Mann ohne Gesicht« bekannt wurde. Wolf entstammt einer berühmten kommunistischen Familie, sein Vater Friedrich, jüdischer Herkunft, war Arzt und Schriftsteller, der Bruder Konrad wurde Filmregisseur. Die Wolfs emigrierten 1934 in die Sowjetunion und überlebten im Moskauer »Hotel Lux« die Zeit des »Großen Terrors«, Stalins »politische

Säuberungen«. 1952 wurde Wolf, mit 29, Leiter des DDR-Auslandsnachrichtendienstes APN – und später erster Stellvertreter des Ministers für Staatssicherheit. Ab den Fünfzigerjahren gab es kein Foto von ihm, bis der BND Wolf 1979 auf einem Bild in Stockholm erkannte und die Aufnahme im *Spiegel* gedruckt wurde. 1989 ist Wolfs Buch Die Troika erschienen, in dem er mit der Stalin-Zeit abrechnet.

Markus Wolf stellt den Kuchen vor Jan Josef Liefers. Nach ein bisschen Geplauder muss Wolf zur Bühne. Liefers bleibt. In diesen Tagen fürchtet er, den Einberufungsbescheid zu erhalten. In den Westen will er eigentlich nicht. Aber zum Militär auf keinen Fall. Der meistgesuchte Spion der Welt hat ihm Pflaumenkuchen serviert. Das muss das Ende der DDR sein. Oder der Beginn eines Experiments, das man nicht verpassen möchte.

11 UHR 42: **GREGOR GYSI** RECHTSANWALT

Gregor Gysi sitzt Anfang 2019 vor einem roten Miniatur-Karl-Marx, der auf dem Boden steht, in seinem Bundestagsbüro und tut, worin er sehr gut ist: von Gregor Gysi erzählen. Er sagt, als er seine Autobiografie geschrieben habe, sei ihm über sich beziehungsweise über die dritte Person, von der er manchmal spricht, wenn er sich meint, klar geworden: Er sei durch und durch Anwalt! Zum Anwalt kämen nie die mit der glücklichen Ehe, sondern die mit Problemen. Daran gewöhne man sich, Probleme ziehen Gysi an. Deswegen sprach er auch mit Uli Hoeneß, als den plötzlich viele mieden.

Am 8. November 1989 wurde bekannt, dass Gysis Antrag auf Zulassung des »Neuen Forums« als politische Vereinigung vom Innenministerium angenommen wurde. Das »Neue Forum« fragte, ob er Teil ihrer Führung werden wolle. Aber Gysi sagte: Leute, ihr braucht mich nicht mehr – aber dem Verein, dem ich seit 1967 angehöre, geht es an den Kragen. Er wurde letzter Parteivorsitzender der SED. Am 11. Dezember 1989, erzählt Gysi, telefonierte er mit Gorbatschow. Der sagte: Wenn Sie die SED aufgeben, geben Sie die DDR auf, und wenn Sie die DDR aufgeben, geben Sie die Sowjetunion auf! Da sagte Gysi: Bitte nicht auf den Schultern eines kleinen Berliner Advokaten die ganze Sowjetunion. Da musste Gorbatschow lachen. Nach der

Wiedervereinigung blieben für Gysi als Mandanten die ehemaligen Bürger der DDR. Und dazu zählt eben auch Gysi selbst.

Als Gregor Gysi auf die Bühne am Alexanderplatz trat, brach die Sonne durch die Wolken. »Liebe Freunde«, begann Gysi, »ich spreche eigentlich frei, ich hab's mir diesmal aufgeschrieben, damit ich auch danach noch weiß, was ich gesagt habe!« Mit dieser Anspielung auf die Verdrehung der Tatsachen hatte er sie gleich gewonnen. Als ihm zwischendurch applaudiert wurde, rief Gysi: »Sie nehmen mir ja meine kurze Redezeit!« Er hatte gewusst, dass er mit den von Henning Schaller angemahnten fünf Minuten nicht auskommt. Er forderte eine Überarbeitung des Strafrechts und rief: Die beste Staatssicherheit sei die Rechtssicherheit. Er wolle, dass die Bemerkung »Das möchte ich dir lieber nicht am Telefon sagen« der Geschichte angehöre. Die Demonstranten nahmen Gysi danach nicht mal übel, dass er sagte, weiter für die führende Rolle der Partei zu sein. Er, das SED-Mitglied, das viele SED-Geplagte vertreten hatte, gab den auf dem Alexanderplatz Versammelten das Gefühl, die andere Seite zu kennen und doch einer von ihnen zu sein.

Wenige Tage danach saß Gysi im DDR-Fernsehen, es ging um den Reisegesetzentwurf, den das Politbüro nicht auf die Kette kriegte. Gysi sagte: Man muss das Reisen erlauben oder nicht, dazwischen gibt's nicht! Heute sagt er: »Ich war, glaube ich, an dem Abend einer der beliebtesten Menschen der DDR, was sich leider vollständig drehte, als ich Parteivorsitzender wurde.« Du musst deine Eitelkeit beherrschen, sagt Gysi, sie darf niemals dich beherrschen. Er sagte: Liebe Fernsehzuschauer, wenn Sie Ideen für ein solches Gesetz haben, können Sie mir schreiben. In den nächsten Tagen hatte Gysi 6000 Briefe in der Kanzlei und bat Kollegen, mit ihm die Mandantenpost rauszufischen.

Ein Alarm ertönt in Gregor Gysis Büro. Hammelsprung! Von seiner Fraktion beantragt. Alle Abgeordneten werden in den Plenarsaal gebeten. Kommse mit! Gysi läuft zackig durch die Katakomben des Reichstags Die Aufzüge sind voll, mit Genossen und Kontrahenten. Jeder, ob CSU oder AfD, lächelt Gysi zu und versucht, in seine Ausführungen eingebunden oder wenigstens mit einem Nicken bedacht zu werden. Er habe mal zum damaligen Fraktionsvorsitzenden der CDU/CSU gesagt, redet Gysi ungebremst weiter, wenn sie von Anfang an netter zu ihm gewesen wären,

wären sie ihn schon lange los. Aber Gysi kann stur werden. Die immer wiederkehrenden Stasi-Vorwürfe. Die sich für ihn immer wieder offenbarende soziale Ungerechtigkeit. Gysi hat noch immer ein Mandat. Er wisse, sagt er, was die Leute aus dem Osten gewonnen, aber auch, was sie verloren haben. Wie viele sich als Verlierer der Geschichte fühlen. Erst die sowjetischen Besatzungsmacht statt der Amerikaner. Dann Helmut Kohl und nicht die Erfüllung aller Wünsche.

Seine 13 Minuten auf dem Alexanderplatz hat sich Gregor Gysi kürzlich noch mal angehört. Er fand sie zu lang. Die Pointen saßen aber. Der 4. November 1989 ist für Gregor Gysi der Tag, an dem er begann, sich von außen zu betrachten.

11 UHR 55: **MARIANNE BIRTHLER** REFERENTIN IM BERLINER STADTJUGENDPFARRAMT

Marianne Birthler hat sich Werner Fischers Parka geliehen. Einen dicken Parka, schwer von dem Erlebten, das sich in das Futter geheftet hat. Sie dachte, dann wäre der Mensch, der sie durch die revolutionären Monate begleitet hat, weiter bei ihr, als Geruch, wenn sie vor all den Demonstranten spricht, für die jene Revolution heute beginnt. In der Nacht hat Birthler ihre Rede geschrieben, auf A5-Karteikarten. Als sie Werner vorlas, war es schon früher Morgen. Sie hatten nicht geschlafen, als sie zum Alexanderplatz liefen.

Auf diesem räudigen Platz ist Marianne Birthler, 41, drei Töchter, geschieden, immer auch das kleine Mädchen, das sie hier war, als sie noch Radtke hieß. Sie spürt den Steinfußboden im Schnapsladen ihrer Eltern, in der alten Markthalle, lange bevor der Fernsehturm gebaut wurde. Durch den Keller, aus dem man die Ware holte, rannten die Ratten. Birthlers Vater hatte schon in den Briefen aus dem Krieg vom eigenen Geschäft geträumt. »Andreas Radtke – Weine und Spirituosen«. Der Laden war immer voll, viele der Regale leer. Am 13. Januar 1956, neun Tage vor ihrem achten Geburtstag, starb Birthlers Vater an der Tuberkulose, die er aus dem Krieg mitgebracht hatte.

Am 7. Oktober saß Birthler mit Werner im kleinen Gemeindebüro der Gethsemanekirche im Prenzlauer Berg am »Kontakttelefon«. Das hatten sie mit anderen gegründet, eine Nummer, 4484235, unter der Oppositionelle aus dem ganzen

Land anrufen konnten, um Termine durchzugeben, Adressen zu hinterlassen, Probleme zu melden. Der Pfarrer hatte ihnen Unterschlupf gewährt. In der Gethsemanekirche hielten auch Bürgerrechtler seit Anfang Oktober eine Mahnwache ab, und eine Fastengruppe hatte sich dazugesellt, alle kamen zusammen. An diesem Abend, dem 40. Geburtstag der Republik, wollten Werner und sie eine Kleinigkeit essen, sie ließen sich am Telefon vertreten. Als sie zurückgingen, war die Stargarder Straße abgeriegelt. Auf der Schönhauser Allee: Polizei, Lastwagen, Wasserwerfer und schwere Fahrzeuge, an die vorn unheimliche Gitter montiert waren. Werner und sie schlichen hintenrum in das Gemeindebüro. Das Telefon läutete. Die Anrufer berichteten: Vom Palast der Republik wurden sie abgedrängt. Eingekesselt. Niedergeknüppelt. Freundinnen und Freunde, Eltern und Kinder, Ehefrauen und Ehemänner waren auf Lastwagen geschubst und weggefahren worden. Rund um die Schönhauser hatte es Jagdszenen gegeben. Die drehen durch! Wir mussten uns ausziehen! Die verbliebenen Demonstranten sind vor der Kirche. Eins nach dem anderen, sagte Birthler, nicht die Nerven verlieren, wo genau wart ihr, kannst du mir das bis morgen aufschreiben, pass auf dich auf! Von diesem Unrecht, das sie dokumentierten, und von der gerade gegründeten unabhängigen Untersuchungskommission berichtet Birthler auf dem Alexanderplatz. Sie sagt: »Wir alle sind hier, weil wir Hoffnung haben!«

30 Jahre später erinnert sich Marianne Birthler daran, wie ein Bekannter aus dem Westen im Herbst 1989 sagten: Ihr seid alle so schön! Die Leute guckten anders, lachten anders, gingen anders. Wie verzaubert. Manchmal heißt es in der Rückschau, die DDR sei schon am Ende gewesen, als sie auf dem Alexanderplatz redeten. Aber wenn sie so gedacht hätten, sagt Birthler, wäre der unabhängige Untersuchungsausschuss zur Polizeigewalt, in dem sie dann Stasi-Offiziere verhörten, gar nicht möglich gewesen. Oder die runden Tische. Die Verfassungsdebatten. Kiloweise Gesetze verabschiedete Birthler in der Volkskammer, in der sie von März bis Oktober saß. Sie dachten noch nicht an ein Ende der DDR, natürlich auch, weil sie durch den Kampf gegen die SED mit dieser DDR verknüpft waren.

Als es später um den Einigungsvertrag ging, warnte Birthler, die Folgen einer ungleichen Vereinigung würden noch Generationen später zu spüren sein. Nach der

Geschwindigkeit und der Gleichzeitigkeit der Ereignisse im Herbst 1989 plädierten auch andere dafür, auf die Bremse zu treten. Birthler fand, die DDR-Bürger müssten sich erst aufrichten, um auf Augenhöhe in diese Einheit zu gehen.

Marianne Birthler sagt, sie habe das Wichtigste, was sie wollte, bekommen: als freier Mensch in einem freien Land zu leben. Dass sie nicht im Paradies landen würde, sei ihr klar gewesen. Als Ministerin in Brandenburg und als Leiterin der Stasiunterlagen-Behörde hat sie oft von Menschen gehört:

»Frau Birthler, dafür sind wir damals aber nicht auf die Straße gegangen!« Und sie versteht auch viele: Wenn man Existenzangst hat, denkt man nicht an die Freiheit.

Träume, sagt Marianne Birthler, sind nicht dafür da, in Erfüllung zu gehen. Träume sind der Treibstoff für die Realität. Was sie damals erlebt hat, nimmt ihr niemand mehr. Diese Gewissheit, dass die Verhältnisse, egal wie betoniert sie scheinen, sich ändern können. Birthler musste sich noch oft in den Arm kneifen wie auf der Holzbühne auf dem Alexanderplatz und sich sagen: Das passiert jetzt wirklich! Ihr, dem Mädchen aus dem Schnapsladen auf dem Alex.

Eines Tages soll Angela Merkel gewollt haben, dass Marianne Birthler Bundespräsidentin wird, 2016 war das. In den Zeitungen war zu lesen, Birthler habe kurzfristig abgesagt, weil sie Bedenken gehabt habe, ob sie dem Amt gewachsen wäre. Vielleicht heißt alles erreichen zu können nicht, es auch zu müssen. Manchmal kneift man sich in den Arm, und es tut weh. Der 4. November 1989 ist für Marianne Birthler der Tag, an dem sie wusste, dass es immer weitergehen wird.

12 UHR 06: **KURT DEMMLER** LIEDERMACHER

Johanna Schall und Henning Schaller haben Kurt Demmler nicht ohne Grund vor dem ehemaligen Stasi-General auf der Bühne eingeplant. Demmler singt, mit seiner ins Kieksende schnellenden Stimme: »Irgendeiiiiiiiner ist immer dabei, von der ganz leiiiiiisen Polizei, irgendeiner macht immer ein' Strich, und wenn's du nicht bist, bin's ich! So macht uns keiner unser'n Sozialismus kaputt … Wir halten ihn geheim bei Tag und bei Nacht, sonst hätt' uns ihn der Westen längst nachgemacht!« Der Alexanderplatz johlt.

Seine erfolgreichsten Lieder hat Kurt Demmler nicht selbst gesungen. Demmler hat den Soundtrack dieses Landes für andere geschrieben: Nina Hagen, die Pudhys, Karat und Silly. Doch je einflussreicher er war in diesem Land, desto kritischer sah er es. Demmler legte sich 1986 mit der Leiterin des Rundfunklektorats an und bekam Hausverbot. Seitdem macht er nur noch Kinderlieder, er hat *Der kleine Prinz* vertont. Demmler ist nicht so erfolgreich wie Gerhard Schöne, aber wenn er nach seinen Konzerten sagt, dass er junge Sängerinnen suche, bringen viele Eltern ihre Töchter nach vorne.

Am 3. Februar 2009 wurde Kurt Demmler gegen 6 Uhr 20 in seiner Zelle in der Justizvollzugsanstalt Berlin-Moabit gefunden. Er hatte sich mit seinem Gürtel am Fenster erhängt. Die Staatsanwaltschaft warf Demmler sexuellen Missbrauch von sechs Kindern im Alter zwischen zehn und 14 Jahren vor, insgesamt 212 Übergriffe. Demmler hatte die Mädchen zu Castings eingeladen.

12 UHR 10: **MARKUS WOLF** GENERALOBERST A.D.

Andrea Wolf, die Witwe des Mannes, den man »Stasi-General« nannte, was sie gar nicht mag, beschrieb die Lage ihrer Berliner Wohnung vor diesem Treffen im Sommer 2019 so: Das sei um die Ecke vom BND. Man muss eine schwere, kameraüberwachte Eisentüre und einen Hinterhof durchschreiten, dann fährt der Aufzug direkt in Wolfs Apartment. Ebenfalls anwesend bei diesem Interview: ihre Tochter aus erster Ehe, die Galeristin Claudia Wall und Paul Werner Wagner, Kulturmanager, der einst wie Andrea Wolf in Stasi-Haft saß und auf dem Alexanderplatz demonstrierte. Wagner führte das letzte öffentliche Gespräch mit Markus Wolf, eine Woche vor dessen Tod. Mittlerweile wahrt Wagner mit Andrea Wolf das Andenken an diesen Mann, der lange für das System stand, an dem sie beide verzweifelten.

Auf dem Küchentisch steht Pflaumenkuchen. Es werde leider, sagt Andrea Wolf, alles in einen Topf geworfen seit der Wende. Ihr Mann sei mit dem Mantra seines Vaters groß geworden. Nie wieder Krieg! Er habe Verantwortung übernommen und mit seinem Auslandsgeheimdienst und seinem weltweiten Netz aus »Kundschaftern«, wie Wolf seine Spione nannte, einen wichtigen Beitrag zum Frieden geleistet. Und

außerdem: Der BND nebenan sei ja auch nicht gerade ein Gesangsverein. Das Reden über ihren Mann, 2006 beerdigt, fällt Andrea Wolf noch immer schwer. Sie lernten sich auf einer Feier in KarlMarx-Stadt kennen, 1986. Wolf stellte sich mit falschem Namen vor, aber die Blicke waren echt. Vier Monate hatte sie wegen versuchter Republikflucht im Gefängnis verbracht. Im August ließ sich Markus Wolf scheiden. Im Oktober heirateten Andrea und er. Im November schied er aus dem Dienst aus.

Andrea Wolf sagt, der Herbst 1989, in dem das Volk aufstand gegen die Parteielite, deren Teil Markus Wolf war, sei die schönste Zeit gewesen mit ihrem Mann. Fast hundert Lesungen hat Wolf in jenem Jahr absolviert. Die Besucher stellten harte Fragen nach der Überwachung und der Stalin-Zeit. Markus Wolf, sagt seine Witwe, versuchte, ehrlich zu antworten. Das *Neue Deutschland* durfte *Die Troika*, sein Buch, nicht rezensieren. Andrea Wolf sagt, Erich Mielke habe ihren Mann für einen intellektuellen Spinner gehalten. Nach einer Lesung meinte sie im Auto zu ihm: Mischa, bald holen die uns ab! Dass Markus Wolf im Herbst 1989, wie es in der Westpresse hieß, auf ein hohes Amt geschielt habe, sei Quatsch, sagt Andrea Wolf. Er habe es genossen, frei zu sein.

»Nicht ohne zu zögern, nutze ich die Möglichkeit, an dieses Mikrofon zu treten«, so begann Markus Wolf seine Rede auf dem Alexanderplatz. Dass die Führung so lange in einer Scheinwelt gelebt habe, sei »bitter für uns Kommunisten«. Er wolle nicht verschweigen, dass er »33 Jahre General im Ministerium für Staatssicherheit war …«. Man verstand kein Wort mehr. Von unten beobachtete Andrea Wolf, wie ihr Mann, im grauen Trenchcoat, begann, mit seinen Zetteln in die Luft zu schlagen. Dem Mann ohne Gesicht entglitt das Gesicht. Aus »Aufhör'n!« wurde vereinzelt »Aufhängen!«. Wolf bekannte sich zu seiner Verantwortung, forderte aber, nicht alle Mitarbeiter seines ehemaligen Ministeriums zu »Prügelknaben« zu machen. Er ziehe den Hut vor der Besonnenheit der Demonstranten. Aber das ging unter in der Wut. Markus Wolf war als Schriftsteller auf die Bühne gestiegen. Als Stasi-General kam er herunter.

Markus Wolf tauchte 1990 unter. Die Amerikaner boten ihm viel Geld und ein Haus in Kalifornien. Doch er und Andrea Wolf flohen in die Tschechoslowakei. Dann nach Österreich, von wo sie ein KGB-Kurier über Ungarn nach Moskau brachte. Aber

auch dort wurden die Freunde weniger. Sie gingen zurück nach Österreich, der Antrag auf politisches Asyl wurde abgelehnt. Die Zeitungen spekulierten jeden Tag darüber, wo sie untergekommen waren. Im Herbst 1991 stellte sich Markus Wolf am Grenzübergang Bayerisch Gmain. Der Bundesstaatsanwalt wollte, dass Andrea Wolf in ein anderes Auto steigt, aber sie ließ seine Hand nicht los. Wenn sie heute davon erzählt, dass Markus Wolf in den Verhören keinen Kaffee bekam, weint Andrea Wolf. 1993 wurde Markus Wolf wegen Landesverrats und Bestechung zu sechs Jahren Freiheitsstrafe verurteilt, in Haft musste der damals 70-Jährige nicht mehr. Das Urteil wurde 1995 aufgehoben. 1997 wurde Wolf in einem anderen Prozess zu zwei Jahren Freiheitsstrafe auf Bewährung wegen Freiheitsberaubung, Nötigung und Körperverletzung in vier Fällen verurteilt. Wenn Andrea Wolf zum Gedenktag für Luxemburg und Liebknecht »zu Rosa und Karl« auf den Friedhof geht, liegen auch auf dem Grab ihres Mannes Nelken. Das rührt sie. Der 4. November 1989 ist für Andrea Wolf der Tag, an dem sie mit dem Staat, aus dem sie hatte fliehen wollen, vereint wurde.

12 UHR 24: **JENS REICH** MOLEKULARBIOLOGE

Jens Reich wartet auf Bärbel Bohley. Er hat sie gebeten, ihn auf den Alexanderplatz zu begleiten. Vielleicht, denkt er, eskaliert es an diesem Tag, und die Veranstalter bitten sie auf die Bühne. Bärbel ist das Gesicht dieser Revolution, die Populärste des »Neuen Forums«, sie regt viele auf, aber nur sie könnte die vielen auch wieder abregen. Um das »Haus des Reisens« wurde eine komische Absperrung befestigt, eine richtige Knastmauer. Auf der Bühne vor dem »Café Espresso«, in dem die alten und neuen Helden des Landes einander misstrauisch beäugen, fordern die, die ohnehin reisen dürfen, Reisefreiheit.

Markus Wolf kommt auf Bohley und Reich zu und sagt, das sei doch ein großartiger Tag heute, dass sie jetzt nicht mehr gegeneinander, sondern miteinander sind.

Seine Augen leuchten. Bohley guckt Wolf kurz von oben nach unten an und raunt Reich zu: »Jetzt geht die Scheiße wieder los!«

Die Stasi, glaubt Reich zu erkennen, hat sich vor der Bühne postiert und glotzt ihn an, als Henning Schaller ihn am Rockzipfel hochführt. Reich hat den Mitstreitern vom »Neuen Forum« seine Rede vorgetragen. Sie haben ihn überredet aufzutreten, niemand wollte, auch Bärbel nicht, sie hatte Sorge, sich zu früh mit den Regierenden zu zeigen. Jetzt spürt Reich, dass die Rede zu gewunden ist. Obwohl die Menschen beim Stichwort »Neues Forum« jubeln. »Nicht jeder von uns wird regieren wollen, aber jeder muss aufpassen können, dass nichts mehr unter den Teppich kommt, auch nicht Privilegien …« Das alte Arschloch solle mal aufhören, hört Jens Reich aus der Stasi-Reihe.

»Und ein letztes freundliches Wort, vielleicht können wir bei einer anderen Veranstaltung Erich Loest oder Wolf Biermann dabeihaben …« Die Stasi-Leute sind richtig böse. Halt's Maul, brüllt einer, Reich solle weggehen mit Biermann. Obwohl er Zuspruch spürt von den vielen, kaufen die wenigen Gegner dort unten ihm den Schneid ab.

Jens Reich wollte sich an diesem Tag im Mai 2019 mittags treffen, inzwischen ist es früher Abend, und er, 80 Jahre, spricht immer noch von dieser Kundgebung. Der 4. November sei der schönste Tag der DDR gewesen. Und gleichzeitig der Abgesang auf das Land. Es war, sagt Reich, eine Theatervorstellung, inszeniert von Brecht-geschulten Leuten. Jeder Redner hatte sein Couplet, jeder durfte seine zehn Minuten vor dem Volk singen, die Guten und die Bösen, immer abwechselnd, wie Puppen. Reich wird nie vergessen, wie Henning Schaller am Ende über das Mikrofon bat, die Transparente vorn an der Bühne abzulegen, um sie später im Rahmen einer Kunstausstellung zu zeigen. Wann gibt es das schon, fragt Reich, dass im Moment der Geschichtswerdung die Beteiligten an das denken, was im Schaukasten von ihnen bleibt? Und trotzdem, sagt Jens Reich, war es für ihn kein Schauspiel. Es war ein Endspiel. Es heißt, die Macht habe damals auf der Straße gelegen. Das stimmt, sagt Reich. Aber wer hätte sie aufheben sollen? Sie waren nicht angetreten, Herrschaft auszuüben. Sondern um sie in Frage zu stellen.

Auf dem Berliner Presseball 1990 lernte Jens Reich Helmut Kohl kennen. Der sagte ihm, er suche händeringend politische Talente aus dem Osten. Kohl gab Reich die Durchwahl seiner Sekretärin. Reich rief nie an. Bei der Volkskammerwahl im

März landete sein »Neues Forum« im »Bündnis 90« bei unter drei Prozent. Die CDU, mit dem Kohlgeld und den Kohlversprechen, gewann haushoch. Die Revolution brauchte die Revolutionäre nicht mehr. Auf den Straßen rief man nun »Wir sind ein Volk!«, nicht »Wir sind das Volk!« Bärbel Bohley schimpfte später, da war sie mit allen zerstritten außer mit Jens Reich und seiner Frau: Wir waren saudumm! Bohley war beleidigt abgezischt, als sie 1990 für die erste Bundestagswahl nicht nominiert wurde. Mit Kohlgeld hat sie dann Entwicklungshilfe auf dem Balkan gemacht. Schwer krank kehrte sie 2009 zurück nach Berlin. Sie bekam einen Preis, in Form der Quadriga des Brandenburger Tors, vergoldet. Reich hielt die Laudatio. Auch Gorbatschow kam ins Gebäude des Auswärtigen Amtes, wo einst das Zentralkomitee der SED gewesen war. Die High Society applaudiert ihnen wie einer Band, deren alte Schlager man nur noch aus dem Radio kennt.

Jens Reich ist Herausgeber der *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Carl-Friedrich-von-Weizsäcker-Preisträger. 1994 war er für die Grünen Kandidat bei der Wahl zum Bundespräsidenten, ein aussichtsloser, aber darum ging es nicht. Reich bekam die Möglichkeit, dieses andere Land kennenzulernen, die Bürotürme in Frankfurt, die Sparkassenempfänge im Schwäbischen. Für den großen Teil der DDR-Bürger wurde das Leben nach der Wende besser, sagt er. Und doch, Reich hat es an den Instituten und in den Laboren erlebt, fühlte man sich wie der kleine Bruder, hörte man: Ihr wart ja sowieso pleite 1989! So fühlte es sich eben nicht an, sie waren voller Leben und erst am Anfang am 4. November.

Jens Reich spürt noch immer eine Fremdheit in diesem Deutschland, sagt er, obwohl er seit 30 Jahren hier lebt. Manchmal denkt Reich, dass sie an diesem Samstag im November noch einen größeren Aufritt hätten hinlegen müssen: den Sturm auf das ZK-Gebäude. Wahrscheinlich, sagt Reich, wäre es misslungen, aber es wäre ein Zeichen gewesen. So bleibt bei allen Beteiligten immer der Zweifel: Wurde diese friedliche Revolution nicht zu Ende gebracht? Der 4. November 1989 ist für Jens Reich der Tag, an dem sie die hässliche DDR endlich besiegt hatten – und an dem gezeigt wurde, was für eine schöne DDR es hätte werden können.

12 UHR 36: **MANFRED GERLACH** LDPD-VORSITZENDER

Er ist mit dem Lada gekommen, nicht mit dem Volvo. Eine Staatslimousine wäre unpassend. Manfred Gerlach ist einer der Vorsitzenden der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands, die als Blockpartei der SED-Linie folgt. Seit 1960 war er stellvertretender Staatsratsvorsitzender der DDR, zumindest laut Verfassung Honeckers Vize. In diesem Herbst stellt Gerlach den Führungsanspruch der SED in Frage. Auf dem Alexanderplatz dankt er den Künstlern, die Honecker als »wildgewordene Intellektuelle« verspottet hat. Die Menge ist gnädig mit ihm. Doch dann sagt Gerlach: »Wir, die LDPD, haben die Tür zur Erneuerungspolitik aufgestoßen …« Da klatschen die Leute nicht. Sie wissen ja, in welcher Kolonne Gerlach gerollt ist.

12 UHR 44: **EKKEHARD SCHALL** SCHAUSPIELER

Ekkehard Schall, Träger des Vaterländischen Verdienstordens in Silber, mehr als 500 Mal als Arturo Ui nach seinem Schwiegervater Brecht im Berliner Ensemble aufgetreten, ist auf jeder Bühne eine Explosion. Täglich trainiert er eine Stunde lang seinen stämmigen Körper und eine Stunde lang seine kehlige Stimme. Schall ist ein Choleriker, das gehört in der Familie dazu. Sie sei zu faul, sagte er seiner Tochter Johanna, als sie ihm gestand, auch Schauspielerin werden zu wollen. Manche nennen Schall arrogant. Er hat nun mal mit den Besten angefangen. Brecht, Eisler. Verwundete Genies, die aus dem Exil in dieses gelobte Land kamen. Schall hämmert seine Worte mit der Hand in die Luft: »Sorgen wir dafür, dass die DDR ein wirkliches sozialistisches Gemeinwesen wird, was mehr ist als ein sozialistischer Staat!«

12 UHR 48: **GÜNTER SCHABOWSKI** MITGLIED DES POLITBÜROS

Irina Schabowski hat für das Treffen im Mai 2019 eine Bäckerei in Berlin-Wilmersdorf vorgeschlagen. Sie nimmt Platz, bestellt nichts. Die Augen flackern, sie nestelt an ihrer Halskette. Eigentlich gibt sie keine Interviews, sagt sie. Aber über den 4. November zu reden, wäre ihm wichtig gewesen. Sie saß im Auto und hörte seine Rede live im Radio.

Günter Schabowski war noch nicht auf der Bühne, da wurde schon gebuht. »Billigen wir einander die Kultur des Dialogs zu!«, brüllte er. Henning Schaller bat um Ruhe: Hört zu! Es half nichts. Einmal, sagt Irina Schabowski, sie wohnten nach

der Wende schon in der kleinen Wohnung, nicht mehr in der Villa in Wandlitz, sahen sie im Fernsehen ein Interview mit Heiner Müller. Der sprach von ihrem Mann, dem er im Café im »Haus des Reisens« begegnet sei, und nannte ihn einen »Provinz-Caracalla«. Caracalla. Der Name hat sich ihr eingebrannt, er klingt schön. Der römische Kaiser ging brutal gegen die Opposition vor. Die Soldaten verehrten ihn auch nach seinem Tod. Müller meinte es bewundernd, sagt Irina Schabowski. Ihr Stimme stockt. Seit bald vier Jahren ist ihr Mann tot.

»Das tritt nach meiner Kenntnis … ist das sofort, unverzüglich.« Diesen Satz, sagt sie, nimmt ihm keiner mehr. Manche haben ihrem Mann vorgeworfen, er habe die Mauer geöffnet, um sich für die Pfiffe auf dem Alexanderplatz zu rächen. Er habe verhindern wollen, dass das Volk sich selbst finde. Das stimmt nicht, sagt Irina Schabowski. Es war ein Missverständnis. Er habe doch Honecker gestürzt, mit Krenz. Er habe die Jahrzehnte der Sprachlosigkeit gehasst. Selbst die Frauen der Politbüro-Kollegen sprachen nur über das schöne Wetter in Wandlitz, sagt Irina Schabowski, als draußen der Orkan tobte.

Wolf Biermann nannte ihren Mann nach dem Auftritt am 4. November einen »zähnefletschenden Glasnostalgiker«. Irina Schabowski sieht auf den Bildern vom Alexanderplatz nur Günter. Bei ihrer ersten Begegnung in Moskau, sie war junge Fernsehjournalistin, hatte er die gleichen Augen. Unsichere. Irina Schabowski hat lange gebraucht, um sich an die DDR zu gewöhnen, und dann war das Land weg.

Der Herbst 1989 war die schönste Zeit in der DDR, sagt sie, auch für ihren Mann. Aber wollten die Menschen auf der Straße ihn nicht verjagen, stand Schabowski nicht für vieles, das falsch war? Sie kannten ihn nicht, sagt sie. Der 4. November 1989 ist für Irina Schabowski der Tag, an dem ihr Mann aussah, wie sie ihn in Erinnerung behalten will.

12 UHR 54: **STEFAN HEYM** SCHRIFTSTELLER

Stefan Heym wurde am 10. April 1913 als Helmut Flieg in eine jüdische Kaufmannsfamilie geboren. 1931 wurde er wegen eines antimilitaristischen Gedichts in der *Volksstimme* des Gymnasiums verwiesen und zog nach Berlin, wo er nach dem Abitur Journalistik studierte. 1933, nach dem Reichstagsbrand, floh er in die

Tschechoslowakei und gab sich seinen neuen Namen. 1935 wanderte Heym in die USA aus, 1943 nahm er die amerikanische Staatsbürgerschaft an und 1944 als Soldat an der Invasion der Normandie teil. Als seine Truppe die Elbe überquerte, umarmte der GI Heym die russischen Soldaten. Nach Kriegsende war er Redakteur der *Neuen Zeitung* in München, wurde aber wegen seiner prosowjetischen Haltung zurück in die USA geschickt. In der McCarthy-Ära verließ der Kommunist Heym das Land und kam 1953 in die DDR. Er wurde mit dem Nationalpreis ausgezeichnet, stand jedoch ab 1956, als sein Buch *Der Tag X* über den Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 nicht veröffentlich werden durfte, immer wieder in Auseinandersetzungen mit der SED. Ab 1974 wurden Heyms Bücher nur noch im Westen verlegt. »Es spricht jetzt zu Ihnen der Nestor unserer Bewegung!«, ruft Henning Schaller. Methusalemhaft zieht sich Stefan Heym die Stufen hoch, die schweren Augen hinter einer getönten Brille, die weißen Haarbüschel über den Ohren elektrisiert. Am Vorabend rief ein Mann an und warnte sie, es würde zu Gewalt kommen. Erst an diesem Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, sind seine Frau Inge und er beruhigt.

»Es ist, als habe einer die Fenster aufgestoßen nach all den Jahren der Stagnation …« – »Und das, Freunde, in Deutschland, wo bisher sämtliche Revolutionen danebengegangen, und wo die Leute immer gekuscht haben …«. Es ist eine historische Rede. Stefan Heym schien zum ersten Mal angekommen zu sein.

Am 10. November 1994 um 11 Uhr eröffnet Stefan Heym als Alterspräsident den 13. Deutschen Bundestag. Er hat als Parteiloser für die PDS kandidiert und ein Direktmandat im Wahlkreis Berlin-Mitte-Prenzlauer Berg gewonnen. Am Vorabend hatte Rita Süssmuth angerufen. Ob er auf die Rede verzichten wolle? Der CDU-Innenminister Manfred Kanther hatte Stasi-Gerüchte gestreut, die sich erst an diesem Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, als haltlos erweisen.

Heyms Blick wandert durch den Saal, ein ungläubiges Lächeln, dann stützt er beide Arme auf das Pult. Diese erste Sitzung findet als einzige der Legislaturperiode im Reichstag in Berlin statt. Heym erinnert daran, dass er diesen brennen sah. Über die Wiedervereinigung sagt er: »Zu wenig wurde nachgedacht über die Chancen, die durch die Vereinigung unterschiedlicher Erfahrungen, positiver wie negativer, sich für

das Zusammenleben und die Entwicklung der neuen alten Nation ergeben könnten und – wie ich hoffe – noch immer ergeben können.«

Es ist eine historische Rede. Nur die CDU/ CSU-Fraktion, die schon zu Beginn geschlossen sitzen blieb, applaudiert nicht. Abschätzig grinst Helmut Kohl dem Mann nach, der als Helmut Flieg aus Berlin flüchten musste, um als Stefan Heym zurückzukehren.

Heym hatte wieder keine Heimat gefunden.

13 UHR 02: **FRIEDRICH SCHORLEMMER** PFARRER

Friedrich Schorlemmer macht am 10. Mai 2019 Kaffee in seiner Küche in der Lutherstraße in der Lutherstadt Wittenberg und hört im Radio, dass die Synode der Evangelischen Kirche Mitteldeutschland einen Landesbischof gewählt hat. Pssst, macht Schorlemmer. Das will er hören, er hatte denen vor der Wahl Vorschläge gemacht, sich mal wieder eingemischt, dezent, wenn man das bei ihm so nennen kann. In wenigen Tagen wird er 75 Jahre alt. Es wird ein großes Fest geben, und viele werden kommen, auch solche, denen er auf die Nerven gegangen ist.

1983 hatte Schorlemmer auf dem Kirchentag ein Schwert zu einer Pflugschar geschmiedet, obwohl die Behörden die Verwendung des Bibelzitats »Schwerter zu Pflugscharen«, das Motto der DDR-Friedensbewegung, für illegal erklärt hatten. Schorlemmer ist am 4. November der einzige Nicht-Berliner der Redner, die aus der DDR stammen. Er schrieb seine Rede in der Nacht auf einer Isomatte in der Wohnung seiner Tochter. Schorlemmer schließt auf dem Alexanderplatz mit den Worten: »Aus Wittenberg kommend, erinnere ich Regierende und Regierte – also uns alle – an ein Wort Martin Luthers: Lasset die Geister aufeinanderprallen, aber die Fäuste haltet still.«

30 Jahre später blättert Schorlemmer im roten Büchlein, in das er auf dem Alexanderplatz alles notierte: »Ich bin ganz Ohr, ich habe keinen trockenen Mund. Muss zwischen Heym und Wolf reden. Schabowski hat Angst, aber auch Mut. Er will meinen seelsorgerischen Trost, kaum jemand will reden mit ihm. Ich erkenne Ulrich Mühe wieder. Markus Wolf bleibt wach, redet klar. Er steht zu seiner Biografie.« Als Schorlemmer nach der Kundgebung notierend über den Platz stolperte, brüllte ihn

einer an: »Ab sofort wird nicht mehr mitgeschrieben, Genosse! Hast du nicht zugehört?« Schorlemmers letzter Eintrag vom 4. November: »Was tun? Was tun!«

Es waren, sagt Schorlemmer, fünf Tage der Selbstbestimmung zwischen dem 4. und 9. November. Und auch beim Runden Tisch, der am 7. Dezember zusammenkam, verabredete man noch, dass eine neue Verfassung für die DDR erarbeitet wird. Dazu kam es nie.

»Die Würde des Menschen ist unantastbar«, zitiert Friedrich Schorlemmer aus dem Kopf das Grundgesetz der Bundesrepublik: »Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt. Das deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.« Es gehe nicht um Kapitalismus oder Sozialismus, sondern um die Frage, wie wir als Teil der Schöpfung uns so verhalten, dass Mensch und Natur leben können. Was streben wir an? Immer mehr haben, ohne noch zu sein? Der 4. November 1989 ist für Friedrich Schorlemmer der Tag, an dem Fragen gestellt wurden, die noch nicht beantwortet sind.

13 UHR 12: **CHRISTA WOLF** SCHRIFTSTELLERIN

Christa Wolf sieht ihre Enkel auf dem Alexanderplatz. Auf ihren Schildern steht »Gorbi, hilf uns!« und »Schule, werde spannender!« und »Neues Forum vor, noch ein Tor!« Wolf hatte ihre älteste Tochter, die am 7. Oktober für eine Nacht in Gewahrsam genommen worden war, gebeten, nicht mit den Kindern zu kommen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass es friedlich bleibt.

Auf der Bühne hat Wolf ihre Handtasche geschultert, als müsse sie gleich weg. Sie sagt: »Mit dem Wort ›Wende ‹ habe ich meine Schwierigkeiten. Ich sehe da ein Segelboot, der Kapitän ruft: ›Klar zur Wende!‹, weil der Wind sich gedreht hat …und die Mannschaft duckt sich, wenn der Segelbaum über das Boot fegt. Aber stimmt dieses Bild noch? Stimmt es noch in dieser täglich vorwärtstreibenden Lage? Ich würde von revolutionärer Erneuerung sprechen.« Wolf ist wacklig. Sie merkt, es geht wieder los. Die Ärzte sagen, ihre Herzrhythmusstörungen hätten nichts mit psychischen Erlebnissen zu tun, aber warum kommen sie immer in solchen Momenten

der Aufregung? Sie braucht die Medikamente. »Dies ist eine Demo, genehmigt, gewaltlos. Wenn sie so bleibt, bis zum Schluss, wissen wir wieder mehr über das, was wir können, und darauf bestehen wir dann! Ein Vorschlag für den 1. Mai: Die Führung zieht am Volk vorbei!«

Neben dem »Haus des Reisens« stehen Krankenwagen. Man fährt Christa Wolf ins Krankenhaus am Friedrichshain, wo sie eine Spritze bekommt. Die Ärzte und Schwestern können es kaum glauben. Sie hier? Eben haben sie Wolf noch im Fernsehen gesehen. Es ist ungewöhnlich viel Personal da. Überall stehen leere Pritschen und Betten. Ist heute irgendwas? Die Wirkung der Spritze setzt langsam ein, als Christa Wolf versteht, dass man hier darauf eingestellt war, viele Patienten vom Alexanderplatz eingeliefert zu bekommen.

13 UHR 21: **TOBIAS LANGHOFF** SCHAUSPIELER

Tobias Langhoff schaut im Februar 2019 aus dem Café auf die Berliner Volksbühne. Er geht nur selten ins Theater. Seine letzte Rolle ist fast sechs Jahre her. Langhoff ist im Fernsehen zu sehen, macht freie Projekte. Er hat oft gehört: Ihr DDR-Schauspieler habt nicht mit Seele gespielt! Das war bloß Kopftheater! Klar, sie kamen aus der Brecht-Schule: Ich bin nicht die Figur, sondern Tobias Langhoff, der die Figur spielt. Der gegenteilige Ansatz im Westen, von Zadek oder Kroetz, war Langhoff irgendwann zu viel. Einmal sollte er auf der Bühne onanieren und weigerte sich. Verglichen damit war es regelrecht lustig, als ein Regisseur Langhoff zur Probe eine Banane mitbrachte. Hier, für unseren Ossi, du musst was essen! Langhoff war da schon so dünn wie heute. Er hatte begonnen, Marathon zu laufen. Er wollte alles hinter sich lassen, die Familie, das Theater, die Wende. In New York, wo er Regie studierte, fanden alle seine Herkunft »awesome«. Zurück in Berlin, fuhr Langhoff manchmal mit der S-Bahn tief in den Westen und rannte zurück in den Osten. Die ersten Wochen nach der Maueröffnung ging Langhoff nicht rüber. Er hatte am 3. November 1989 sein langersehntes Dauervisum bekommen. Langhoff war verliebt. Endlich konnte er zu seiner Freundin in den Westen, die er in Ost-Berlin kennengelernt hatte. Aber nun konnten alle rüber. Es klingt komisch, aber Langhoff fand das ungerecht.

Am Abend des 3. November klingelte sein Telefon, nicht viele hatten eins, vielleicht riefen sie ihn deshalb an. Jemand vom »Neuen Forum« bat ihn, auf dem Alexanderplatz zu reden. Worüber? Sag, was du denkst! Er dachte an seinen Vater Thomas, den großen Theaterregisseur. Und an seinen Großvater Wolfgang, den langjährigen Intendanten des Deutschen Theaters. Auf dieser Theaterfamilie lag ein Schatten. Wolfgang Langhoff, der überzeugte Heimkehrer, Veteran dieser Republik, war in absurden Schauprozessen wegen US-Kontakten im Schweizer Exil diffamiert worden. Man nahm ihm alles, am Ende musste Wolfgang Langhoff die Intendanz des Theaters aufgeben, das er aufgebaut hatte. Darüber wollte Tobias Langhoff endlich reden am 4. November. Er forderte, in der Lederjacke, die nach weiter Welt aussah: Wiedergutmachung an den Opfern des Stalinismus! Ein bisschen gewurmt hatte es Langhoff bis zu dem Anruf schon: dass Liefers gebeten worden war, auf dem Alexanderplatz zu sprechen und er nicht. Sie hatten alles zusammen gemacht. Provoziert. Gespielt. Getrunken. Niemand, das war ihr Lebensgefühl, würde sie aufhalten können. Liefers, das stand im Dezember fest, ging ans Thalia nach Hamburg, Langhoff ans Wiener Burgtheater.

Jan Josef Liefers und Tobias Langhoff sehen sich heute zu selten, aber wenn sie sich sehen, ist da eine Bindung, die man nicht beschreiben kann. Sie wissen, woher sie kommen. Vielleicht, sagt Langhoff, hat es nicht gereicht für die große Karriere bei ihm. Das war nie sein Ziel. Die Etappen waren ihm wichtiger. Im Sommer 1990 machten Liefers und er eine Fahrradtour von Vancouver nach San Diego. Nach der Hälfte stieg Liefers auf ein Mietauto um, weil er ein kaputtes Knie hatte. Er fuhr schon mal vor und besuchte auf dem Weg Tom Waits, mit dem er zusammengearbeitet hatte. Liefers war sehr zielstrebig.

Gelegentlich hört Tobias Langhoff: Echt, du bist Ossi? Hätte ich nicht gedacht! Er fragt sich dann: Was soll das heißen? Er findet aber auch diese Nostalgie widerlich. Von wegen: Wir sind immer an die Ostsee gefahren! Ja, wohin denn sonst? Es ist so viel Misstrauen geblieben nach diesen 30 Jahren, das ist das Erbe des Ostens, sagt Langhoff. Misstrauen gegen die Politiker, gegen die Presse, auch gegen das Neue, das man einst erkämpft hat. Die Tage nach dem 4. November beschreibt Langhoff so: Da

war ein Zug, der sehr lange gestanden hatte. Nun kam er langsam in Bewegung, und dann, am 9. November, raste von hinten eine D-Lok an, und der Zug entgleiste.

Was sie geeint hat auf dem Alexanderplatz: das Wissen, dass es so nicht weitergehen konnte. Sie waren gegen das Bestehende. Danach, sagt Langhoff, waren einige immer noch gegen vieles, aber für wenig. Manche haben es aus der Opposition nicht rausgeschafft. Langhoff sagt, er ist froh, dass er an diesem 4. November beteiligt war, aber er war emotional nicht so involviert wie andere, für die der Tag so wichtig war, dass sie ihn heute negieren. Der 4. November 1989 ist für Tobias Langhoff der Tag, ab dem er seinen eigenen Weg ging.

13 UHR 24: **ANNEKATHRIN BÜRGER** SCHAUSPIELERIN

Spontan hat Annekathrin Bürger Hans-Eckardt Wenzel gebeten, sie auf der Gitarre zu begleiten. Er treibt ihre tiefe Traurigkeit mit einem polkahaften Rhythmus vor sich her wie eine Häftlingsbrigade. Bürger singt *Worte eines politischen Gefangenen* an Stalin von Okudschawa. »Auch für Walter Janka«, kündigt sie an, den lange inhaftierten Verleger, der seine Teilnahme abgesagt hatte, als er hörte, Markus Wolf werde sprechen. Später, auf dem letzten Parteitag der SED, versöhnten sich Janka und Wolf.

Annekathrin Bürger hat im Juni 2019 Kuchen gebacken. Im Haus ist es schwül und still. Auf den Bildern an der Wand: die vielen Besucher, die sie hatten, die lauten Abende. Vom Wohnzimmer aus überblickt man den Garten, den Rolf angelegt hat, nur einen Zaun gegen die Wildschweine wollte er nie, er hasste Grenzen. In diesem Garten im Märchenviertel in Berlin-Köpenick, in den er so viel Arbeit gesteckt hatte, weil sie ihn, den Regisseur, nicht mehr arbeiten ließen in der DDR, zu kritisch, zu gewagt, passierte es im Jahr 2000: Ein Unkrautgift entzündete sich, Rolf Römer erlitt Brandverletzungen, an denen er zwei Wochen später starb. 39 Jahre lang waren sie verheiratet.

Annekathrin Bürger hat weitergemacht, Tage danach stand sie vor der Kamera, im Leipziger *Tatort*. Heute hat sie keine Lust mehr, das alte Land zu erklären. Die »sogenannte Diktatur«, wie sie sagt, weil: Welche Diktatur werde gewaltlos gestürzt? Im Bundestag debattieren sie über berufstätige Mütter und Schwangerschaftsabbrüche,

aber von den Lösungen in der DDR wollten sie nichts wissen. Sie ist froh, sagt Bürger, dass die Jugendlichen wegen des Klimas aufstehen, so passiere mal was in diesem System. Die Linkspartei hat sie eingeladen, über den 4. November zu reden. Die S-Bahn, sagt Bürger, mit der Rolf und sie am Morgen des 4. November von hier in die Stadt fuhren, mit den grün-gelben Schärpen im Gepäck, fällt ständig aus. Der 4. November 1989 ist für Annekathrin Bürger der Tag, nach dem es nicht besser wurde.

13 UHR 28: **JOACHIM TSCHIRNER** DOKUMENTARFILMER

Joachim Tschirner befindet sich auf dem Weg der Besserung. Er hat eine Operation hinter sich. Im Sommer dieses Jahres sitzt er auf der Terrasse einer Trattoria im Köpenicker Stadtteil Friedrichshagen am Müggelsee, groß und grau, und bestellt ein Bier.

Als er am Alexanderplatz von der Bühne stieg, sagt Tschirner, meinte Friedrich Schorlemmer zu ihm: Mensch, wird das ein bunter Sozialismus! Das ist ja kein Geheimnis, sagt Tschirner, dass er zu den Romantikern gehörte, die auf einen dritten Weg hofften, auf ein besseres Deutschland.

2011 nannte ihn die *Welt* einen »vollbärtigen Revolutionär mit Stasi-Vergangenheit«. Es kam, wie er es befürchtet hatte: Stasi ist Stasi. Es will, sagt Tschirner, heute niemand hören: Von fünf Leuten in der DDR war einer bei der Stasi. Darauf kam es nicht an. Sondern darauf, ob der, der bei der Stasi war, ein Arschloch war. Er besteht darauf, dass er nichts Persönliches verraten hat, kein Spitzel war, wie es immer heißt.

Tschirner hatte seine Rede, in der er die Entscheider in Presse und Rundfunk scharf angriff, im Auto fertig geschrieben, auf der Rückreise von einem Flüchtlingslager für DDR-Bürger im bayerischen Grafenau, wo er gedreht hatte. Er war in diesen wirren Wochen Vorsitzender des Film- und Fernsehverbandes geworden. Tschirner sagt, er hat seinen Stasi-Kontakten nichts anderes erzählt als das, was er auf jedem Podium erzählte. Sie hatten ihn als Student damit gelockt, dass sie auf kritische Stimmen wie seine angewiesen seien. Vielleicht war er naiv. Er glaubte, etwas bewegen zu können, wenn er denen sagte, was schief lief.

Bevor seine Akte vor acht Jahren an die Öffentlichkeit kam, befürchtete Tschirner, dass seine Kinder leiden könnten. Als es soweit war, war Tochter Nora bereits prominent. Wäre es früher rausgekommen, sagt er, hätte sie bestimmt nicht so unbeschwert ins Schauspielen starten können. Nach der Wende hat Tschirner Filme über Stasi-Opfer gemacht. Was es für Courage gab in der DDR! Wolfgang Thierse, so Tschirner, habe mal gesagt: Wir können ja schauen, wo die Zivilcourage zu Hause war. Lasst uns unsere Geschichten erzählen, Ost und West. Aber dafür muss man zuhören. Der 4. November 1989 ist für Joachim Tschirner der Tag, ab dem nur noch die eine Geschichte galt.

13 UHR 33: **KLAUS BASCHLEBEN** JOURNALIST

Klaus Baschleben sitzt sonst vor der Bühne. Er schreibt als Kritiker über das Theater, das ihm immer die liebste Wirklichkeit war. Nun fordert er, das Volk solle »die Sprache seiner neugewonnenen Identität auch in der Presse wiederfinden«. Zeitungen, die von Parteien unabhängig sind. Kurz darauf wird Baschleben, 2005 verstorben, Chefredakteur der *National-Zeitung*, Organ der NDPD, der National-Demokratischen Partei Deutschlands, eines konservativen Feigenblatts, mit dem die SED auch frühere NSDAP-Mitglieder einbinden wollte. Dazu gehörte Baschlebens Vater Harry, der ab 1943 SS-Rottenführer gewesen war. Aber das ist ein anderes Stück, das am 4. November nicht zur Aufführung kommt.

13 UHR 43: **HEINER MÜLLER** DRAMATIKER

Heiner Müller hat im »Café Espresso« ein ungutes Gefühl. Was soll er sagen? Er hat Brechts Fatzer-Text in der Tasche: »Lass dir die Ordnung gefallen, Ordner. / Der Staat braucht dich nicht mehr / Gib ihn heraus« Jetzt erscheint ihm das wohlfeil. Gegen wen so viele auf die Straße gehen, der hat den Staat nicht mehr im Griff. Müller trinkt Wodka. Als sie ihm 1986 den National preis gaben, war das ein Handel. Er reiste vorher schon in den Westen, er schottete sich ab in seiner Dachgeschosswohnung. Alles, was ihm fehlte, war: in der DDR gespielt zu werden. Die Stücke sollen wirken. Dafür braucht er die Medaillen. Müller ist ratlos.

Eine Frau und ein Mann kommen an seinen Tisch, mit einem Flugblatt, das sie verfasst haben. Ob Müller das vorlesen könne? Sie bekämen keine Redezeit. Sie

heißen Renate und Joachim Hürtgen. Sie hätten Henning Schaller vor Tagen angerufen, aber der habe gesagt, es könne niemand mehr zugelassen werden. Das ist großartig, findet Müller: Ist doch Quatsch, wenn die Intellektuellen wieder für die Sprachlosen sprechen. Die Sprachlosen sollen sprechen. Die Arbeiter. Müller nimmt das Flugblatt an sich.

Er schwankt am verdutzten Henning Schaller vorbei, der ihn nicht ankündigen kann. Müller trägt einen dunkelgrauen Mantel und seine schmale Sonnenbrille. Den meisten ist er sicher unbekannt. Die ersten Worte nuschelt Müller in die Wolken: »Ein Ergebnis bisheriger DDR-Politik ist die Trennung der Künstler von der Bevölkerung durch Privilegien. Wir brauchen Solidarität statt Privilegien. Ich lese einen Aufruf der Initiative für unabhängige Gewerkschaften.« Es gibt pflichtbewussten Applaus für die Forderung nach besseren Löhnen und der 40-Stunden-Woche. Doch Müller versteht, dass die Leute heute nichts von sozialer Härte hören wollen, sie wollen sich gut fühlen. »Aufhören, Demagoge!«, ruft einer. »Geh arbeiten!«, ein anderer.

Am Schluss faltet Müller das Flugblatt: »Darf ich noch einen persönlichen Satz sagen. Wenn in der nächsten Woche die Regierung zurücktreten sollte, darf auf Demonstrationen getanzt werden.« Der Mann, der blieb, als sein Vater mit der Familie in den Westen ging, steigt vom Podium. Renate Hürtgen, die seine Rede schrieb, sagt: »Tut mir leid.« Müller winkt ab. Er murmelt, er habe wohl die Büchse der Pandora geöffnet. Was immer nun passiert, Heiner Müller ahnt, dass er ein Außenseiter bleiben wird.

13 UHR 48: **LOTHAR BISKY**
HOCHSCHULE FÜR FILM UND FERNSEHEN

Lothar Bisky ist zu Beginn seiner Rede ein Rektor. »Wenn die Veranstalter mich als Amtsinhaber hier sprechen lassen …« – »Lauter!«, ruft es vom Alexanderplatz, und Bisky räuspert sich: »… so vermutlich deshalb, weil ich den Studenten am 9.10. die Vertrauensfrage gestellt habe. Die Studenten haben mir ihr Vertrauen ausgesprochen, dafür habe ich viel Kritik erhalten. Ich fordere Amtsinhaber auf, sich zu fragen, ob sie sich auch demokratisch legitimieren lassen.«

Lothar Bisky lernt durch die Filme seiner Studenten, sein Land anders zu sehen – und seine Söhne zu verstehen. Seine Generation erlebte Aufbruch. Diese Generation erlebt Agonie. Bisky sagt seinen Studenten, dass es auf ihren Blick ankomme. Ihn selbst, der als junger Mann allein aus dem Westen gekommen war, weil er – aus ärmsten Verhältnissen stammend – nicht daran glaubte, zu Hause das Abitur machen zu können, befällt in diesen Wochen das vergessene Gefühl: Es macht einen Unterschied, was man tut.

Im Mai hat er die Erlaubnis ausgehandelt, mit seinen Studenten nach Paris zu fahren. Wer von der Welt erzählen will, muss sie doch kennen. Er hat ihnen die Bistros gezeigt, die Museen, die Parks, das Licht. Danach sind ihm alle zurück in die DDR gefolgt. Auf dem Alexanderplatz ruft er: »Wer die Meinung und die Vorschläge der Jungen fürchtet, hat Angst vor seinen eigenen Kindern!« Ein Plakat mit Krenz als Wolf im Großmutter-Kostüm wird in die Höhe gereckt. Bisky lacht. Er spricht nun laut und entschlossen. Am Ende seiner Rede, das weiß er noch nicht, ist Lothar Bisky ein Politiker.

13 UHR 55: **RONALD FREYTAG** STUDENT

Ronald Freytag wird heute manchmal von Studenten entdeckt, online, auf dem Foto vom Alexanderplatz, mit der Baskenmütze auf dem Kopf. Sind Sie das? Freytag ist Kanzler und Professor an der Hochschule für Medien, Kommunikation und Wirtschaft in Berlin. Es gibt, sagt er, an deutschen Hochschulen nicht viele Kanzler, die aus dem Osten stammen, Rektoren oder Präsidenten noch weniger. Wenn er sich bewerbe, tue er das nun mal mit einem Zeugnis, auf dem das Emblem eines toten Staates prangt.

Am 4. November berichtete Freytag dem Alexanderplatz, dass sie an der Humboldt-Universität dabei sind, eine unabhängige Studentenvertretung aufzubauen. Am 10. November wollten sie auf einer Pressekonferenz das Ergebnis der Urwahl verkünden. Auch West-Medien hatten sich angemeldet. Die FDJ wurde an der Humboldt-Uni tatsächlich abgewählt. Aber die Journalisten hatten an diesem Tag anderes zu tun.

Während Freytag 30 Jahre später im April mit seiner Frau französisches Gebäck auf dem Küchentisch der schönen Altbauwohnung in Berlin-Friedenau anrichtet, erzählt er, er habe nach der Wende kein Ossi mehr sein wollen. Er habe die Weltläufigkeit, die Liberalität und die Bürgerlichkeit des Westens übernehmen wollen. Inzwischen sei er sogar froh, die DDR erlebt zu haben. Auch aus professioneller Sicht, als Psychologe. Immerhin habe er sich zu Wendezeiten für schlau gehalten und erst danach bemerkt, wie beschränkt seine Weltsicht war. Daraus, sagt Freytag, müsse er den Schluss ziehen, dass er auch in seiner heutigen Sicht auf das Leben Beschränkungen hat, von denen er nichts weiß. Wenn dieses Denken das Erbe der DDR sei, so sei er froh darum. Der 4. November 1989 ist für Ronald Freytag der Tag, an dem er etwas Grundsätzliches lernte.

13 UHR 57: **CHRISTOPH HEIN** SCHRIFTSTELLER

Christoph Hein sitzt im Mai 2019 auf seiner Terrasse in Havelberg, Sachsen-Anhalt, zwei Autostunden von Berlin, irgendwann sind die Straßen, die hierher führen, nur noch Sandpisten, und schaut auf die dramatisch in der Sonne glitzernden Havel-Auen. Diese Landschaft blüht auch deshalb, weil hier kaum Menschen sind. Wegen der Entindustrialisierung, die 1989 begann, sagt Hein, wird der Osten lange abgehängt bleiben. Er kann in diesem Haus ungestört schreiben. Hein war nicht nur ein großer Chronist der Wende, er blieb ein großer Chronist der 30 Jahre seither. Es ist durch den Fall der Mauer eine Menge Stoff dazugekommen, sagt Hein, es kam ständig Unglück dazu, so musste er nie über langweilige Ehen schreiben.

In seinem jüngsten Buch *Gegenlauschangriff – Anekdoten aus dem letzten deutsch-deutschen Kriege* erzählt Hein von Momenten, die illustrieren, wie nicht zusammenwuchs, was zusammengehörte. Hein schreibt von einem »Beamten der Besoldungsgruppe B8«, der ihm nach der Wiedervereinigung entsetzt verkündet, es gebe in Thüringen und Sachsen alle 30, 40 Kilometer ein Symphonieorchester – das müsse man auf bundesdeutsches Niveau runterbringen. Und Hein erinnert daran, dass die ARD-Direktoren »programmtreu« am 4. November 1989 nicht live vom Alexanderplatz sendeten, sondern ein Spiel von Boris Becker übertrugen. Anfang 2019 war Christoph Hein in den Schlagzeilen, weil er sich in der *Süddeutschen Zeitung* von Florian Henkel von Donnersmarcks Film *Das Leben der*

Anderen distanzierte. Hein schilderte, wie Ulrich Mühe ihm 17 Jahre zuvor den jungen Regisseur vorstellte, der etwas über das Leben eines Dramaturgen in der DDR wissen wollte. Aber, schrieb Hein: »Nein, *Das Leben der Anderen* beschreibt nicht die Achtzigerjahre in der DDR, der Film ist ein Gruselmärchen, das in einem sagenhaften Land spielt, vergleichbar mit Tolkiens Mittelerde.« Sein Leben, meint Hein, sei völlig anders verlaufen als dieser Film, der das Bild von der DDR geprägt hat bei denen, die nicht dabei waren. Von einem Germanistikprofessor hörte Hein, er habe seinen Studenten Heins Anti-Zensur-Rede von 1987 präsentiert, und sie hätten nicht geglaubt, dass der Verfasser damals nicht ins Gefängnis gekommen sei.

Christoph Hein ist eine Figur, die manche überfordert: Er verteidigt das untergegangene Land, das er zeit des Bestehens so oft angegriffen hat. Und obwohl es ihm gut erging in diesem wiedervereinigten Land, viele Preise, viel mehr verkaufte Bücher, sieht Hein die zurückliegenden 30 Jahre äußerst kritisch. Im Dezember 1989 schrieb er: »Wer jetzt noch ausreist, der will keine Reformen, der will ein neues Auto.« Die Gruppe vom 4. November, sagt Hein, hatte zu wenig zu bieten außer Utopien. Es seien ganz andere Verlockungen gekommen.

Die westdeutsche Sicht ist voll auf den 9. November gerichtet, sagt Hein, da hat der 4. November keine Bedeutung. Man sah die Leute auf der Mauer und dachte: Schön für euch! Aber für jeden Ostdeutschen, sagt Hein, war diese ganze Wendezeit ein gravierendes Erlebnis.

Die Künstler in der DDR, sagt Hein, hätten ihre Aufgabe einigermaßen erfüllt und den Staat herausgefordert, bis 1989 aus dieser Bewegung von oben auch eine von unten wurde, im ganzen Land, nicht nur an den Theatern. Vielleicht, sagte Hein schon damals, wurde der Kunst, gerade der Literatur, in der DDR sogar etwas zuviel Gewicht beigemessen, weil es keine Konkurrenz gab, keine Wahrheit am Zeitungskiosk, nur zwischen den Buchdeckeln und auf den Bühnenbrettern, wenn die Zensoren es erlaubten. Nach der Wende sei der siegreiche Kapitalismus konkurrenzlos gewesen und infolgedessen immer dümmer und entfesselter geworden. Hein warnte auf dem Alexanderplatz, als er so müde war, weil er jeden Abend irgendwo auftrat und der *New York Times* einen Artikel schuldete: »Lassen wir uns nicht von unserer eigenen Begeisterung täuschen! Wir haben es noch nicht geschafft! Die Kuh ist noch

nicht vom Mist!« Es gab am 4. November diesen Moment, sagt Hein, als die Leute glaubten, sie könnten die Gesellschaft gestalten. Hein spricht jetzt noch schneller als er raucht. Als rase die Zeit und könne ihm entwischen. Der 4. November 1989 ist der Tag, an dem der Schriftsteller Christoph Hein nur ganz kurz Pause hatte.

14 UHR 05: **RÓBERT JUHAROS** STUDENT

Róbert Juharos sagt, er müsse dieses Jahr wieder mal nach Deutschland fahren. So wie 1989, als er die Grenzen ständig überquerte, hin und her, in seinem Renault. Sein ungarischer Pass erlaubte es ihm. Juharos sprach Deutsch und hatte Freunde in Ost und West. In West-Berlin besuchte Juharos oft seinen besten deutschen Freund, den aus der DDR ausgebürgerten Schriftsteller Jürgen Fuchs. Juharos war als Student Mitgründer von »Fidesz«, dem »Bund junger Demokraten«, dessen Vorsitzender Viktor Orbán war. Mit Orbáns Auftritt in Budapest war es 1988 richtig losgegangen. Er hielt seine Rede zur Umbettung des Leichnams von Imre Nagy, der nach dem Aufstand 1956 als Ministerpräsident die Mitgliedschaft Ungarns aus dem Warschauer Pakt gekündigt hatte. Da kamen die sowjetischen Panzer. Der Westen half nicht. Fast 3000 Menschen ließen ihr Leben. Und Orbán, fand Juharos, hatte die richtigen Worte an diesem Tag der späten Gerechtigkeit: Raus mit den Russen! Für den Abzug aller in Ungarn stationierten sowjetischen Truppen! Diesmal, hatte Orbán gesagt, bevor Juharos nach Berlin aufgebrochen war, gehört die Bühne dir.

Am Vorabend der Demonstration hatte Juharos bei Jürgen Fuchs im Westen getrunken, auch Wolf Biermann war wieder da, ganz euphorisch, erinnert sich Juharos, weil er noch Hoffnung hatte, am nächsten Tag endlich wieder nach Ost-Berlin zu kommen. Juharos hat dann nur ein paar Stunden in seinem Auto in einer Nebenstraße des Alexanderplatzes geschlafen. Er schmeckte noch das Bier. Die Ekstase vor der Bühne begeisterte ihn. Aber die Lethargie im Café dahinter erschreckte ihn. Die alten Damen und Herren, die Eliten des Landes, musterten ihn misstrauisch, sagt er. Man bat ihn, das »Russen raus« aus seinem Manuskript zu streichen. Die Deutschen, fand Juharos damals, sind viel vorsichtiger als die Ungarn, vielleicht ging es ihnen in der DDR immer schon ein bisschen besser, sie haben selbst in der Krise mehr zu verlieren.

Das weiße Fidesz-Banner wehte um seine Schultern, die roten Locken loderten auf seine Kopf, als er rief: »Seid euch unserer Solidarität bei eurem gewaltfreien Kampf für Demokratie sicher!« Nach seinem Aufritt erfuhr Juharos, dass Biermann nicht in die DDR gelassen worden war, am Grenzbahnhof Friedrichstraße hatte Biermann enttäuscht einige Interviews gegeben. Juharos hatte das dringende Bedürfnis, den Liedermacher zu sehen. Er reiste wieder in den Westen, zu Fuchs, und Biermann war gerührt, dass dieser junge Ungar ihm vom neuen Anfang in seinem alten Land berichtete.

Mittlerweile, sagt Juharos, sei es wieder Zeit zu vermitteln. Es schmerze ihn, was man in Deutschland über Ungarn denkt und umgekehrt. Dass Orbán als Diktator gilt. Juharos, der Anwalt, der für Fidesz im Budapester Stadtparlament saß, sagt, es sei viel komplizierter: »Die Seele der Regierung Orbán wird im Westen nicht verstanden!« Sie seien glühende Europäer gewesen 1989 und seien es noch immer. Bloß, sagt Juharos: Der Westen habe das Land, wie 1956, im Stich gelassen. Es sei nichts geblieben als die Besinnung auf das Nationale. Jene, die nicht wie er Freunde hatten in Deutschland, hätten da in ihrer Enttäuschung nur noch Feinde gesehen. Der 4. November 1989 ist für Róbert Juharos der Tag, an dem er spürte, dass Europa für die Deutschen etwas anderes ist als für ihn.

14 UHR 10: KONRAD ELMER PFARRER

Konrad Elmer hat kaum Zeit. Am 5. November wollen sie die Berliner SDP gründen. Einen Monat zuvor haben sie heimlich in Schwante, Kreis Oranienburg, die Sozialdemokratische Partei Deutschlands gegründet, ohne zu wissen, dass die Stasi dabei war. Henning Schaller sagt zu Elmer: Alle haben überzogen, du kannst nicht mehr reden! Elmer legt sein Manuskript beiseite und sagt: Ein Gedanke fehlt aber! Das ist keine reine DDR-Angelegenheit! Schaller lässt ihn auf die Bühne, und Elmer erzählt von seiner Reise durch die Tschechoslowakei, als Student, mit seinem Kumpel, im Frühling 1968, in dieser Aufbruchsstimmung, die auch mithilfe von DDR-Soldaten niedergeschlagen wurde. Er ruft: »Darum möchte ich hier im Namen aller, dass wir uns vor diesem Volk entschuldigen!«

14 UHR 14: STEFFIE SPIRA SCHAUSPIELERIN

Steffie Spira fängt am Ende ganz vorn an. Sie hat zweieinhalb Stunden auf diesen Auftritt gewartet und ein Leben lang. 81 Jahre und 155 Tage sind seit ihrer Geburt vergangen. Vor 56 Jahren ging sie als Kommunistin ins Exil nach Paris, wo sie und ihr Mann Günter Ruschin 1939, als der Krieg ausbrach, als »unerwünschte Ausländer« verhaftet und von ihrem Sohn getrennt wurden. Sie entkamen den Arbeitslagern, fanden den Kleinen und flohen nach Mexiko. Spiras Vater wurde 1943 im KZ Ruma in Jugoslawien ermordet. Ihre Mutter starb kurz darauf in Berlin. Vor 42 Jahren kam Steffie Spira zurück. Sie ging in den Osten, an die Volksbühne, nicht in den Westen, wo ihre Schwester Camilla Leinwandstar wurde. Steffie Spiras Heimat war immer ihre Überzeugung gewesen, nun wurde es die DDR. Aber in diesem Jahr, auf der Vierzigjahrfeier mit den Veteranen, als viele zum Singen der *Internationalen* mit Honecker nicht mehr aufstehen konnten, fühlte Spira sich wie auf einer Beerdigung. Nun spricht sie: »1933 ging ich allein in ein fremdes Land. Ich nahm nichts mit, aber im Kopf hatte ich einige Zeilen eines Gedichts von Bertolt Brecht: *Lob der Dialektik*. ›So wie es ist, bleibt es nicht. Wer lebt, sage nie Niemals. Wer seine Lage erkannt hat, wie soll der aufzuhalten sein. Und aus Niemals wird Heute noch‹« Ihre Augen sind weit aufgerissen hinter der großen Brille. Die kleine, runde Dame ist in einen schwarzen Mantel gehüllt. Links neben ihr hält jemand ein Schild hoch, auf dem steht: »Daß ich das noch erleben darf!«

Spira fährt fort: »Ich wünsche für meine Urenkel, dass sie aufwachsen ohne Fahnenappell, ohne Staatsbürgerkunde, und dass keine Blauhemden mit Fackeln an den hohen Leuten vorübergehen.« Der Alexanderplatz tobt vor Freude wie nie an diesem Tag. Spira hebt ihre Hand. »Ich habe noch einen Vorschlag: Aus Wandlitz machen wir ein Altersheim! Die über 60- und 65-Jährigen können jetzt schon dort wohnen bleiben, wenn sie das tun, was ich jetzt tue – abtreten!« Eine Frau in der ersten Reihe dreht sich begeistert um die eigene Achse und hält sich beide Hände vor ihr Gesicht, als habe sie selbst etwas Unerhörtes gesagt. In diesen drei Minuten, die Steffie Spira sprach, war viel mehr Entschlossenheit zu hören als Enttäuschung. Jeder sah, dass diese Frau für ein ganzes Jahrhundert steht und dass dieses bald zu Ende geht und viel davon bleiben wird. Dass nicht alles falsch war und jetzt alles richtiger ist.

Dass es etwas gibt, das größer ist als jedes Land und wichtiger als jedes System. Die Zuversicht.

Henning Schaller fordert die Menge auf, sich friedlich wie bisher in die Heimatbezirke aufzumachen. Die Menschen sollen sich bitte verteilen, nicht alle zum S-Bahnhof Alexanderplatz strömen. Schaller, sichtlich erschöpft, trifft das Gefühl der meisten, als er es so ausdrückt: »Versuchen Sie sich zu entwirren!«

Thomas Neumann blickt zurück.

Der 73-Jährige sitzt in seinem Wohnzimmer im Prenzlauer Berg. Über dem Heimtrainer trocknet die Wäsche, die Bücher stapeln sich daneben auf dem Boden. Neumann raucht immer noch Karo-Zigaretten, filterlos. In der DDR nannte man die »Lungentorpedo«. Als dieses Land wieder eins war, lautete der Karo-Werbespruch: »Anschlag auf den Einheitsgeschmack«. 2005 gastierte Neumann in Mainz, mit *Tod eines Handlungsreisenden* . Er ging in den Zigarettenladen und sagte: Einmal Karo bitte! Der Mann fragte: Was ist das? Neumann sagte: Eine Zigarette. Der Mann fragte: Wie sieht die aus? Neumann zeigte ihm seine Schachtel. Schwarz-weiße Karos. Der rote Schriftzug KARO, darunter steht: Rund ohne Filter. Der Mann fragte: Wo kommt die her? Neumann sagte: aus Dresden. Da sagte der Mann: Sie müssen zum Hauptbahnhof, da gibt es internationale Zigaretten.

Als Neumann vor drei Jahren hörte, dass Karo-Zigaretten bald im Softpack kommen, mit Schockbild über den Karos, kaufte er so viele von den alten, wie er fand, das war seine Altersanlage. In seinem Bücherregal liegen linker Hand die Schachteln, die er aufgeraucht hat, rechter Hand die noch vollen. Aus manchen der leeren Schachteln hat Neumann Visitenkarten gebastelt. Er hat die Karos ausgeschnitten und auf die Rückseite seine Kontaktdaten geklebt. Thomas Neumann. Schauspieler, Regisseur, Lehrer. Rund ohne Filter.

Thomas Neumann ist ein Mann ohne Filter, nur rund ist er immer noch nicht, sondern klein und drahtig wie früher. Er hat sich die Zuversicht aus dem Gesicht gequalmt, aber traurig ist er nicht. In *Wir sind auch nur ein Volk* am Staatsschauspiel Dresden spielt er derzeit den Opa Karl, in einem Trainingsanzug. Weil Wessis und Ossis einander nicht verstehen, davon handelt das Stück, beschließen die

Fernsehchefs, eine Serie zur Einheit zu produzieren. Der Drehbuchautor war aber nie im Osten, sein Studienobjekt wird die Familie Grimm, und der Opa, den Neumann spielt, hat sich von der Wiedervereinigung nie etwas versprochen, deshalb, sagt er, ist er »nicht so enttäuscht wie diese Trottel«. Eigentlich, sagt Neumann, ist er seit acht Jahren Rentner. Bis ins Jahr 2000 war er am Deutschen Theater. Als die Mauer offenstand und die Ränge plötzlich leer blieben, rief eine Dame aus Westberlin an, um Karten zu bestellen. Sie wollten gute Plätze. Es gab noch was in der ersten Reihe, für zwölf Mark. »Zwölf Mark? Haben Sie keine besseren Karten?«, fragte die Dame. Thomas Neumann erklärt sich diese Geringschätzung von allem, was aus der DDR kommt, so: Einer, der in der DDR aufgewachsen ist, konnte immer noch den Westen kennenlernen. Der blieb ja, wie er war. Aber ein Westler konnte die DDR nicht mehr kennenlernen, die war ja weg, die muss scheiße gewesen sein. Heute, sagt Neumann, hätte er jeden Tag Anlass, auf die Straßen zu gehen.

Gegenüber hat jetzt das letzte Haus obendrauf ein Penthouse. Neumann lebt seit 1977 im Prenzlauer Berg. Neulich lief er mal wieder zum Kollwitzplatz. Da rief jemand: Heh, Tommy! Ein alter Bekannter. Neumann wurde klar, dass er für denselben Weg früher drei Stunden gebraucht hätte, weil ständig jemand nach ihm rief. Alle sind verschwunden. Nur seine Tochter ist da, ein paar Häuser weiter, ihretwegen ist Neumann, als er aus der alten Wohnung rausmusste, hierher gezogen, in das krummste Haus der Straße. Am 9. November 1989 hatte Thomas Neumann Vorstellung: *Offene Zweierbeziehung*. Um 20 Uhr sollte es losgehen, vorher kam die Souffleuse und sagte: Die Mauer ist offen! Neumann sagte: Hör auf, wir haben zwei Stunden Theater zu spielen! Danach ging er wie immer in die Kantine im Keller. Das Telefon hinter dem Tresen klingelte. Es war einer der Techniker. Der schrie, er stehe am Ku'damm in einer Telefonzelle. Eine Viertelstunde später war die Kantine leer, und Neumann dachte: Jetzt bin ich das Volk! Ins Theater geht Neumann nicht mehr. Er sagt, es ist laut geworden, schnell, aggressiv. Nur das Stück von Jutta in der Kammer des Deutschen Theaters will er sich noch angucken dieses Jahr. Die Sache mit Jutta und ihm ist auch eine, von der man nicht weiß, wie sie verlaufen wäre, wenn es anders gekommen wäre. Ob sie dann noch zusammen wären. Das bringt ja nichts. Jutta hatte es noch schwerer als er, sie war richtig weit oben in der DDR.

An einem Samstag im April 2019 ist Jutta Wachowiak, 78, zurück am Deutschen Theater. Sie steht auf der kleinen Bühne, die jetzt Box heißt. Ein Fenster, eine Tür, drei Umzugskisten, ein Stuhl und sie, in einer weiten Bluse. *Jutta Wachowiak erzählt Jurassic Park* ist ein Solo-Stück, die Jutta-Wachowiak-Revue, durch ihre Biografie und durch die der DDR. Es ist wieder ausverkauft. Viele Zuschauer waren im Herbst 1989 schon Erwachsene. Aber auch viele Junge sind gekommen, um diesen Ritt durch ein Leben, das unbekannter wurde, und ein Land, das ihnen unbekannt ist, mitzumachen. Der Applaus ebbt nicht ab. Ein grauhaariger Mann überreicht Wachowiak eine rote Nelke. Später sitzt sie im Keller des Deutschen Theaters, vor einem Glas Weißwein. Auf jedem leeren Stuhl um sie herum sitzen Erinnerungen. Dort hinten, das ist der Tisch, an dem Johanna Schall sagte: Janka will nicht reden, wenn Markus Wolf redet!

Viele Jahre lang konnte Jutta Wachowiak das Deutsche Theater nicht betreten, sie ertrug es nicht. Sie fühlte sich gedemütigt. Als 2001 die Intendanz von Thomas Langhoff endete, wurde es richtig übel. Ein Mann aus dem Westen wurde Nachfolger. Da schien gar keine Neugier an dem zu sein, was die übernahmen. Wachowiak fühlte sich als Altlast. Sie wurde nicht mehr besetzt. In Essen fand Wachowiak 2005 die Lust am Theater und am Leben wieder, mit Nachwuchsregisseuren, die in ihr nicht nur das Gestern sahen. Einer davon ist Rafael Sanchez, der bei diesem Solo-Abend Regie führt.

Wachowiak wohnt heute in Potsdam und auf Usedom, mit einem neuen Mann. Ihre Augen funkeln, wenn sie über all das spricht. Das Deutsche Theater erinnert sie nicht mehr an den Verlust, sondern an das, was sie gesammelt hat. »Der 4. November«, sagt Jutta Wachowiak, »war vielleicht der schönste Tag in meinem Leben.«

Wachowiaks große Tochter saß am heutigen Abend im Publikum, zum dritten Mal. Wachowiak hat nicht gefragt, irgendwas scheint die Tochter daran spannend zu finden. Sie haben nie viel geredet über die Zeit vor und nach der Wende. Aber vielleicht, sagt Jutta Wachowiak, tut es der Tochter gut zu hören, wie es der Mutter erging. Und ihr, sagt sie, tut es gut, gehört zu werden.

Am 4. November 1989, als Thomas Neumann und Jutta Wachowiak in der ersten Reihe des Demonstrationszugs gehen, lassen sie mit dem Alexanderplatz auch die Stille hinter sich. Die Ersten rufen Parolen. Es wird geklatscht. Gelacht. Es passiert wirklich! Auf den Tapeten auf dem Anhänger vor ihnen stehen Losungen, und die kleben sie überall hin. »Demokratie hier + jetzt« steht neben dem Eingangsschild der Volkskammer. Sie können es nicht erwarten, voranzukommen. Sie laufen immer zügiger. Eine Kollegin vom Gorki-Theater, mit ihrer Schärpe ruft: »Nicht zur Mauer, Leute, linksrum!« Aber natürlich wollen sie nicht raus, sie wollen endlich mittenrein.

Deutscher unter den Opfern

Ein junger Mann aus Kiel, Anfang 20, still, Sinn für Gerechtigkeit. 2016 meldet er sich aus dem Irak: Er kämpfe gegen den „Islamischen Staat". Die Geschichte von Konstantin G.

Von Moritz Baumstieger, Süddeutsche Zeitung, 17.12.2019

Normalerweise wird hier das Leben zelebriert, an diesem Tag aber feiern die Menschen in der „Mega Saray Event-Location" in Kiel einen Toten. In einer Ecke steht ein Bogen, mit Rosen geschmückt, aber da ist kein Brautpaar. Die Gäste machen Fotos von einer Art Altar mit Bildern, Wimpeln, Blumengestecken in Rot-Gelb-Grün, den Farben Kurdistans. Menschen drängen in den Saal, ein Sicherheitsmann schätzt ihre Zahl auf mehr als tausend. Auf den Tischen Teller mit Gebäck. Es ist der dritte Advent des Jahres 2019. Alle Gäste tragen einen Anstecker, ein Bild des Toten, darunter steht: „Heval Andok wir werden dich nicht vergessen. Şehîd namirin". Heval, das ist Kurdisch für „Kamerad".

Der Mann auf dem Bild ist ein Hüne, fast 1,90 Meter groß, roter Bart, helle Haut. Er ist vor zwei Monaten in Syrien gestorben, dort nannten sie ihn Andok Cotkar. Cotkar ist Kurdisch für Bauer. Geboren wurde er am 10. Februar 1995 in Göttingen als Konstantin, sein Nachname soll in diesem Text mit G. abgekürzt werden. Er hatte als Landwirt in Kiel gearbeitet, ehe er aufbrach, weil er die Welt an der Wiege ihrer Kultur besser machen wollte – mit einer Waffe in der Hand.

Während der Westen vor fünf Jahren ratlos auf Einwandererkinder und Konvertiten blickte, die nach Syrien reisten, um für die Terrormiliz Islamischer Staat zu töten, trafen auch Menschen in der Region ein, um die kurdische Miliz YPG zu unterstützen. Sie bekämpft den IS am effektivsten. Manche blieben sechs Monate, andere länger, manche wollten in Zivil helfen, andere riskierten ihr Leben für 80 Dollar Monatssold. 2017 bezifferte die Bundesregierung die Zahl der Deutschen dort auf 183. Neuere Angaben gibt es nicht.

In Demokratien entscheiden Parlamente über Kriegseinsätze. Darf man auch selbst gegen das kämpfen, was man für das Böse hält? Darf man sich in diesem Kampf das Recht zu töten erteilen? Andokas Vater Thomas G. sagt in seiner Trauerrede: „Das archaische Wort ‚Held' beschreibt Konstantin zutreffend."

Deutsche, die mit der YPG kämpfen, bewegen sich in einer Grauzone. Das Verhältnis Deutschlands zur Kurdenmiliz ist schizophren. In München standen Menschen vor Gericht, weil sie Symbole der YPG gezeigt hatten, wegen deren Nähe zur PKK. Würde die Kieler Staatsanwaltschaft das ähnlich sehen, hätte sie viel zu tun an diesem dritten Advent im Mega Saray.

Der Kampf für eine ausländische Terrororganisation wäre strafbar, als solche wird die YPG nicht gezählt. Schließlich ist sie auch Verbündeter: Während die von den USA geführte Koalition im Anti-IS-Kampf einen Piloten verlor, starben am Boden Tausende kurdische Kämpfer. Plus 48 Freiwillige aus dem Westen. Die zählte ein Kamerad von Andok, der zur Trauerfeier aus Italien angereist ist.

Vor allem aus englischsprachigen Ländern kamen ehemalige Militärangehörige nach Syrien, die schon in Afghanistan oder Irak gekämpft hatten und die Sache nun zu Ende bringen wollten. Andere kommen aus politischen Gründen, stellen sich in die Tradition der Internationalen Brigaden aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Sie wollen helfen, eine neue Gesellschaft aufzubauen, nach den Ideen des PKK-Führers Abdullah Öcalan, der in der Türkei zu lebenslanger Haft verurteilt ist. Sie wollen Gleichberechtigung, Basisdemokratie, Ökologie, Säkularismus für Rojava. So nennen Kurden und Internationalisten die Gebiete in Nordostsyrien. Zwischen den bunten Fahnen der Kurden weht dort nun auch das schwarze Banner der Antifa.

Die Reise in den Krieg ist einfach: In den sozialen Netzwerken finden Freiwillige die nötigen Kontakte. Mit dem Flugzeug geht es in den Nordirak, dann werden sie über die Grenze geschmuggelt. Dort durchlaufen sie ein Ausbildungsprogramm in einer früheren Ölfabrik, die „Academy" genannt wird. Die Politischen leiden beim militärischen Drill, die Veteranen bei der Ideologiekunde. Die Hitze, Durchfall wegen des unreinen Trinkwassers plagt alle gleichermaßen.

In Deutschland war Konstantin weder Soldat noch linker Aktivist. Hier in Nordsyrien lernt er, wird Andok. Die politischen Lektionen „nahm er mehr oder weniger begeistert hin“, das militärische Training sei ihm zu lasch gewesen, sagen die Eltern der SZ. Weil vor der Trauerfeier so viel auf sie einprasselt, antworten Ute R. und Thomas G. schriftlich, sehr detailliert, sehr offen.

Sie und Konstantins jüngerer Bruder Benjamin werden demnach am 1. September 2016 überrascht, dem internationalen Antikriegstag. Um 17.12 Uhr ploppt eine Whatsapp-Nachricht in der Familiengruppe auf: „Ich bin im Irak und schließe mich der kurdischen YPG an“, schreibt Konstantin. Die Eltern erinnern sich: „Dazu schickte er ein Foto aus dem Flugzeug. Es zeigte eine fremde, karge Landschaft.“

Weil die freiwilligen Kämpfer meist kaum Kurdisch sprachen, waren sie nur bedingt einsetzbar. Im Kampf können Verständigungsprobleme tödlich sein. Es dauert nicht lange, bis die ersten Ausländer fallen. Am 17. März 2015 stirbt die erste Deutsche. Ivana Hoffmann, 19. Ihre Mutter ist aus Duisburg zur Trauerfeier nach Kiel gereist. Sie will Trost spenden.

Die Kurden setzten die Internationalisten eher hinter der Front ein. Josh Walker, ein Waliser, erinnert sich, wie er in Syrien mit „the big German farming machine“ Wache an gottverlassenen Posten in der Etappe schob. Manchmal trampten sie zu einem Fernfahrerimbiss. Wenn Lagerkoller drohte, organisierte der Kommandeur einen Kleinbus, das Bataillon machte einen Ausflug zu einer Burgruine in der Wüste. In der Freizeit reinigte Konstantin oft und akribisch seine Waffe, und hörte einfach nur zu, wenn die anderen rumalberten. „Als wir herausfanden, dass er noch nie eine Freundin hatte, haben wir ihn aufgezogen: Wäre doch schade, wenn du hier als Jungfrau stirbst“, sagt Josh. Er lebt wieder in Wales und versucht zu studieren. Zur Trauerfeier für Andok in Kiel fuhr er jetzt 24 Stunden lang, ein Flug wäre zu teuer gewesen.

Am 24. November 2016 schlägt nachts in einem Ort bei der Stadt Manbidsch eine türkische Bombe ein. Die Gegend liegt fernab der Front, niemand hatte mit Beschuss gerechnet. Sie explodiert neben einem Haus, auf dessen Dach die Einheit von Josh und Konstantin ihr Lager hat. Der Amerikaner Michael Israel und der

Deutsche Anton Leschek sterben. Keinen Monat später, am 21. Dezember, fallen Nazzareno Tassone aus Kanada und Ryan Lock aus Großbritannien im Gefecht mit dem IS. Anfang 2017 überlebt Konstantin dank seines Helms einen Kopfschuss; wie die Eltern vermuten, versorgen ihn britische Spezialkräfte. Die Pfadfinderstimmung ist zu Ende.

Ute R. und Thomas G. erfahren von all dem nur wenig. Das mobile Internet im Kriegsgebiet ist gut, aber der Sohn schickt nur wenige Nachrichten. „Konstantin war nie eine Plaudertasche“, schreiben sie: „Er war auch beim Chatten authentisch, indem er nicht viele Worte verlor.“ Sie bemühen sich, seine Bindung an die Heimat nicht abreißen zu lassen, erzählen von Kiel, von der Familie. Der Vater schickt Zeitungsartikel. Der Sohn soll einen Blick von außen auf den Krieg haben, in dessen Mitte er steckt.

Gleichzeitig versuchen die Eltern zu verstehen, in was für einer Welt „Konsti“ lebt: „Er wusste, dass wir teilweise ungute Portale nutzten, um etwas über sein Leben zu erfahren“, schreiben sie der SZ, „und dass wir dabei auch sehr schlimme Bilder und Videos sehen mussten.“ Mit dem Sohn sprechen sie darüber kaum. Sie wollen den wenigen Kontakt nicht damit belasten. Er offenbar auch nicht.

Vor seiner Abreise sei Konstantin auf der Suche nach seiner Rolle im Leben gewesen, sagen die Eltern. Die Entwicklung, die er in Rojava nahm, machte sie bald aber auch ein wenig stolz. Konstantin habe schon immer einen starken Gerechtigkeitssinn gehabt. Er wollte handeln, nicht reden. Als 2014 in den deutschen Abendnachrichten zu sehen ist, wie der IS im Nordirak die Minderheit der Jesiden auszurotten versucht, lässt ihn das nicht mehr los. Die Schule hat er da abgebrochen, nicht wegen schlechter Noten, er sieht keinen Sinn mehr darin. Er, der „kein Mainstream-Mensch“ war, wie seine Mutter in ihrer Rede im Mega Saray mit brüchiger Stimme sagt, der mit Büchern mehr anfangen konnte als mit Klamotten, Alkohol und Partys, findet über ein Praktikum auf einem Schäferhof zur Landwirtschaft. Zu diesem Zeitpunkt sind die Eltern froh, dass er nicht zur Bundeswehr geht, die „zu unserem Graus eine Option war“, wie Ute R. sagt. Bei der Arbeit an der frischen Luft hat Konstantin Zeit zum Nachdenken.

Offenbar kommt er dabei auf den Gedanken, gegen die Ungerechtigkeiten der Welt anzukämpfen. „Mama, den IS kann man nicht mit Argumenten besiegen“, erklärt er später einmal.

Ende 2016, als die Kurden eine Offensive auf Tabqa bei Raqqa vorbereiten, schließt sich Andok einer medical tactical unit an, Frontsanitätern. Ein Freiwilliger aus den USA, der sich Paul Doc Hetfield nennt, vermittelt ihm medizinische Grundkenntnisse. Andok lernt schnell, schickt Videos, in denen er Blut an den Händen hat. Er tötet nicht, er rettet das Leben verwundeter Zivilisten und Kameraden.

Nach der Einnahme von Tabqa zerfällt die Einheit, aber Andok bleibt. Er lernt weiter. Manchmal schreibt er über ein Chatprogramm einem Mann, der sich Cpl. Koala nennt. Auch mit ihm hat er gekämpft, online, in einer Community, die gemeinsam „Arma 3“ zockt, ein Militär-Strategiespiel. Cpl. Koala ist kein Arzt, aber Mitarbeiter in der pharmakologischen Forschung in Tucson, Arizona. Aus 12000 Kilometern Entfernung schickt er Tipps, wie Infusionen zu dosieren sind und welche Medikation bei Verwundeten mit dramatisch verlangsamten Herzschlag denkbar ist.

Falls Konstantin in Syrien auch die heroischen Momente suchte, die Computerspieler vielleicht mit dem Soldatenleben assoziieren, kam er ihnen wohl nie so nahe wie im Juli 2017, als ihn Dokumentarfilmer Pedro Brito da Fonseca in Raqqa traf. Andok war in die Brigade des Italieners Karim Franceschi eingetreten, der flammende Reden hielt, dass der Sozialismus scheitere, weil die linke Elite sich in ihrer Blase verkünstle. Franceschi hatte andere Vorstellungen, wollte an die vorderste Front. Seine Kurdischkenntnisse und sein Charisma reichten aus, um die militärische Führung zu überzeugen, dass das eine gute Idee ist.

Die Reportage „Freiwillig in die Hölle von Rakka“, die zufällig einen Tag vor der Trauerfeier auf Arte läuft (und nun in der Mediathek des Senders zu sehen ist), zeigt, wie Franceschis „Antifa-Platoon“ durch nächtliche Operationen im schwer verminten Hischam-Abdulmalik-Viertel Haus für Haus einnimmt. „Die Leistung der Männer ist kaum zu unterschätzen“, sagt Pedro Brito da Fonseca heute: „Erst durch sie gelang es, die Frontlinien in Raqqa zu verbinden, die IS-Kämpfer einzukesseln.“

Konstantin erlebt der Regisseur in Raqqa als leicht verschlossenen jungen Mann, der seine Aufgaben mit großer Ernsthaftigkeit wahrnimmt, der mit einem Maschinengewehr als letzter Mann seinen Kameraden Deckung gibt. Im Film ist zu sehen, wie Konstantin und ein schottischer Scharfschütze mit dem Kampfnamen Guevara vom IS an einem Tag in einem Haus belagert werden. Der junge Deutsche, der daheim in Kiel so gern mit seinen Eltern in gute Restaurants ging, löffelt sich in der Ruine mit dem Deckel einer Konserve deren undefinierbaren Inhalt in den Mund. Standardverpflegung, „canned mystery meat“ genannt. Um 16 Uhr zündet ein Selbstmordattentäter eine Autobombe vor dem Haus. „Das scheiß Treppenhaus ist weg“, sagt Andok. Die Brille ist blind vom Trümmerstaub.

Im November 2017 ist er wieder in Kiel. Die Eltern hoffen, „dass er seine Leidenschaft für die Landwirtschaft wieder entdeckt, vielleicht ein nettes Mädel kennenlernt“. Sie ahnen bald, dass er nur gekommen ist, um sich operieren zu lassen. Ein Steckschuss in der Hüfte, eine Verletzung aus Raqqa, „pain in the ass“ wie er sagt. Es ist der Sarkasmus eines Kriegers. Die Wunde verheilt schlecht, doch nach einem Jahr nimmt Konstantin eine Stelle auf einem Bauernhof an. Er besucht weiter Kurdisch-Kurse, um die Sprache nicht zu verlernen.

Dort sagt er: „Hier kann ich nicht atmen, in Rojava fühle ich mich frei.“

Zu seinem 24. Geburtstag, am 10. Februar 2019, ist nur seine ehemalige Grundschullehrerin eingeladen, zu der er immer Kontakt gehalten hat. Als der mit einer YPG-Fahne aus Lebensmittelfarbe verzierte Schokokuchen angeschnitten ist, fragt sie: „Ich sehe doch, dass du wieder am Aufbruch bist. Warum machst du das? Wo wir doch auch helfen können, ohne unser Leben zu riskieren.“ Konstantin weicht nicht aus. Er sagt, dass der IS nicht besiegt sei, dass der Westen die Kurden im Stich lasse. Die Eltern wissen jetzt, dass er wieder gehen wird. „Wir haben aber darum gebeten, dass es dieses Mal nicht heimlich passiert.“

Dass Konstantin am Geburtstagstisch teils recht hatte, zeigt sich am 6. Oktober: US-Präsident Donald Trump schmeißt in einem Telefonat mit Recep Tayyip Erdoğan die Empfehlungen seines Stabes über den Haufen und kündigt an, die in Rojava stationierten US-Truppen abzuziehen. Er überlässt die Verbündeten damit ihrem

Schicksal. Schon Anfang 2018 war Erdoğans Armee in Afrin einmarschiert, dem westlichsten Kurdenkanton in Syrien. Drei Tage, nachdem Trump den Telefonhörer auflegt, rollen wieder türkische Panzer. Seinen Krieg nennt der türkische Präsident „Operation Friedensquelle“.

Konstantin ist da schon lange wieder Andok Cotkar. Seit März lebt er im Nordirak, um mit anderen Internationalen zurückkehrende Jesiden zu schützen, deren Leid ihn so mitgenommen hatte. Anfang Oktober ist hier ein Mann vertretungsweise Kommandant, der sich Martin Klamper nennt. Klamper stammt aus Bielefeld und war bei der Bundeswehr, bevor er sich nach Syrien aufmachte. Auch er kämpfte in Raqqa, später in Afrin, auch ihn zog es nach kurzer Zeit in der Heimat zurück.

Heute finden er und die anderen ab und zu Dinge von Konstantin in dem Haus, das sie als Basis nutzen. Was sie brauchen können, verwenden sie, etwa den Schlafsack. Persönlichere Sachen legen sie in eine Tasche, in der auch Konstantins Dokumente und ein letzter Brief an die Eltern auf die Reise nach Deutschland warten, erzählt Klamper über eine brüchige Telefonverbindung und mit erkälteter Stimme. Es ist kalt in den Bergen Nordiraks.

Als die türkische Offensive begann, sei „Heval Andok“ zu ihm gekommen, wollte den Kurden in Syrien beistehen. Klamper leitete die notwendigen Schritte ein, um ihn und einen Schweden ins Kriegsgebiet zu bringen, warnte ihn aber auch: Der Kampf gegen die Türkei sei anders als der gegen den IS. In Raqqa waren sie es, die von einer Luftwaffe beschützt und unterstützt wurden. Nun werden sie selbst von Bombern gejagt werden.

Auch Mitglieder seiner Gaming-Gemeinschaft warnen. „Ich will bleiben, bis ich tot bin, verwundet bin, oder wir gewinnen“, schreibt ihnen Konstantin vor knapp zwei Monaten, am 13. Oktober 2019. Ein Irakkriegsveteran antwortet, dass er damals ähnlich gedacht habe. „Das Leben ist so einfach dort. Mit einer Gewehrkugel kannst du scheinbar alles lösen“, schreibt er. Und: „For real, get the fuck out!“

Am selben Tag chattet Konstantin mit den Eltern wegen seines eingelagerten Autos. Am 14. Oktober öffnet er um 19.58 Uhr die letzten Zeitungsartikel, die der

Vater geschickt hat. Als Martin Klamper drei Tage später im Nordirak aufwacht, sieht er, dass Andoks Begleiter ihn von halb ein Uhr nachts an versucht hat anzurufen.

Die Eltern in Kiel hören erst eine Woche später von Gerüchten, dass ein Mann aus Deutschland in Nordsyrien gestorben sei. Sie wissen, das Konstantin dort nicht der einzige Deutsche ist. Sie recherchieren im Internet. Bald haben sie einen Verdacht, schreiben Kampfgenossen an, Bekannte, zunehmend verzweifelt. Die Bombe, die am 16. Oktober von einem türkischen Flugzeug bei der Stadt Serêkaniyê abgeworfen wurde, zerstörte den Tunnel, in dem Andok Schutz suchte. Nach Angaben der YPG sicherte er dort ein Feldlazarett.

Er ist der tote Deutsche.

Ob ihr Sohn in Syrien auch selbst getötet hat, wissen Ute R. und Thomas G. nicht.

Konstantin ist tot, aber die Geschichte noch nicht zu Ende. Die Türkei, die in Syrien völkerrechtswidrig Krieg führt, kaufte allein in den ersten acht Monaten dieses Jahres deutsche Waffen für 250 Millionen Euro. Seit Beginn der „Operation Friedensquelle“ wurde der Export eingeschränkt, aber die Arsenale sind voll mit deutschem Material.

Ute R. und Thomas G. haben im Advent 2019 wenige Antworten, aber viele Fragen. Eine von ihnen lautet: Hat eine deutsche Bombe unseren Sohn getötet?

Ute R. und Thomas G. haben im Advent 2019 wenige Antworten, aber viele Fragen. Eine von ihnen lautet: Hat eine deutsche Bombe unseren Sohn getötet?eo
l
i
g
u
l
a
,

Der Prozess

Seit 2011 bekämpft das syrische Regime das eigene Volk. Nun stehen zum ersten Mal Kriegsverbrecher vor Gericht – in Deutschland. Über ein historisches Verfahren

Von Moritz Baumstieger, Lena Kampf und Ronen Steinke, Süddeutsche Zeitung, 18.04.2020

In Berlin, 2800 Kilometer und eine Flucht von der Heimat entfernt, in dem Land, in dem er sich endlich sicher glaubt, holt ihn der Krieg wieder ein, an einem Wintertag 2014. Syrien hatte der Menschenrechtsanwalt Anwar al-Bunni verlassen müssen, weil er um sein Leben fürchtete, seit ein, zwei Wochen wohnen er und seine Frau nun in der Erstaufnahmeeinrichtung Berlin-Marienfelde. Und dort bleibt sein Blick in diesem Moment an einem Bewohner hängen, der ihm etwas dicker erscheint als damals in Syrien. „Er hatte auch weniger Haare, dafür eine Brille. Ich konnte ihn nicht gleich zuordnen“, erzählt al-Bunni heute. Wer ist der Mann mit dem Leberfleck unter dem linken Auge?

Zwei Tage überlegt al-Bunni, dann fällt es ihm wieder ein: Der Mann ist Anwar R., zuletzt ein Oberst der syrischen Staatssicherheit, im Jahr 2006 noch Chef eines Kommandos, das al-Bunni von der Straße weg entführt hatte. Es ist der Mann, der al-Bunni in ein Gefängnis bringen ließ, wo er bedroht, geschlagen, fast umgebracht wurde. Fünf Jahre Haft, offiziell wegen „Gefährdung des Nationalstolzes“. Tatsächlich wurde al-Bunni bestraft, weil er Oppositionelle vor Gericht verteidigt und zu laut Rechte eingefordert hatte, die seinen Mandanten laut Syriens Verfassung zustanden.

Den Mann traf al-Bunni in Berlin noch weitere Male, an der Essensausgabe etwa, später in einem Möbeldiscounter. Dass Anwar R. ihn ebenfalls erkannte, ist sich al-Bunni sicher. „Ich war berühmt in Syrien“, sagt er, tatsächlich gibt es im Netz viele Fotos, die ihn bei Prozessen oder mit ausländischen Gästen zeigen. Sein Gesicht war damals etwas voller, auch sein Scheitel und sein Schnauzbart. In seinem kleinen Büro in einem Hinterhof in Prenzlauer Berg hat er keine Erinnerungen an diese Zeit aufgehängt. Die Vergangenheit ist auch ohne Bilder immer präsent – und sie wird al-Bunni gegenwärtiger denn je erscheinen, wenn sie von Donnerstag an in einem historischen Prozess verhandelt wird. Wenn sie dort seinen Peiniger einholen wird.

Seit dem zufälligen Treffen mit Anwar R. hat al-Bunni eine neue Lebensaufgabe. Als 2015 Hunderttausende Syrer wie er nach Deutschland kamen, ließen sie zwar den Krieg zurück, nicht aber die Konflikte, die Nachbarschaften, Freundeskreise und sogar Familien durchzogen. 2800 Kilometer zwischen der alten und der neuen Heimat ändern vieles im Leben, aber nicht alles. Die einen sympathisieren weiterhin mit oppositionellen Gruppen, andere halten immer noch zum Regime. Unter den nach Deutschland Geflohenen sind in erster Linie Opfer des Krieges – es sind aber auch Täter unter ihnen. Syrer, die im Namen des Staates oder als Mitglieder von Milizen Verbrechen begangen haben. Wenige Tage nach seiner zufälligen Begegnung mit Anwar R. beginnt al-Bunni, nach diesen Leuten zu suchen.

Anwar R., heute 57 Jahre alt, soll für mindestens 4000 Folterungen und 58 Tötungen verantwortlich sein. Er verließ Syrien Ende 2012, im Juli 2014 kam er in Deutschland an. Fast sechs Jahre später wird ihm hier der Prozess gemacht. Von 23. April an wird er zusammen mit Eyad A., einem weiteren syrischen Geheimdienstler, vor einem deutschen Gericht stehen. Der Prozess am Oberlandesgericht Koblenz wird in die Geschichte eingehen: Es ist das erste Mal weltweit, dass sich Handlanger des syrischen Präsidenten Baschar al-Assad für Staatsfolter verantworten müssen.

Fast 100000 Menschen ließ das Regime seit Ausbruch des Konflikts in Gefängnissen verschwinden, das Schicksal Zehntausender ist ungeklärt. Mindestens 18000 Menschen wurden hingerichtet oder zu Tode gefoltert, berichten Organisationen wie Amnesty International oder das Syrische Netzwerk für Menschenrechte. Die Taten werden hinter blickdichten Mauern begangen, doch Überlebende können sie glaubhaft schildern.

Auch nach diesen Menschen sucht al-Bunni. Um ihre Geschichten zu dokumentieren – und um sie zu überreden, sich der deutschen Justiz als Zeugen zur Verfügung zu stellen. Damit der Prozess gegen Anwar R. ein Erfolg wird, damit noch weitere Verfahren dieser Art folgen.

Für seine Suche nutzt er Facebook und sein Netzwerk in der Offlinewelt. Al-Bunnis Telefon klingelt beim Treffen in Berlin fast genauso oft, wie er an der E-Zigarette zieht. Mit dieser Arbeit verdient er nichts, im Gegenteil: Um Reisen zu Zeugen und andere Geschäftsausgaben finanzieren zu können, ist er auf Unterstützung durch Menschenrechtsorganisationen angewiesen.

Es gehe ihm nicht um Rache, sagt al-Bunni, nicht einmal im Fall von Anwar R. Er wolle irgendwann einmal in ein ziviles und demokratisches Syrien zurückkehren, und ein solches könne man nur durch Gerechtigkeit aufbauen. „Ich will verhindern, dass Kriegsverbrecher in der Zukunft des Landes eine Rolle spielen“, ruft der schmächtige 61-Jährige, und jetzt klopft er vor Erregung auf den Tisch. „Ihre Taten sind dokumentiert. Niemand soll sich mit ihnen einlassen können!“

Der Zeuge

Hussein Ghrer glaubte an eine bessere Zukunft, als er aus Aleppo in die syrische Hauptstadt zog. Damaskus war aufregender, größer, lebendiger – ganz anders als seine

konservative Heimatstadt, in der die Basarhändler und die Imame der Moscheen das öffentliche Leben bestimmten. Die soziale Kontrolle durch Familie und Nachbarschaft war Ghrer mit dem Umzug losgeworden – wirkliche frei war er aber nicht. An der Uni in Damaskus erlebte er, wie das Regime seine Untertanen bis ins Letzte zu kontrollieren versucht: Selbst eine Initiative zum gemeinsamen Müllsammeln verbot der Dekan. „Das können Sie einzeln gerne tun“, habe er gesagt. „Als Gruppe aber nicht.“ Die systematische Unterdrückung des eigenen Volkes hatte da bereits Tradition.

Syriens jüngere Geschichte ist durchzogen von der Herrschaft der Assad-Familie. Hafis al-Assad hatte sich 1970 an die Macht geputscht und das Land mit harter Hand regiert. Nach seinem Tod im Jahr 2000 hofften viele Syrer, dass sein Sohn Reformen einleiten würde. Doch der damals erst 34-jährige Baschar enttäuschte die Erwartungen. 2007 sicherte er sich durch eine Volksabstimmung eine zweite Amtszeit – mit angeblichen 97,62 Prozent der Stimmen. Nichts hatte sich geändert. Und Hussein Ghrer begann heimlich zu bloggen. Im Internet schrieb er gegen die Diktatur an.

Ghrer gab sich den Namen „freeman“. Auch wenn die Geheimdienste damals noch wenig Erfahrung mit sozialen Medien hatten, war sein Aktivismus gefährlich. Ghrers Ehefrau machte sich Sorgen, sie waren bereits Eltern. Und als der sogenannte Arabische Frühling auch Syrien erreichte, legte Ghrer im März 2011 auch noch sein Pseudonym ab. Er veröffentlichte seine Artikel zu Bürgerrechten nun unter echtem Namen. „Ich wollte zeigen, dass hinter den Texten keine ausländischen Agenten oder Terroristen stecken“, sagt er heute in Berlin, er ist 42 Jahre alt, trägt Mittelscheitel und Kastenbrille.

Wenn er von den damaligen Hoffnungen erzählt, und davon, wie er sich zum ersten Mal richtig lebendig fühlte, als er 2011 bei Protesten seine Meinung herausschrie, kämpft Ghrer mit den Tränen. Die Aufbruchsstimmung wurde damals

jäh unterdrückt. „Die Mitstreiter waren meine teuersten Freunde“, sagt er und braucht eine Pause, weil ihm die Stimme versagt. „Ich habe sie alle verloren.“

Ghrer aß gerade zu Mittag, als er das erste Mal abgeholt wurde. Die Männer brachten ihn in den berüchtigten Geheimdienstbau der „Abteilung 251“, auch „al-Khatib“ genannt, nach der Straße, in der er steht. Jeder in Damaskus kennt den Bau, er ist gefürchtet. Die Unterabteilung „Ermittlungen“, zuständig für die gnadenlosen Verhöre der Insassen, leitete Anwar R.. Der Mann, unter dem auch der Anwalt al-Bunni gelitten hat.

Die beiden ehemaligen Gefangenen al-Bunni und Hussein Ghrer kennen sich bereits aus gemeinsamen Tagen in Syrien, in Deutschland haben sie sich wiedergetroffen. Sie werden heute vom European Center for Constitutional und Human Rights unterstützt, kurz ECCHR. Die Organisation mit Sitz in Berlin-Kreuzberg will mutmaßliche Täter von Menschenrechtsverletzungen zur Verantwortung ziehen, weltweit und mithilfe des deutschen Rechts. Dazu beraten ihre Juristen Zeugen wie Hussein Ghrer – auch dahingehend, im Interview mit der SZ nicht auf Details einzugehen, zu denen die Richterin in Koblenz ihn wohl befragen wird. Abweichungen zwischen der Aussage eines Zeugen vor Gericht und vorher veröffentlichten Angaben könnten die Anwälte der Verteidigung zu nutzen versuchen.

Wie hart die Folter im Reich von Anwar R. war, kann man jedoch in den Beschreibungen der deutschen Ermittler nachlesen. „Bei den Vernehmungen kam eine Vielzahl von Foltermethoden zum Einsatz“, heißt es da, „neben Schlägen mit Fäusten, Stöcken, Rohren, Kabeln, Peitschen und Schläuchen stand auch die Verabreichung von Elektroschocks auf der Tagesordnung.“ Die Zellen im Keller des Gebäudes waren vollkommen überfüllt, statt der vorgesehenen 100 Personen quetschen Anwar R. und seine Leute oft 400 bis 600 in die Verliese. Selbst beim Schlafen mussten die Insassen stehen, auf die Toilette durften sie bestenfalls einmal am Tag. Einige wurden an den Handgelenken aufgehängt, manche vergewaltigt, fast allen wurde der Schlaf entzogen

und medizinische Versorgung vorenthalten. Auch nach Folter auf dem „Deutschen Stuhl“, auf den Opfer gefesselt wurden. Die flexible Lehne des Geräts wurde dann nach hinten bis zum Boden gedrückt, der Rücken der Gefangenen überstreckt, bis manchem die Wirbelsäule brach. Oft wählten die Folterer auch das „Rad“, bei dem der Häftling in Klappmesserposition in einen Autoreifen gezwungen und dann mit Stöcken verprügelt wurde. Anwar R. selbst machte sich die Hände aus Sicht der Ermittler nicht schmutzig. Er befahl.

Hussein Ghrer hatte Glück – und das richtige Wissen, um die Torturen zu überleben. Andere Aktivisten hatten ihm erzählt, was auf ihn zukommen würde, noch in Freiheit spielte er zu erwartende Szenarien durch, wusste, welche Informationen er preisgeben würde. Meist wollten die Folterer tatsächlich „Namen, Namen und noch mehr Namen“, sagt Ghrer. Namen von anderen Aktivisten und Assad-Gegnern. Für Anwar R.s Verhörteams erfand und gestand Ghrer viel, sich selbst versagte er die Flucht in Fantasiewelten. Das sei der schnellste Weg, verrückt zu werden, sagt er. „Ich habe einige gesehen, die deshalb durchdrehten.“ Nach ein paar Wochen wurde Ghrer aus der Haft entlassen.

Doch kurz darauf, im Februar 2012, wurde er ein weiteres Mal festgenommen. Er hatte gerade begonnen, im „Zentrum für Medien und Meinungsfreiheit“ zu arbeiten, als das Regime die Arbeit der Gruppe auf einen Schlag beendete. Die Armee riegelte die Straße ab und stürmte das Büro, als hätten sich hier Untergrundkämpfer verschanzt. „In Syrien sind die Leute es gewohnt wegzuschauen“, sagt Ghrer. „Bei dieser Aktion war das aber kaum möglich.“

Die Soldaten fanden keine Waffen, sondern nur Papiere und Computer, sie führten keine Kombattanten ab, sondern Zivilisten wie Ghrer. Dreieinhalb Jahre sollte er diesmal im Gefängnis bleiben.

Schon die ersten Aktivisten, die 2011 für Reformen eintraten, hatte das Regime als Terroristen bezeichnet. Unter demselben Vorwand attackierten Einheiten Assads später Protestzüge, bei denen Hunderttausende auf die Straßen drängten. Teile der Opposition bewaffneten sich daraufhin, und bald kämpften Assads Truppen gegen abtrünnige Soldaten und dschihadistische Milizen. Das Land glitt in einen Bürgerkrieg ab, der bis heute andauert.

In den vergangenen neun Jahren hat Assad mit russischer Hilfe die Gebiete, die unter der Kontrolle der Aufständischen standen, zu Schutt gebombt, auch Chemiewaffen eingesetzt. Die meisten Teile des Landes hat der Diktator mittlerweile zurückerobert. Der Preis dafür war hoch: Mindestens 350000 Syrer haben im Syrienkrieg ihr Leben verloren, 13 Millionen ihre Häuser – die Hälfte der syrischen Bevölkerung ist im Land auf der Flucht oder ins Ausland geflohen. So wie Hussein Ghrer.

Ghrer arbeitet heute in Norddeutschland als IT-Berater. Beim Prozess wird er als Nebenkläger auftreten. Er will nicht mehr nur als Opfer gelten. „Ich will wieder ein Mensch sein, der handelt“, sagt er.

Der Schnüffler

Zeugenaussagen sind wichtig im Prozess, das sieht auch Bill Wiley so. „Aber der König aller Beweismittel“, sagt der Kanadier in seinem Büro, „ist das Dokument.“

Der Rauch kubanischer Zigarillos hängt in der Luft, Whiskyflaschen stehen herum, auch ein Prinzessinnenbild, das die Tochter neongrell ausgemalt hat. Wiley ist ein Schnüffler. Seine Jobbeschreibung ist anders als die staatlicher Ermittler oder solcher im Dienst der Vereinten Nationen – schon deshalb, weil sich Wiley seine Regeln selbst geschrieben hat. Die von ihm gegründete Commission for International

Justice and Accountability (CIJA), eine Stiftung nach niederländischem Recht, sichert Beweise in Kriegsgebieten. Man könnte auch sagen: Wiley lässt sie stehlen.

Wie aus ihm der Gründer einer Organisation wurde, die manche „Wahrheitsschmuggler“ nennen, erzählt der rotblonde Mann in einem Haus ohne Klingelschild. Der Ort ist geheim, er liegt irgendwo in Westeuropa, das dürfe man schreiben. Wiley will seine mittlerweile 150 Mitarbeiter schützen und ungebetenen Besuch von dem Material fernhalten, das hier gelagert wird. In einem fensterlosen Raum stehen lange Reihen Regale mit schlichten braunen Kartons. In den Kartons: Akten der syrischen Sicherheitsbehörden, mal glatt, mal verknittert, manchmal mit Dreck beschmiert. Mit Stempeln, Unterschriften, handschriftlichen Anmerkungen. „Mehr als 800 000 Seiten“, sagt Wiley, „um die 3,6 Tonnen.“

Wiley war erst Soldat, der Körper des heute 56-Jährigen wirkt immer noch so, als sei er jederzeit kampfbereit. Er war für die UN als Ermittler und Rechtsberater tätig, bei der Aufarbeitung der Konflikte in Jugoslawien und Ruanda. Danach arbeitete er beim Internationalen Strafgerichtshof – bis er schließlich frustriert hinschmiss. Zu selten gelang es, mutmaßliche Kriegsverbrecher zu überführen. Als 2011 der Konflikt in Syrien begann, überredete Wiley das britische Außenministerium, ihm ein paar Hunderttausend Pfund für etwas Neues zur Verfügung zu stellen. Für einen „Ansatz mit einer höheren Risikotoleranz“, wie er es nennt.

Mit ein paar ehemaligen Kollegen aus UN-Zeiten hielt er bald Seminare im Süden der Türkei ab, der syrischen Oppositionellen als Rückzugsort diente. Sie schärften Aktivisten das Einmaleins der Beweissicherung ein, brachten ihnen bei einzusammeln, was immer sie kriegen konnten: Festplatten, Telefone, Akten, Videos, Laptops.

Doch Wiley brauchte nicht nur junge Idealisten, sondern auch die Kooperation der bewaffneten Rebellen. „Nehmt die Gebäude des Regimes ein, plündert, was immer ihr wollt. Macht meinetwegen ein schönes Video, wie ihr im Anschluss alles zerstört“, schwor er die Kommandeure ein, wenn die in der Türkei zu tun hatten und er sie – je nach deren ideologischem Hintergrund – zum Abendessen oder auf ein paar Bier traf. „Aber lasst uns verdammt noch mal die Dokumente sichern, bevor ihr alles abfackelt!“ Und so begannen die syrischen Mitarbeiter, immer mehr Akten in Verstecken zu lagern.

Die Dokumente außer Landes zu schaffen – das ist dann der Job, der jene „höhere Risikotoleranz“ verlangt, von der Wiley spricht. Bis Kuriere eine Landesgrenze erreichen, müssen sie durch unzählige Checkpoints, die teils von Rebellen, teils vom Regime, zeitweise auch von der Terrormiliz IS betrieben werden. Und obwohl Kuriere die Routen in Testläufen abfuhren, Dutzende Male, ohne die unauffälligen Koffer und Reisetaschen, in denen sie Akten transportieren, wurden einige von ihnen festgenommen. Wenn sie wieder freikamen, waren „manche in besserer Verfassung, manche in schlechterer“, sagt Wiley. Manche verschwanden jedoch für immer. Ein Mitarbeiter starb als Gefangener des IS, ein anderer in der Haft des Regimes.

Die Papiere, die es zu Wiley geschafft haben, belasten nicht nur Handlanger des Regimes in der Provinz, sondern auch die Führungsebene in Damaskus – inklusive Baschar al-Assad, dessen Unterschrift sich auf mehreren Akten in Wileys Archiv findet. Assads Krisenreaktionsstab gab etwa Anweisungen, wie Demonstrationen zu brechen sind. Mitarbeiter der Dienststellen meldeten verzweifelt, dass sie nicht mehr wüssten, was sie mit all den Folterleichen anfangen sollen. „Diktaturen sind Systeme, in denen alle darauf bedacht sind, ihren Arsch abzusichern“, sagt Wiley. „Die Ironie ist: Weil sich jeder alles von der nächsthöheren Stelle abzeichnen lässt, produzieren sie haufenweise Belege.“

Auch wenn die CIJA bewusst auf eine Website verzichtet, sprach sich die Arbeit der Gruppe schnell in jener Community derer herum, die sich mit internationalem Recht und der Strafverfolgung von Kriegsverbrechen beschäftigen. Mitglieder von Menschenrechtsorganisationen echauffieren sich zwar manchmal über „Rambo-Methoden“, wenn man sie auf Wileys Vorgehen anspricht, andere bemängeln, dass die CIJA in Syrien auch mit dschihadistischen Milizen zusammengearbeitet hat. Für die Strafermittler vieler Länder sind die Zulieferungen von Wiley aber ein Geschenk – auch deshalb warben einige Diplomaten bei ihren Regierungen für dessen Arbeit. Heute tragen etwa die USA, die EU und auch das Auswärtige Amt zum Budget bei, das mittlerweile bei einigen Millionen Euro liegt. Längst sammelt die CIJA auch Belege zu Taten, die von anderen Kriegsparteien und in anderen Konflikten verübt wurden, etwa im Irak.

Im Falle Syriens sei die Beweislage „so gut wie seit den Nürnberger Prozessen nicht mehr“, sagt Wiley – nun bräuchte es nur noch Gerichte, die sich des Materials annehmen. Ein großes internationales Tribunal ist nicht in Sicht, doch manchmal kommen Anfragen wie jene aus Deutschland.

Ob die CIJA etwas zu einem Mann namens Anwar R. habe, wollte das Bundeskriminalamt wissen.

„Lustig, dass ihr fragt“, antwortete Wiley. Er hatte ein ganzes Dossier: Dokumente mit Unterschriften, Aussagen von Insidern und Zeugen, „contextual evidence“, also Beweise, die das System der Foltergefängnisse beschreiben.

Wiley holt eine Kladde aus seiner Schreibtischschublade, „high quality stuff“, sagt er. 61 Seiten, Wiley zeigt nur die letzten Seiten: 355 Fußnoten, die auf Belege verweisen. „Todsichere Fälle gibt es vor Gericht nie“, sagt Wiley. „Aber was wir gegen Anwar R. haben, ist sehr, sehr viel.“

Der Ankläger

Kühl, beherrscht und eher zugeknöpft sind die Juristen hinter den meterdicken Betonmauern der Bundesanwaltschaft in Karlsruhe. Jagdfieber, wie es etwa bei CIJA-Chef Wiley bei jedem zweiten Satz durchdringt, versagen sich Ankläger wie Christian Ritscher, zumindest nach außen. Freude über die Dummheit eines Verdächtigen würde man hier kaum zeigen. Allerhöchstens mit einem angedeuteten Lächeln.

Der Jurist ist ein groß gewachsener Mann im feinen Tuch, 55 Jahre alt. Sein Team von acht Ermittlern, das ist die „War Crimes Unit“, ein Prestigeprojekt der Karlsruher Anklagebehörde. „Kriegsverbrecher aufspüren, die in Deutschland Unterschlupf gefunden haben könnten“, so beschreibt Ritscher seine Mission.

Eine Tat gerichtsfest beweisen zu können, die in einem anderen Land begangen wurde und dessen Behörden keine Amtshilfe leisten können oder wollen, ist meist eine quälend langsame Puzzlearbeit. Dass ihnen aber Anwar R. ins Netz gegangen ist, ihr bislang größter Fang – das liegt daran, dass der mutmaßliche Foltermeister ihnen den Gefallen getan hat, in eine Berliner Polizeiwache zu spazieren und seine Geschichte zu erzählen. Warum? Weil Anwar R. annahm, die deutsche Polizei würde ihm voller kollegialer Sympathie zuhören. „Er dachte wohl, es sei nichts dabei“, sagt Ritscher, auf seinen Lippen deutet sich nun dieses Lächeln an.

Welch skurrile Szene: Es ist Februar 2015, Anwar R. will die deutsche Polizei um Schutz bitten, er fühlt sich verfolgt, beobachtet von russischen oder syrischen Geheimdienstlern – zweimal sind ihm bei Arztbesuchen in Berlin verdächtige Männer aufgefallen. Zur Begründung erklärt er freimütig, dass er ein wichtiger Mann in Syriens Foltermaschinerie gewesen sei.

Interessant, sagen die Kriminalbeamten. Erzählen Sie.

Welche Welten hier aufeinanderprallen. „Abweichende Vorstellungen von Recht und Unrecht“, so beschreibt es Ritscher heute. Auf der einen Seite der Syrer, der meint, Folter sei eben Teil des Jobs. Befehl sei Befehl. Er macht keinen Hehl daraus, dass er gern weitergemacht hätte. Nur aus Angst vor Vergeltungsmaßnahmen gegen Familienmitglieder, die in einem von der Opposition beherrschten Gebiet lebten, sei er ins Exil gegangen.

Ritscher ist der Mann, der dem mutmaßlichen Kriegsverbrecher nun die Prinzipien des internationalen Rechts entgegenhalten darf. Das besagt: Es gibt Verbrechen, die so klares Unrecht darstellen, dass kein Bellen eines Befehlshabers sie je legal machen kann. Auch nicht im Krieg.

Dieser Gedanke, etabliert von den Alliierten in den Nürnberger Prozessen gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher, gilt für Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Bei ihnen können deutsche Ermittler nach dem sogenannten Weltrechtsprinzip auch dann aktiv werden, wenn die Taten im Ausland begangen wurden und weder Opfer noch Täter Deutsche sind. In der Bundesrepublik gab es so bereits Prozesse gegen Männer, die in Ruanda Massaker befohlen hatten, und gegen IS-Mitglieder.

Syrische Kriegsverbrechen blieben bislang ungesühnt: Vor einer Strafverfolgung durch den Internationalen Strafgerichtshof müssen sich Assad und seine Folterer nicht fürchten, das Land hat sich der Autorität von Den Haag nicht unterstellt. Laut seinen Statuten kann das Weltstrafgericht nur gegen Bürger seiner Mitgliedsstaaten tätig werden oder wenn der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen es dazu auffordert. In diesem schützt Russland den Verbündeten Syrien mit seinem Veto – weshalb auch Carla Del Ponte, die legendäre einstige Chefanklägerin von Den Haag,

ihr Ermittlungsmandat in einer UN-Sonderkommission für Syrien vor zwei Jahren hinschmiss.

Zumindest ein kleiner Teil der Taten wird nun endlich aufgearbeitet, dezentral in verschiedenen Staaten. In Frankreich etwa ermitteln Staatsanwälte ebenfalls gegen Schergen des Assad-Regimes. Die deutsche Anklage ist jedoch die erste weltweit, die vor Gericht verhandelt wird. Ritscher und seine Kollegen werfen Anwar R. vor, für mindestens 4000 Folterungen und 58 Tötungen verantwortlich zu sein – in den gerade mal eineinhalb Jahren zwischen Beginn des syrischen Bürgerkrieges im Frühjahr 2011 bis zum Ende seiner Tätigkeit in der Abteilung 251 am 7. September 2012. Ihm droht lebenslange Haft.

Und auch wenn Anwar R. inzwischen anwaltlich beraten wird und eisern schweigt: Das, was er bei auf der Berliner Polizeiwache zu Protokoll gegeben hat, wird für Ritschers Leute in Koblenz ein wertvolles Beweismittel sein. Dazu kommt die Kladde, die Bill Wiley schickte, außerdem haben die deutschen Ermittler die sogenannten Caesar-Fotos forensisch analysiert: Als sich ein syrischer Militärfotograf mit diesem Decknamen 2013 absetzte, nahm er mehr as 53 000 Fotos mit. Sie zeigen die Körper von mindestens 6786 Toten, die von Geheimdienstlern in Damaskus in Krankenhäuser gebracht wurden, die jeweilige Dienststelle ist meist mit Filzstift auf der Stirn, einem Arm oder der Brust vermerkt. Dazu kommen eben die Aussagen zahlreicher Überlebender: Ritschers Team unterhielt sich mit insgesamt 52 Zeugen, 40 von ihnen waren selbst Folteropfer in der Abteilung 251.

Viele haben sich freiwillig gemeldet bei der Bundesanwaltschaft. Dass Anwar R. im Februar 2019 verhaftet wurde, sprach sich in der syrischen Exil-Community schnell herum, dafür sorgte schon Anwar al-Bunni. Zeugen aus ganz Europa meldeten sich bei Ritschers Team, al-Bunni und das ECCHR vermittelten weitere. Manchmal, erzählt Ritscher, hätten die Syrer nicht glauben wollen, dass die Karlsruher Ermittler

echte Beamte seien. Vertreter einer Staatsmacht, die nicht schreien und drohen, sondern zuhören und Kaffee nachschenken – so etwas kannten sie nicht.

Auch Syrer, die nun in der Schweiz leben, in Frankreich oder in Schweden, wollen in Koblenz gegen Anwar R. und den Mitangeklagten Eyad A. aussagen. Schon vor der Corona-Krise bedeutete das, dass der Prozess kein kurzes Verfahren wird, sondern eines mit erheblichem logistischen Aufwand. Um die Zeugen zu schützen, bekommen fast alle ein Pseudonym. Ihre wahren Namen stehen in keiner Akte, auch die Richter werden sie nicht erfahren – niedergeschrieben sind sie nur auf Papieren in Ritschers Panzerschrank.

Der Mitläufer

Als Eyad A. für den Morgen des 16. August 2018 zu einem Termin in das Rathaus Zweibrücken bestellt wird, hofft er, dass er dort seine Anerkennung als Asylbewerber ausgehändigt bekommt. Vier Monate zuvor waren er, seine Frau und seine Kinder in Deutschland angekommen, nach Jahren in Flüchtlingslagern in der Türkei und Griechenland. Doch die Beamten, die auf ihn warten, interessieren sich nicht für seinen Aufenthaltsstatus. Sie sind vom Bundeskriminalamt und stellen Fragen zur Abteilung 251. Wenn man Anwar R. als deren Chefinquisitor bezeichnen möchte, war Eyad A. einer ihrer Menschenjäger.

Das Bundesamt für Migration hatte eine Abschrift der Anhörung von Eyad A. an die Justiz weitergegeben. Demnach hatte er angegeben, seit 1996 beim „allgemeinen Nachrichtendienstdirektorat“ gearbeitet zu haben. Zuletzt als Hauptfeldwebel der Untereinheit 40, die der berüchtigten al-Khatib-Abteilung die Opfer zulieferte. Eyad A. und seine Kollegen nahmen Regimegegner fest und lösten Proteste auf, eher mit Schlagstöcken als mit Megafonen. Manchmal wurde auch geschossen.

Was der heute 42-Jährige in den Befragungen im Rathaus Zweibrücken erzählt, klingt eindeutig. Vor den „Unruhen“, wie er die Proteste von 2011 nennt, sei es Usus gewesen, Häftlingen in der Abteilung 251 mit kochendem Wasser den Rücken zu verbrühen, „Stromschläge gab es immer“. Vom Frühjahr 2011 an wurde es noch schlimmer, die Wärter konnten tun, „was sie wollten“. Dass Leichen abtransportiert wurden, sei „nichts Besonderes“ gewesen.

Als Eyad A. am 19. Februar 2019 verhaftet wird, wirft man ihm Beihilfe zur Folter in mindestens 2000 Fällen vor und zweifache Beihilfe zum Mord.

Weniger eindeutig ist die Geschichte, die Ziad al-Hussein und Akram al-Assaf erzählen. Sie lässt sich nicht in Tatbeständen und Paragrafen fassen, Schwarz und Weiß verwischen in ihrer Schilderung. Die beiden Verwandten von Eyad A. berichten von den Ambivalenzen und Widersprüchen, die eine Diktatur den Untertanen abverlangt. Von den schwierigen Entscheidungen, die sie denen auferlegt, die sich nicht schuldig machen wollen – die aber auch überleben möchten.

Al-Assaf und al-Hussein sind Cousins von Eyad A., in Rheinland-Pfalz haben sich große Teile der Familie angesiedelt. Dass nun die beiden für den Angeklagten sprechen, liegt an den guten Deutschkenntnissen des einen. Al-Hussein kam vor zwanzig Jahren nach Deutschland und hilft den Verwandten, mit Eyad A. war er etwa bei der Befragung im Rathaus. Al-Assaf hingegen ist das, was man vor Gericht einen Entlastungszeugen nennen würde: In der ostsyrischen Stadt Deir Ezzor, aus deren Nähe der Clan stammt, war er ein Anführer der ersten Demonstrationen. Das kann er mit Videos belegen. Auch war der heute 38-jährige Teil von Delegationen syrischer Oppositioneller, die vor dem Bundestag sprachen und bei den UN in Genf.

Sie erinnern sich an die Geschichte auf ihre Art. Eyad sei ein guter Mann, sagt al-Assaf in seiner Wohnung in einem abgewohnten Mietshaus am Rande von Zweibrückens Innenstadt. Jahrelang habe er nicht Mitbürger gejagt, sondern angehende Mitglieder der Staatssicherheit, auf Tartanbahnen und Fußballfeldern. Sportlehrer für Rekruten, das sei ein guter Job für einen gewesen, der sich in der Schule nicht sonderlich hervorgetan hat. Erst später wurde Eyad A. auf den Posten versetzt, der nun die deutsche Justiz interessiert.

Der Cousin habe Zivilisten nie etwas tun und schon bald nach Beginn der Protest desertieren wollen. „Ich selbst habe ihn mehrfach zurückgeschickt“, erzählt al-Assaf, „ich habe ihm gesagt, er solle erst seine Familie in Sicherheit bringen“. Eyad selbst habe sogar vermummt an Protesten teilgenommen, manchmal Menschen vorgewarnt, deren Verhaftung geplant war.

Im sicheren Deutschland ließen sich Gut und Böse meist glasklar unterscheiden, sagt al-Assaf. In einem Land wie Syrien sei das Leben komplizierter. Schon zu Friedenszeiten, im Krieg sowieso.

Jeder Syrer verstehe sofort, was die Ermittler in Karlsruhe nach Ansicht von al-Assaf und al-Hussein nicht verstehen wollten. So soll Eyad A. mehrfach gefragt worden sein, warum er nichts getan habe, als sein Chef einmal bei einer Demonstration in die Menge schoss und fünf Menschen tötete. Nun, der Vorgesetzte hieß Hafis Makhlouf – ein Cousin von Baschar al-Assad und Mitglied in dessen engstem Machtzirkel. „Eyads Leben wäre nicht mehr wert gewesen als eine Patrone, hätte er auch nur ein Wort gesagt“, sagt al-Hussein.

Anfang 2012 täuschte Eyad A. vor, mit der Familie zu einer Beerdigung in die Heimatstadt Deir Ezzor fahren zu müssen. Von dort setzten sie sich ab, schafften es schließlich nach Zweibrücken. Hier blieb Eyad A. – selbst als er nach der Verhaftung

vorübergehend freigelassen werden musste, wegen eines Verfahrensfehlers: Bei der Vernehmung hatte man ihn nicht ausreichend aufgeklärt, dass er nicht mehr nur als Zeuge galt. Aus demselben Grund mussten die Ankläger ihre Vorwürfe reduzieren, nun legen sie Eyad A. Beihilfe zur Folter in 30 anstatt in 2000 Fällen zur Last. Selbst das würde für fünf bis 15 Jahre Gefängnis reichen. Dass er sich nach der Freilassung nicht absetzte, liegt laut den Cousins daran, dass Eyad A. ein reines Gewissen habe. Aus Ermittlerkreisen und auch von Anwar al-Bunni ist zu hören, dass Eyad A. die Haft auf sich nehmen will, weil seine gehbehinderte Tochter in Deutschland das erste Mal die notwendige Behandlung erfahre.

Eyad A. hatte wohl vor allem ein schlechtes Timing. Er reiste genau zu jener Zeit nach Deutschland ein, als die Abteilung 251 wegen Anwar R. in das Interesse der Ermittler gerückt war. Zu jedem anderen Zeitpunkt wäre die Akte des Mannes, den selbst die Karlsruher Ermittler als „Fußsoldat“ bezeichnen, in irgendeinem Aktenschrank verstaubt. Eyad A.s Cousins lässt dieser Umstand am Weltrechtsprinzip zweifeln. „Ihr bestraft die, die den Mut hatten, sich von Assad loszusagen“, sagen Akram al-Assaf und Ziad al-Hussein. „Damit helft ihr dem Regime!“

Das Regime

Noch sind es nur Einzelne, die dank des Weltrechtsprinzips vor Gericht kommen. Der Dokumentenschmuggler Bill Wiley aber ist optimistisch, dass sich irgendwann die Führungsriege wird verantworten müssen. Irgendwann werde einer der Befehlshaber unvorsichtig, reise etwa mit einem Zweitpass zur medizinischen Versorgung nach Europa. Den Chef des Geheimdienstes der Luftwaffe etwa, eine als besonders grausam geltende Organisation, sucht das Team von Christan Ritscher bereits per internationalem Haftbefehl. Und noch höher? „Ich würde nicht mein Haus darauf verwetten“, sagt Bill Wiley, „aber ich kann mir vorstellen, dass in ein paar Jahren sogar Assad selbst vor Gericht steht. Geduld!“

I don’t want to die!

»Ich will nicht sterben!« Das schrieb John Chau vor seinem Tod im November 2018 in sein Tagebuch. Der Missionar versuchte die Bewohner einer abgelegenen Insel zum Christentum zu bekehren. Sie erschossen ihn mit Pfeilen. Eine Geschichte über einen getriebenen Mann und ein einsames Volk

Von Amrai Coen, DIE ZEIT, 07.11.2019

14. November 2018, Port Blair [Hauptstadt der Andamanen, Indien]

Ich bin in einer geheimen Wohnung in Port Blair, seit elf Tagen. In dieser Wohnung festzustecken hieß für mich auch, kein richtiges Sonnenlicht zu sehen, und meine schöne Bräunung hat begonnen zu verschwinden, auch die dicke Hornhaut an meinen Füßen.

Ich habe mich fit gehalten, indem ich Liegestütze, Beinkicks und Kniebeugen gemacht habe. Viel Zeit habe ich mit Beten und Lesen verbracht.

Gestern Abend habe ich die Fischer getroffen, sie sind alle gläubig. Es lief gut – ich vertraue ihnen, auch wenn es eine ziemliche Sprachbarriere gibt; der Heilige Geist wird uns leiten.

Gott, ich danke Dir, dass Du mich auserwählt hast, der Überbringer Deiner frohen Botschaft zu sein für die Menschen von der Insel North Sentinel.

Der Plan ist, heute Abend aufzubrechen und gegen vier Uhr die Küste zu erreichen. Von dort werde ich über die nächsten vier Tage schrittweise Kontakt aufnehmen, mit Fischen und Geschenken.

Soli Deo Gloria!

– John Chau

Ein zehnspuriger Highway am Rande von Kansas City in den USA, ein steinerner Flachbau, auf dessen Fassade in weißen Lettern »Church« steht, Kirche. Frauen in Abendkleidern und Männer in Anzügen steigen aus ihren Autos und reihen sich ein in eine lange Schlange. Es ist der 5. April 2019. Vierhundert Menschen haben sich angemeldet zur Gedenkfeier für John Chau, der knapp fünf Monate zuvor getötet wurde, mit 26 Jahren.

Man erwartet Trauernde. Stattdessen: lautes Lachen, Umarmungen, Wiedersehensfreude. Im Innern ein dunkler Saal mit großer Bühne, Lautsprecherboxen, Scheinwerferlicht. An einem Stand werden T-Shirts verkauft wie auf einem Popkonzert, sie tragen den Aufdruck: »Jesus ist es wert – trotze der Angst«. Flyer für Workshops, zu denen man sich anmelden kann, liegen aus, zum Beispiel: »Wie du deine muslimischen Nachbarn erreichst«.

Ein Pärchen tritt auf die Bühne, die beiden haben ein paar Jahre als Missionare in Jordanien gelebt. Der Mann sagt: »John Chau hat seine Angst überwunden, um nach North Sentinel Island zu gehen. Er wollte zwischen den Sentinelesen leben. Er wollte ihr Freund und ihr Bruder werden. Aber kurz nachdem er ankam, bezahlte John den höchsten Preis.«

Die Frau sagt: »Wir sind so geehrt, dass wir ihn ausbilden und entsenden konnten. Er war der erfolgreichste Mann, den ich je gekannt habe.«

Für die Menschen, die sich hier treffen, hat John Chau fast den Status eines Heiligen – für sie kann es kein Zufall sein, dass er dieselben Initialen trägt wie ihr Erlöser. JC.

Nach seinem Tod schrieben Zeitungen rund um die Welt über John Chau, fasziniert von dieser Erzählung, die klang wie aus einem vergangenen Jahrhundert: Indische Ureinwohner töten amerikanischen Missionar mit Pfeil und Bogen.

Eingeladen zur Gedenkfeier in Kansas hat All Nations, eine evangelikale Missionsagentur. Sie war, so könnte man es sagen, John Chaus Arbeitgeber, sie hatte ihn als Missionar engagiert.

All Nations spricht ungern mit Journalisten. Auch an diesem Abend sind Medienvertreter nicht willkommen. Man kann nur hoffen, dass keinem auffällt, dass eine Journalistin aus Deutschland anwesend ist.

Es geht an diesem Abend viel um John Chau. Aber nicht nur. Es geht auch darum, 250.000 Dollar zu sammeln, um weitere Missionare in die Welt zu schicken, zu »Unerreichten«, wie All Nations jene Menschen nennt, die nichts von Jesus Christus wissen. Indianerstämme am Amazonas, Hirtenvölker in Westafrika, Nomaden in der asiatischen Taiga.

John Chau hatte sich die Superlativ-Mission ausgesucht: Er wollte eines der isoliertesten Völker der Erde bekehren. Ein Volk von Jägern und Sammlern, das seit Jahrtausenden auf einer einsamen Insel im Indischen Ozean lebt und sich von Fischen und Wildschweinen ernährt. Ein Volk, das den Ruf hat, jeden, der diese Insel betritt, zu töten. Ein Volk, über das man ansonsten kaum etwas weiß: Niemand kann sagen, welche Sprache diese Menschen sprechen, an welche Götter sie glauben, wie viele von ihnen es überhaupt gibt. Es ist gesetzlich verboten, ihre Insel zu betreten. Sie ist einer der letzten unerkundeten Orte in einer Meter für Meter durchkartografierten Welt. Für Anthropologen ist die Existenz der Sentinelesen ein Wunder. Für einen evangelikalen Missionar wie John Chau war es die ultimative Herausforderung.

Tagebuch, 15. November 2018, North Sentinel, 5.30 Uhr

Bin gerade auf dem Boot [der Fischer, Anm. d. Red.]. Gestern Abend gegen 20 Uhr abgereist. Als wir die Ostküste entlangfuhren, sahen wir Bootslichter in der Ferne und wichen ihnen aus.

Gott selbst beschützte uns vor den Patrouillen der Küstenwache und der Marine.

Um 4.30 Uhr liefen wir in die Bucht ein, und als die Sonne begann, den Osten der Insel zu beleuchten, sprangen ich und zwei der Männer ins seichte Wasser.

Die toten Korallen sind scharf, und ich habe schon einen kleinen Kratzer an meinem rechten Bein. Jetzt sehen wir eine Hütte von sentinelesischen Insulanern, und wir warten, dass sie rauskommen.

Am 21. November 2018, wenige Tage nach John Chaus Tod, postete John Middleton Ramsey ein Foto auf Instagram. Es zeigt ihn selbst und John Chau, Arm in Arm, beide mit Sonnenbrille im Haar, im Hintergrund die trockene und weite Landschaft der Golanhöhen im Nahen Osten. Darunter schreibt er: »Unser lieber Freund John starb als Märtyrer (...). Es ist ein Trost, zu wissen, dass du bei Gott bist, aber wir werden dich vermissen.«

In den Stunden und Tagen danach gingen mehr als 600 Kommentare bei Ramsey ein. Er und John Chau wurden als »Zombie-Christenroboter« beschimpft, als »ignorante Amerikaner«, als »Scheiß-Schwachköpfe«. Scrollt man durch die Kommentare, erkennt man zwei Lager. Das eine, eher kleine bilden jene, die John Chau verteidigen. Das andere, sehr viel größere besteht aus denen, die ihn verachten und verurteilen, auch unter ihnen sind Christen.

Sie stehen auf den zwei Seiten einer Debatte, die seit Jahrzehnten und Jahrhunderten immer wieder neu geführt wird: Wie ist mit Völkern umzugehen, die außerhalb der industrialisierten Zivilisation stehen? Sollten sie unangetastet bleiben wie Ausstellungsstücke in Museen – Berühren verboten! –, um so ihre Kultur zu erhalten? Oder ist das unverantwortlich, weil ihnen damit ein modernes Leben verweigert wird, ein Leben mit Bildung und medizinischer Versorgung?

Im Norden von Köln öffnet John Ramsey die Tür zu der WG, in der er seit ein paar Monaten lebt. Er trägt weißes Hemd und Jackett, gerade hat er einen langen Arbeitstag hinter sich. Ramseys Mutter ist Deutsche, sein Vater Amerikaner, beide sind tiefgläubige Christen, er wuchs in Japan und den USA auf, ging nie zur Schule, weil seine Mutter ihn zu Hause unterrichtete, begann sein Studium mit 15, seinen ersten Job als Makler mit 20. Jetzt ist er 23 und arbeitet für die Immobilienagentur seines deutschen Onkels.

Ramsey lernte John Chau im Sommer 2015 auf einer Israel-Rundreise für junge amerikanische Christen kennen. Als sie sich am Flughafen begegneten, dachte Ramsey, dass Chau sich wohl für einen besonders coolen Typen halte. »Er war anfangs nicht sehr offen«, sagt Ramsey. Dann begriff er, dass Chau einfach etwas schüchtern war.

Der lange John Ramsey und der kleine John Chau freundeten sich an, sie fuhren auf Fahrrädern die Promenade von Tel Aviv entlang, besuchten den See Genezareth, Jerusalem, die Golanhöhen.

Später, nach der Reise, fuhr Chau immer wieder zu Ramsey, der damals mit seinen Eltern und Geschwistern in der Nähe von Seattle lebte. Bei einem seiner Besuche weihte Chau die Ramseys in seinen Plan ein. Er erzählte davon, wie feindlich sich die Sentinelesen gegenüber Fremden verhielten und dass er sie erlösen wolle.

Chau sagte damals, seine eigene Familie stehe seinen Plänen kritisch gegenüber. Deshalb bat er Ramseys Mutter um Hilfe. Auf etwa zehn Seiten Papier hatte er seinen Lebenslauf aufgeschrieben sowie alles, was er über die Sentinelesen wusste. Ramseys Mutter, eine gelernte Redakteurin, überarbeitete den Text, dann schickte Chau ihn nach Kansas City.

Es war seine Bewerbung für All Nations.

Brief von John Chau an seine Geschwister und Eltern, geschrieben auf North Sentinel Island

Brian und Marilyn und Mom und Dad,

Ihr denkt vielleicht, dass ich verrückt bin mit dieser ganzen Sache, aber ich glaube, dass es das wert ist, diesen Menschen die frohe Botschaft zu verkünden. Bitte, seid nicht böse auf sie oder auf Gott, falls ich getötet werde. Dies ist keine sinnlose Sache – das ewige Leben dieses Stammes ist zum Greifen nahe, und ich kann es kaum erwarten, sie um Gottes Thron versammelt zu sehen.

Ich liebe Euch alle.

John Chau wuchs im Nordwesten der USA auf, in einem Ort namens Vancouver im Bundesstaat Washington. Nach Portland, der nächstgelegenen Großstadt, braucht man mit dem Auto 20 Minuten. Es ist eine Gegend voller Wälder und Nationalparks, nicht weit vom Meer.

Das Haus der Familie Chau liegt am Ende einer breiten Straße in einem Viertel, in dem im Frühjahr die Kirschbäume blühen. Zwei Stockwerke, drei Garagentore, ein

gepflegter Vorgarten, in dem ein Springbrunnen plätschert. Ein Fußabtreter mit den Worten: »Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Josua 24:15«. Spinnweben überziehen die Klingel, offenbar ist länger kein Besuch mehr hier gewesen. Auch nach mehrmaligem Läuten öffnet niemand.

Durch die großen Fenster sieht man ein Stillleben des Wohlstands: ein Kamin, ein Klavier, an den Wänden gerahmte Familienfotos von lächelnden Eltern mit lächelnden Kindern. Es ist eine Wäre-Idylle. Wäre da nicht das Wissen um John Chaus Tod.

Auf eine Mailanfrage, ob er und seine Frau bereit seien, sich zu einem Gespräch zu treffen, antwortet Patrick Chau, der Vater: »Danke, ich möchte nicht.«

Auch wenn es nicht möglich ist, mit John Chaus Eltern über seine Kindheit und Jugend zu sprechen und darüber, wie es kam, dass die Sentinelesen zu seiner Obsession wurden, so lässt sich sein Leben doch in weiten Teilen rekonstruieren: aus Gesprächen mit Freunden und Weggefährten und aus den unzähligen Spuren, die John Chau im Internet hinterlassen hat – seinem Blog, den vielen Videos, seinen Facebook- und Instagram-Posts.

John Chau ist als jüngstes von drei Kindern aufgewachsen, er hat einen Bruder, Brian, und eine Schwester, Marilyn. Die Eltern sind Lynda und Patrick Chau, sie eine amerikanische Anwältin, strenggläubig, er ein chinesischer Psychiater, der während Maos Kulturrevolution aus China floh. John Chau hat auf seinem Instagram-Account Fotos aus seiner Kindheit hochgeladen: Familienausflüge in die Berge, Urlaub im Yellowstone-Nationalpark, er mit seinen Geschwistern und Eltern am Meer.

John besucht eine christliche Privatschule. Als Kind liest er Robinson Crusoe, die Geschichte eines Schiffbrüchigen, der Jahrzehnte auf einer einsamen Insel verbringt – und dort auf einen Ureinwohner trifft und ihn missioniert. Er wolle später auch so leben, soll der zehnjährige John seinem Vater gesagt haben.

Mit 16 fährt John Chau gemeinsam mit Schulkameraden nach Mexiko, um dort mitzuhelfen, ein Waisenhaus aufzubauen. Es gibt ein Video davon, wie er von dieser Reise erzählt, die für ihn eine Art Erweckungserlebnis gewesen sein muss. Etwas nervös steht er vor seinem Publikum, ein sportlicher Jugendlicher in Poloshirt und

Jeans, der sagt: »Wir können uns nicht einfach Christen nennen und dann am nächsten Tag feiern gehen, uns zudröhnen, uns besaufen – und ein Leben leben, das total dem widerspricht, wozu Christus uns berufen hat.«

Dann zitiert er aus der Bibel: »Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.«

Dieser sogenannte Missionsbefehl aus dem Matthäusevangelium – für evangelikale Christen wie John Chau ist er die Rechtfertigung, gar eine Aufforderung, überall auf der Welt die Menschen zum Christentum zu bekehren.

Noch als Schüler beginnt John Chau, im Internet nach den entlegensten Orten der Welt zu suchen. Auf einer Website, die »unerreichte Völker« auflistet, stößt er erstmals auf die Sentinelesen. Gegenüber Freunden sagt er, er sehe es als seine Berufung, auf diese Insel zu fahren und ihren Bewohnern von Jesus Christus zu erzählen.

Damals mag das als Hirngespinst eines Teenagers erschienen sein. Heute wirkt es eher so, als habe John Chau in jener Zeit einen Gedanken gefasst, der ihn nicht mehr losließ, bis er im November 2018 schließlich versuchte, ihn in die Tat umzusetzen.

Nach der Schule geht John Chau an ein evangelikales College in Oklahoma, wo er Gesundheitswissenschaften und Sport studiert. Zweimal reist er nach Südafrika, um bei einem Fußballprojekt in den Townships auszuhelfen. Später wird er mit syrischen Flüchtlingskindern im Irak arbeiten.

In seiner Freizeit ist John Chau viel in der Natur unterwegs. Er geht fischen, wandern, Kajak fahren, zeltet im Schnee, überlebt den Biss einer Klapperschlange.

Chau hat zwei große Leidenschaften, und die geplante Mission auf North Sentinel vereinigt sie: an entlegene Orte reisen. Und seinem Gott treu dienen.

Im Nachhinein erkennt man, wie sehr Chau sein Leben auf dieses eine Abenteuer ausgerichtet hat: Er absolviert eine Ausbildung zum Wildnis-Rettungssanitäter, um sich notfalls selbst verarzten zu können. Er lässt sich in einem

neunwöchigen Kurs beibringen, wie man sich innerhalb kurzer Zeit unbekannte Sprachen aneignen kann. Er lebt monatelang als Ranger in einer einsamen Waldhütte. Er fährt mehrmals auf die Andamanen, die Inselgruppe im Indischen Ozean, zu der auch North Sentinel gehört, und knüpft Kontakte zu der kleinen christlichen Gemeinde dort.

Der Höhepunkt seiner Vorbereitung ist ein Rollenspiel, das die Missionsagentur All Nations organisiert. Chau wird in einem einsamen Wald irgendwo in Kansas ausgesetzt. Stundenlang läuft er zwischen den Bäumen hindurch, bis er auf Menschen trifft, die in einer unverständlichen Sprache auf ihn einreden und ihn mit Speeren bedrohen. Diese Übung mit verkleideten Amerikanern soll ihn auf das vorbereiten, was ihn auf North Sentinel möglicherweise erwartet.

Die letzten Wochen vor seiner Weiterreise nach Indien verbringt John Chau in Südafrika bei einem Freund, er ist eine Art Mentor für Chau, und auch er ist Missionar. Der Abschied sei sehr anders gewesen als sonst, sagt der Freund am Telefon. »So muss es sich in Kriegszeiten angefühlt haben, wenn Eltern ihre Kinder in die Schlacht ziehen ließen.«

Mitte Oktober 2019, mehrere Monate nach dem ersten Mailwechsel, schreibt Patrick Chau, der Vater, in einer weiteren E-Mail, er sei nun doch bereit, zu sprechen. Allerdings nur über die Philosophie, an die er glaube: den Konfuzianismus. Und am liebsten in Form von Textnachrichten per WhatsApp.

Er habe seine Kinder christlich erzogen und leider nur selten mit John über die konfuzianische Philosophie gesprochen, schreibt er. Die evangelikale Ideologie sei zu dominant gewesen.

Aus seinen Nachrichten liest man eine ungeheure Wut heraus. Patrick Chau kritisiert den kolonialen Charakter des Christentums, er kritisiert den Missionsbefehl. Er vergleicht seinen Sohn mit einem Dschihadisten, der für den »Islamischen Staat« im heiligen Krieg gestorben ist. Er schreibt: »Das Extremistische ist immer böse, egal, ob es im Namen des Islams passiert oder im Namen des Christentums.«

Ob er mit seinem Sohn gestritten habe, als er von dessen Mission hörte? Ob er je versucht habe, ihn davon abzuhalten? Er schreibt: »Wir waren uns einig, dass wir uns nicht einig werden. Keine weiteren Fragen zu John.«

Tagebuch, 15. November 2018, North Sentinel Island, 10 Uhr

Gegen 8.30 Uhr habe ich versucht, Kontakt aufzunehmen. Ich hatte zwei große Fische (einen Barrakuda und die Hälfte eines Thunfischs) auf das Kajak gelegt und begann zu der Hütte zu paddeln, die wir gesehen hatten. Als ich ungefähr 350 Meter entfernt war, hörte ich Frauengeplapper.

Dann sah ich Bewegung am Strand. Zwei BEWAFFNETE Sentinelesen kamen angerannt und schrien mich an. Ich brüllte: »Mein Name ist John, ich liebe euch, und Jesus liebt euch. Jesus Christus hat mir die Vollmacht erteilt, zu euch zu kommen. Hier ist etwas Fisch!«

Als ich sah, dass sie Pfeile in ihre Bögen spannten, nahm ich den halben Thunfisch und warf ihn ihnen entgegen. Sie kamen näher. Dann ließ ich den Barrakuda runterrutschen, meine Gedanken kreisten um die Tatsache, dass ich fast in Schussweite war. Ich paddelte rückwärts, sodass ich sie weiterhin sehen konnte, und als sie an die Fische kamen, drehte ich mich um und paddelte wie noch nie in meinem Leben zurück zum Boot. Ich spürte etwas Angst, aber war vor allem enttäuscht, dass sie mich nicht auf Anhieb akzeptiert haben.

»Bitte waschen Sie sich zuerst die Hände, bevor Sie meinen Vater begrüßen«, sagt die Frau, die im Süden der indischen Hauptstadt Neu-Delhi die Tür zu ihrer Wohnung öffnet.

Ihr Vater Triloki Nath Pandit ist 84 Jahre alt, er hat Parkinson im Frühstadium, Diabetes, Herzprobleme. Zur Begrüßung küsst er Frauen den Handrücken. Pandit hat seine weißen Haare gescheitelt und ein kragenloses Leinenhemd angezogen.

Triloki Nath Pandit ist Anthropologe, von Mitte der Sechziger- bis Anfang der Neunzigerjahre lebte er auf den Andamanen, nicht weit von North Sentinel. Außer den Sentinelesen selbst gibt es wohl keinen Menschen auf der Welt, der North Sentinel besser kennt als er. Pandit ist der einzige Wissenschaftler, der die Insel jemals betreten

hat. Über seine Besuche hat er ein schmales Buch geschrieben, es heißt The Sentinelese, vergilbt liegt es vor ihm.

»Ich wollte da nie hin«, sagt er.

1966, nach seinem Studium, bekam Pandit einen Job bei der nationalen anthropologischen Behörde Indiens und wurde auf die Andamanen beordert.

Vier Tage brauchte das Schiff damals vom indischen Festland auf die Hauptinsel, einen Flughafen gab es noch nicht. Der Gouverneur beauftragte Pandit, mit einer Gruppe von Polizisten und Marine-Offizieren nach North Sentinel zu fahren, um »freundschaftlichen Kontakt« zu den Bewohnern aufzubauen.

Sie näherten sich der Insel, die so groß ist wie Manhattan. Durch ihre Ferngläser sahen sie den Strand, dahinter dichten Wald. Sie sahen auch Menschen. Als sie auf Gummiboote umstiegen und näher kamen, waren die Menschen verschwunden.

Sie betraten die Insel und fanden einen schmalen Weg, der in den Wald führte. »Nach etwa einem Kilometer öffnete sich eine Lichtung. Es war wie in einem Traum! Ich erinnere mich noch heute, wie die Sonne hineinschien«, sagt Pandit.

18 simple Hütten aus Ästen und Blättern standen dort, mehrere kleine Feuer brannten, bemalte Wildschweinschädel lagen herum. Kein Mensch war zu sehen, wahrscheinlich hatten sich die Bewohner im Wald versteckt.

Die Besucher hinterließen ein paar Geschenke: Plastikeimer, Stoffe, Süßigkeiten. Erst als sie in ihren Gummibooten wegfuhren, sahen sie wieder Gestalten am Strand.

Pandit war überwältigt. Dieses winzige Volk hatte es geschafft, sich dem Lauf der Menschheitsgeschichte zu entziehen. Das antike Griechenland, die chinesische Han-Dynastie, das Persische Reich. Die Entdeckung Amerikas, die industrielle Revolution. Der Erste Weltkrieg, der Zweite Weltkrieg, die Erfindung der Glühbirne, des Autos, der Atombombe. Diese Menschen hatten von alldem nichts mitbekommen. Die Sentinelesen waren die Sentinelesen geblieben. Ein Volk, das so lebte wie damals, als es noch Säbelzahntiger auf der Erde gab.

Äußerlich sehen sie wie Afrikaner aus: schwarze Haut, krause Haare. Wissenschaftler haben belegt, dass die Sentinelesen von den Menschen abstammen, die vor mehr als 50.000 Jahren Afrika verließen und den asiatischen Raum besiedelten.

Andere Urvölker verloren ihren Lebensraum, weil sie irgendwann dem Fortschritt im Weg standen, weil irgendjemand anfing, Bäume zu fällen, Straßen zu bauen, Bodenschätze auszugraben. An North Sentinel aber zogen die Schiffe vorbei. Die Insel hat keinen natürlichen Hafen, sie ist umgeben von Riffen, die sich nur mit flachen, kleinen Booten passieren lassen. Ein Stück Land, das nie attraktiv war für die Außenwelt – bis es genau dadurch zur Attraktion wurde, als einer der letzten unberührten Flecken der Erde.

Nach der ersten Expedition Mitte der Sechziger schickte die Regierung der Andamanen den Anthropologen Pandit alle paar Monate nach North Sentinel. »Aber wir durften nie wieder das Innere der Insel betreten«, sagt er. »Wann auch immer wir kamen, patrouillierten die Sentinelesen am Strand entlang, mal mit einer Axt über der Schulter, mal mit gespanntem Bogen.«

Pandit und seine Gruppe brachten Geschenke, die sie rasch am Strand ablegten, ehe sie wieder verschwanden. Einmal hatten sie ein lebendes Hausschwein dabei. Es war den Sentinelesen, die nur ihre dunklen Wildschweine kannten, so suspekt, dass sie es mit Pfeilen durchlöcherten und am Strand verscharrten.

1974 begleitete Pandit ein Filmteam, das darauf bestand, sich der Insel immer weiter zu nähern – bis plötzlich ein Pfeil im Bein des Regisseurs steckte. »Die Sentinelesen haben den Schützen gefeiert, sie lachten laut und waren zufrieden«, sagt Pandit.

Er glaubt, einen der Gründe zu kennen, weshalb die Sentinelesen allen Eindringlingen so feindselig gegenüberstehen: Ende des 19. Jahrhunderts, Indien war noch britische Kolonie, legten britische Soldaten auf North Sentinel an. Sie nahmen eine sentinelesische Familie – Vater, Mutter, vier Kinder – gefangen und brachten sie nach Port Blair. Die Eltern wurden sehr schnell sehr krank und starben. Die Briten schickten die Kinder zurück auf die Insel, mit vielen Geschenken, aber vielleicht auch

mit ein paar Krankheitserregern. Gut möglich, dass damals viele weitere Sentinelesen ums Leben kamen. Ihr Immunsystem hat wenig Abwehrkräfte gegen die Viren und Bakterien der Außenwelt.

Der diensthabende britische Offizier schrieb später in seinen Memoiren: »Diese Expedition war kein Erfolg. Wir können nicht sagen, dass wir mehr gemacht haben, als ihre Furcht vor und ihre Feindseligkeit gegenüber Fremden gesteigert zu haben.«

Mehr als zwei Jahrzehnte lang besuchte Triloki Nath Pandit die Insel immer wieder. Erst 1991 gelang ihm das, was all die Jahre sein Auftrag gewesen war: einen »freundschaftlichen Kontakt« aufzubauen. Vor ihm auf dem Wohnzimmertisch hat er Fotos von jenem Tag ausgebreitet: Hüfttief steht er im Wasser, streckt die Arme aus, in den Händen hält er Kokosnüsse. Und die Sentinelesen nehmen sie entgegen. Er strahlt, sie strahlen. Es war die erste echte Begegnung – und es sollte auch die letzte sein.

War es denn wirklich nötig, dass die Welt die Sentinelesen kennenlernte? Auf den Andamanen hatten einst mehr als zehn verschiedene Stämme von Ureinwohnern gelebt. Dann kamen die Briten, später die Inder, es kam das moderne Leben. Für Menschen, die zwar mit Pfeil und Bogen umgehen konnten, aber nicht wussten, was ein Auto ist, war da kein Platz. Aus Jägern wurden Bettler. Menschensafaris zu den letzten Wilden wurden angeboten. Es gibt Filme, die zeigen, wie indische Touristen nackte Ureinwohner auffordern, für sie zu tanzen, und ihnen dafür ein wenig Essen auf die Straße werfen.

Vielleicht war es besser, die Sentinelesen einfach in Frieden zu lassen.

Genau das war es, wozu Pandit den indischen Behörden riet: »Den Sentinelesen fehlt es an nichts, habe ich gesagt. Und wenn sie uns brauchen, dann werden sie uns aufsuchen.«

Tatsächlich setzte damals ein Umdenken ein, auch in anderen Teilen der Welt. Länder wie Brasilien, Peru, Ecuador und Bolivien hatten bereits Gesetze verabschiedet, um ihre Ureinwohner vor unerwünschtem Kontakt von außen zu schützen. Nun errichtete die indische Regierung eine Schutzzone um North Sentinel herum. Seitdem patrouillieren Marine und Küstenwache durch die Gewässer. Niemand

darf sich der Insel auf weniger als fünf Kilometer nähern. Bei Verstoß drohen Geld- und Gefängnisstrafen.

Triloki Nath Pandit freute sich über das neue Gesetz, auch wenn es bedeutete, dass er seine neuen Freunde nie wiedersah.

Tagebuch, 15. November 2018, North Sentinel Island, 13.50 Uhr

Ich wurde von den Sentinelesen beschossen ... von einem Kind, vielleicht zehn Jahre alt, vielleicht ein Teenager. Aber ich will von vorn beginnen: Nach einem Essen aus Linsen und Reis habe ich ins Wasser gekackt (ungefähr anderthalb Kilometer vom Haus der Sentinelesen, sodass ich mir keine Sorgen machen musste, dass sie es sehen).

Dann haben wir zwei große Fische auf mein Kajak geladen und meinen kleinen Schutzkoffer – darin meine Hilfsausrüstung mit Arterienklemmen, Kompressen, Thoraxpflaster und zahnmedizinischen Zangen, um Pfeile zu entfernen ... und leider war da auch mein Pass drin; dazu hatte ich noch meine wasserfeste Bibel und einige Geschenke dabei: Scheren, Pinzetten, Sicherheitsnadeln, Angelschnur und -haken, Tauwerk und Gummischläuche.

Dann, als ich vom Wasser aus niemanden sah, arbeitete ich mich mit meinem Kajak durch die Untiefen des toten Korallenriffs vor. Ich habe ein paar Geschenke an den Fischen befestigt und bin dann zur Hütte gepaddelt, von der ich beim Anfangskontakt vertrieben worden war. Ich hörte Rufe aus der Hütte. Ich kam ein bisschen näher, und als sie (ungefähr sechs, soweit ich sehen konnte) mich anschrien, versuchte ich, ihre Worte nachzuplappern.

Sie brachen in Lachen aus, wahrscheinlich hatten sie Schimpfwörter benutzt oder mich beleidigt.

Ich sang ein paar Lobpreislieder, und sie verstummten. Ein Kind und eine junge Frau tauchten auf, ihre Bögen gespannt. Ich habe die ganze Zeit mit den Händen gewinkt, um zu sagen: »Keine Bögen!«, aber ich glaube, sie verstanden meine Mitteilung nicht.

Das kleine Kind hatte jetzt einen Pfeil. Also hielt ich ihnen eine kleine Predigt, ich begann mit der Schöpfungsgeschichte, und ich stieg aus meinem Kajak, um ihnen zu zeigen, dass auch ich zwei Beine habe.

Ich war nur ein paar Zentimeter entfernt von einem unbewaffneten Mann, und ich gab ihm einen Packen von den Scheren und Geschenken, während die anderen dazukamen, und dann nahmen sie mir das Kajak ... und das kleine Kind schoss auf mich mit einem Pfeil – direkt in meine Bibel, die ich vor meiner Brust hielt.

Ich nahm den Pfeilschaft, er war in meiner Bibel gebrochen, und ich spürte die Pfeilspitze. Sie war dünn, aber sehr scharf. Ich stolperte zurück, und ich erinnere mich, dass ich das Kind anschrie.

Ich musste fast anderthalb Kilometer zurück zum Boot [der Fischer] schwimmen. Obwohl ich jetzt kein Kajak mehr habe und auch meinen kleinen Koffer und den Inhalt nicht mehr, bin ich dankbar, dass ich noch immer das geschriebene Wort Gottes habe.

Es ist eigenartig – obwohl, nein, es ist ganz natürlich: Ich habe Angst.

Da, ich habe es gesagt. Ich bin auch frustriert und unsicher. ICH WILL NICHT STERBEN!

Wäre es klüger, aufzuhören und jemand anderen weitermachen zu lassen? NEIN. Das glaube ich nicht – ich sitze hier ohnehin fest, ohne Pass und weitab von allem. Ich könnte es immer noch irgendwie zurückschaffen in die USA, hierzubleiben scheint den sicheren Tod zu bedeuten.

Blickt man beim Anflug auf die Andamanen aus dem Fenster, sieht man weiße Sandstrände und türkisfarbenes Wasser. Es sind Hunderte Inseln, nur ein paar Dutzend sind bewohnt. Das Flugzeug ist voll mit indischen Paaren, die in ihre Flitterwochen reisen. Die Andamanen sind die Malediven Indiens. Wunderschön. Und hochgradig gefährdet.

Der Tsunami im Jahr 2004 traf die Andamanen besonders hart, auch North Sentinel. Doch als die Behörden einen Helikopter zu der Insel schickten, um nachzusehen, ob die Sentinelesen Hilfe benötigten, zielten diese mit Pfeilen auf den

Eindringling. Die Behörden folgerten, dass ihre Hilfe nicht benötigt wurde. Offenbar hatten die Sentinelesen es geschafft zu überleben, während auf den Inseln rundherum Tausende Menschen gestorben waren.

Auf einem Hügel über Port Blair, der Hauptstadt der Andamanen, steht die Polizeiwache. Das Büro des Chefs ist holzvertäfelt, an der Wand hängen Pfeile, als Dekoration. Dependra Pathak, 55, ist der oberste Polizist der Andamanen.

Pathak hat normalerweise viel mit Diebstählen zu tun, er hat Mordfälle aufgeklärt, manchmal muss er sich mit Wilderern herumschlagen. Am 19. November 2018 leuchtete in seinem Posteingang eine E-Mail des amerikanischen Konsulats in der südindischen Stadt Chennai auf. Pathak begann zu lesen und ahnte schnell, dass er den kompliziertesten Fall seiner Karriere vor sich hatte.

In der E-Mail stand, die Sentinelesen hätten mutmaßlich einen amerikanischen Staatsbürger getötet. John Chaus Mutter hatte das Konsulat informiert.

Pathak leitete die Ermittlungen ein. Die Polizei stieß auf fünf Fischer und zwei Hintermänner, die John Chau geholfen hatten, und nahm sie fest. Pathak ließ das Boot beschlagnahmen, das sie benutzt hatten. Und er las die Tagebucheinträge und Abschiedsbriefe, die John Chau an den letzten drei Tagen seines Lebens verfasst hatte, insgesamt 13 Seiten, handgeschrieben.

Er fertigte zwei Akten an. In der einen ermittelte er »gegen unbekannte Sentinelesen« wegen Mordes. In der anderen ermittelte er gegen die Fischer und die Helfer.

Zweimal fuhr Pathak mit einem Team aus Beamten und Experten auf einem Boot der Küstenwache an North Sentinel heran. Sie sahen Menschen am Strand, hielten aber Abstand. »Jeder, der zu ihnen geht, gefährdet ihre Gesundheit. Die Keime, die wir tragen, kennen sie nicht«, sagt Pathak. Wissenschaftler hatten ihm von dem britischen Offizier erzählt, der jene sentinelesische Familie gekidnappt hatte, deren Eltern verstarben; und von den unzähligen anderen Fällen im Rest der Welt, in denen isolierte Gruppen den Kontakt mit modernen Erregern nicht überstanden hatten.

Aus der Ferne machten Pathak und sein Team Fotos, entwarfen Skizzen, rekonstruierten den Vorfall. Einer der festgenommenen Fischer war dabei und berichtete, was geschehen war.

Er erzählte, wie John Chau ihnen 25.000 Rupien, umgerechnet 315 Euro, gab. Wie sie ihn als Fischer tarnten. Wie er sie immer wieder bat, Fische zu fangen, damit er sie den Sentinelesen bringen konnte. Wie sie einen Sicherheitsabstand zur Insel hielten. Wie er sein faltbares Kajak benutzte, um zwischen dem Boot der Fischer und der Insel hin- und herzupaddeln. Wie er, wenn er auf ihrem Boot saß, die meiste Zeit damit verbrachte, Tagebuch zu schreiben. Wie er ihnen das Tagebuch am Morgen des dritten Tages überreichte und sie bat, es an seinen Freund Alex weiterzugeben. Wie er zu ihnen sagte »go-go« – und sie für diesen Tag aufs offene Meer fuhren. Und wie sie ihm Zeichen gaben, dass sie am Abend wiederkommen würden, um nach ihm zu sehen.

So steht es in der Zusammenfassung der dicken Akte, aus der Pathak jetzt vorliest in seinem Büro.

Als die Fischer am Abend zur Insel zurückkehrten, sahen sie John Chau nicht mehr. Sie warteten die ganze Nacht, aber Chau blieb verschwunden. Was sie sahen, früh am nächsten Morgen, war eine Gruppe von Sentinelesen am Strand. Ein Mann schleifte etwas hinter sich her, etwas Lebloses. Die Fischer schauten genauer hin und erkannten den Körper eines Hellhäutigen in schwarzer Unterhose. John Chau. Die Sentinelesen schaufelten eine Grube, in der sie den Körper verscharrten.

»Nachdem sie diesen Vorfall gesehen hatten, verließen die Fischer North Sentinel«, liest Pathak aus der Akte vor. Am nächsten Tag fuhren die Fischer nach Port Blair, wo sie John Chaus letzten Wunsch erfüllten und seinem Freund Alex das Tagebuch gaben. Wenig später wurden sie festgenommen.

Dependra Pathak sagt, es sei seine Aufgabe, die Gesetze des Landes umzusetzen – und die gälten auch in North Sentinel. Selbst wenn die Sentinelesen nicht wüssten, dass es ein Land namens Indien gebe, seien sie immer noch Bewohner dieses Landes. Allerdings ist es so, dass sich in diesem Fall die Gesetze widersprechen.

Einerseits ist es verboten, North Sentinel zu betreten. Andererseits ist es verboten, einen anderen Menschen zu töten. Hätten die Sentinelesen John Chau nicht auch vertreiben können, statt ihn umzubringen?

Aber war es wirklich Mord, wie es in der Akte steht? Oder war es Selbstverteidigung? Und gilt nicht ausgerechnet in den USA ein Gesetz, wonach es erlaubt ist, auf Menschen zu schießen, die unbefugt ins eigene Haus eindringen?

Am Ende hat Pathak keine Sentinelesen verhaftet, geschweige denn sie in einen Gerichtssaal gezerrt. Er ist der Meinung, dass in diesem Fall nur jene bestraft werden sollten, die vorsätzlich illegal gehandelt haben. »Die Fischer wussten, dass es verboten war. Sie taten es trotzdem. Und sie wussten, dass sie John Chau in den sicheren Tod schickten.«

Die Fischer verbrachten mehrere Wochen in Untersuchungshaft. Im Moment sind sie frei und warten auf den Prozess gegen sie, der bald beginnen soll. Die Anklage lautet auf fahrlässige Tötung.

Tagebuch, 15. November 2018, North Sentinel Island

Ich schaue mir den Sonnenuntergang an, es ist wunderschön – ich muss ein bisschen weinen … frage mich, ob es der letzte Sonnenuntergang ist, den ich sehe, bevor ich an dem Ort bin, wo die Sonne niemals untergeht.

Ich vermisse meine Mutter und meinen Vater und Brian und Marilyn und jemanden, mit dem ich sprechen kann und der mich versteht.

Ich habe nie zuvor so viel Trauer und Schmerz empfunden. WARUM! Warum musste ein kleines Kind auf mich schießen? Seine schrille Stimme hallt noch nach in meinem Kopf. Vater, vergib ihm und all den Menschen auf der Insel, die versuchen, mich zu töten, und vor allem vergib ihnen, wenn es ihnen gelingt!

HERR, ist diese Insel Satans letzte Festung? Wo niemand Deinen Namen gehört hat und niemand eine Chance hatte, Deinen Namen zu hören?

HERR, ich brauche Deine Stärke und Deinen Schutz. Der Plan für morgen ist, mich abzusetzen, und dann wird das Boot tagsüber wegfahren und am Abend zurückkommen. Wenn es schiefgeht, müssen die Fischer nicht mein Sterben bezeugen.

Der Anwalt der Fischer sagt, man könne versuchen, in ihr Dorf zu fahren, wenn man sie treffen wolle. Sie seien aber sehr ängstlich nach ihrer Zeit im Gefängnis.

Nach zwölf Stunden Fahrt mit Auto und Fähre erreicht man Webi, was »verstecktes Dorf« bedeutet. Der Ort besteht aus ein paar Straßen, mehreren Hütten und drei Kirchen, drum herum Regenwald und Reisfelder. Die Menschen, die hier leben, sehen nicht aus wie Inder, eher wie die Bewohner Myanmars. Sie gehören zum Volk der Karen, die sich vor etwa 90 Jahren auf den Andamanen niederließen und seitdem vor allem vom Reisanbau und Fischfang leben. Optisch ist John Chau zwischen ihnen nicht groß aufgefallen.

Die Karen sprechen ihre eigene Sprache und sind sehr gläubig, Anfang des 19. Jahrhunderts wurden sie von amerikanischen Baptisten missioniert. Die Fischer, so hatte es der Polizeichef Dependra Pathak gesagt, wussten, was sie taten, als sie John Chau nach North Sentinel brachten, es sei ihnen nicht nur um Geld gegangen, sondern auch um den christlichen Glauben.

In der nahe gelegenen Bucht kommen gerade ein paar Dutzend Holzboote mit gefüllten Netzen vom Meer zurück. Die Boote sind lang, zehn, fünfzehn Meter, und bunt bemalt. In so einem Holzboot wurde John Chau gefahren.

Männer waten ans Ufer. Kennen sie die Fischer, die John Chau nach North Sentinel brachten?

»Kennen wir nicht«, sagt einer.

»Die könnten gerade ein paar Tage auf dem Meer sein«, ein anderer.

»Die sind am anderen Ende der Bucht.«

»Die sind an einem anderen Strand.«

Viele Antworten, keine führt zu den Fischern. Aber man erhält eine Telefonnummer. Es ist die Nummer eines Mannes, den alle nur Alex nennen. Er lebt in Port Blair und war ein enger Freund von John Chau. Der Polizeichef hatte Alex den »Strippenzieher« genannt.

Brief von John Chau an Alex, geschrieben auf North Sentinel Island

Alex – ich bin Dir und Deinem Gehorsam gegenüber Gott so dankbar, und dafür, wie Du Dein Allerbestes gegeben hast, dieser Mission zu dienen. Es könnte sein, dass ich sterbe, und ich wünschte, ich hätte mehr Zeit, Dir meinen Dank auszudrücken.

Ich werde Dich wiedersehen, Bruder – und denk dran, wer zuerst im Himmel ist, gewinnt.

»Ich wusste schon, dass du anrufen wirst«, sagt Alex. »Lass uns treffen, Telefonieren ist nicht sicher, ich weiß nicht, ob sie uns zuhören.«

Ein Restaurant in Port Blair. Noch bevor das Essen bestellt ist, beginnt Alex zu reden, als habe er monatelang gewartet. Es ist das erste Mal, dass er sich mit einem ausländischen Journalisten trifft. Er hatte viele Anfragen, er hat keine beantwortet. Jetzt aber, sagt er, ertrage er es nicht mehr, wie schlecht im Internet über John Chau gesprochen werde.

Alex heißt mit vollem Namen Alexander Kalluthundil Sam. Er ist Inder, Ende zwanzig, geboren und aufgewachsen in Port Blair. Mit seinem Vollbart, seiner Brille und seinen gegelten kurzen Locken könnte er auch ein Start-up-Unternehmer aus dem Silicon Valley sein. Er hat etwas Weltläufiges, dabei hat er Indien noch nie verlassen.

Sam ist von Beruf Programmierer, oder er war es, denn nach der Sache mit John hat er seinen Job verloren. Wie die Fischer saß auch er in Untersuchungshaft. Und auch er wird bald vor Gericht stehen.

Alexander Kalluthundil Sam ist ein tiefgläubiger Christ. Er lernte John Chau vor drei Jahren kennen, als der wieder einmal auf den Andamanen war.

Sam und Chau waren zwar an sehr unterschiedlichen Enden der Welt aufgewachsen, hatten aber eine Gemeinsamkeit: Beide trugen seit Jahren den Gedanken mit sich herum, die Sentinelesen zu retten.

Sam glaubt, es sei eine Illusion, diese Menschen dauerhaft von der Moderne abriegeln zu können. Früher oder später werde die Welt zu ihnen kommen, in Form von Touristen, Abenteurern, Wilderern. Denen aber seien die Ureinwohner gleichgültig, es gehe ihnen nur um den eigenen Nutzen, den eigenen Profit. John Chau

dagegen habe die Sentinelesen langsam und vorsichtig an das Leben von heute heranführen wollen. Sam sagt, Chau hätte ihnen wirklich helfen können.

Auf den Andamanen gingen John Chau und Alexander Kalluthundil Sam gemeinsam fischen und wandern, sie gingen auch gemeinsam in die Kirche. Sam wurde zu Chaus wichtigstem Helfer, ohne ihn wäre Chau nie nach North Sentinel gekommen. Es war Sam, der für Chau die geheime Wohnung anmietete, in der er sich die elf Tage vor seiner Abreise versteckte. Und es war Sam, der die Fischer überredete, Chau mit auf ihr Boot zu nehmen.

»Wir waren gut vorbereitet«, sagt Sam. Sie hatten verschiedene Szenarios entwickelt. Hätten die Sentinelesen John Chau akzeptiert, wäre er bei ihnen geblieben, vielleicht für zwei Jahre, vielleicht für zwanzig, vielleicht für immer. Es war auch ein Szenario, dass er stirbt. Ihr Ziel sei gewesen, dass niemand da draußen von der Mission erfahre, egal, wie sie enden würde. Weder die indischen Behörden sollten davon wissen noch der Rest der Welt. Aber dann, nachdem Sam das Tagebuch, das ihm die Fischer überreicht hatten, abfotografiert und an All Nations gesandt hatte – so wie John Chau und er es vereinbart hatten – und nachdem All Nations John Chaus Mutter über den Tod ihres Sohnes informiert hatte, passierte etwas, womit sie nicht gerechnet hatten. Die Mutter wandte sich an das amerikanische Konsulat und schickte Auszüge aus dem Tagebuch an die Washington Post.

Sam sagt, er gehe im Moment ungern vor die Tür, wo er Menschen treffen würde, die er kennt. »Ich bereite mich mental darauf vor, dass ich bald ins Gefängnis muss.« Sollte er wegen fahrlässiger Tötung verurteilt werden, könnte das eine Freiheitsstrafe von zehn Jahren bedeuten.

Die letzten Tage in Port Blair, als er seinen Freund in der geheimen Wohnung versteckte, habe er gemerkt, dass John Chau sich Sorgen machte, sagt er. Dass da ein enormer Druck war. »Er hatte sich neun Jahre lang vorbereitet. Viele Menschen waren beteiligt. Und er wusste, wie wichtig es ist.«

Am Tag der Abreise packten sie zusammen. Sam brachte Chau zum Strand, wo sie mit den Fischern verabredet waren. »Wir haben uns umarmt, und er hat

gesagt:Goodbye, bro, I love you. Wir haben gebetet. Dann ist er langsam vorgelaufen zum Wasser, wo die Fischer schon warteten.«

Alex Kalluthundil Sam sagt: »Ich bete, dass ich in diesem Leben noch sehen werde, wie den Sentinelesen das Licht gebracht wird.«

John Chaus Mentor in Südafrika hatte am Telefon gesagt: »Ich hoffe, dass Johns Geschichte ein Feuer entfacht und andere Menschen an diesen Ort gehen wollen.«

Und John Middleton Ramsey in Köln hatte gesagt: »Ich wurde von ein paar Leuten angeschrieben mit den Worten: John hat mich inspiriert, und ich will jetzt zu diesem Stamm.«

Tagebuch, 16. November 2018, 6.20 Uhr

Aufgewacht nach einem ziemlich erholsamen Schlaf, jetzt auf dem Weg zur Insel. Ich hoffe, dies ist nicht meine letzte Notiz, aber wenn doch, dann sei es zur Ehre Gottes.

Ich werde zur Hütte zurückkehren, bei der ich schon war. Ich bete, dass alles gut geht.

John Chau

Kuschelrock

In kurzer Zeit hat sich bei den Sozialdemokraten fast alles geändert, nur Lars Klingbeil blieb Generalsekretär. Über einen freundlichen Mann, der zeigen will, dass er auch ein harter Kerl sein kann.

Von Marc Hujer, DER SPIEGEL, 25.01. 2020

Am sechsten Tag der neuen Parteispitze Saskia Esken und Norbert Walter-Borjans verlässt Lars Klingbeil mit einer braunen Ledersporttasche sein Büro im Willy-Brandt-Haus. Er durchquert sein Vorzimmer und wendet sich den Aufzügen zu. Statt eines Mittagessens will er eine Stunde in der »G3 Crossfit Box« am Gleisdreieck in Berlin-Kreuzberg verbringen, wo es »um Leben und Tod« geht, wie sein Personal Trainer sagt, wenn er von Klingbeil Höchstleistung verlangt.

Als Klingbeil in den Fahrstuhl steigen will, stehen da schon die beiden Parteivorsitzenden und diskutieren die Frage, ob sie »E« oder »U« drücken sollen. Er könnte sich noch in die Kabine drängeln, aber er grüßt nur flüchtig und wartet, bis sich die Tür endlich schließt. Lieber den nächsten Aufzug nehmen, ohne die Chefs.

»Ich hab 'ne Wette mit Carsten Schneider laufen«, sagt Lars Klingbeil, »um einen Kasten Bier.«

Carsten Schneider, ehemals Sparkassenmitarbeiter, ist SPD-Bundestagsabgeordneter und, soweit Klingbeil weiß, der einzige Kollege, der wie er Crossfit, eine neumodische, besonders harte Form von Zirkeltraining, betreibt. Sie haben vereinbart, dass Klingbeil die Wette gewinnt, wenn er bis Jahresende 100 Kilo im Bankdrücken schafft. Zwar ist Klingbeil kein Biertrinker, aber das ist egal. Es gehe um die Herausforderung, die Challenge, wie Crossfitter sagen.

Klingbeil erreicht das Untergeschoss. Er tritt aus dem Fahrstuhl, um in den Dienstwagen zu steigen, aber vor ihm stehen schon wieder die Parteivorsitzenden, diesmal tippen sie auf ihren Handys herum. Sie haben einen Termin und kommen

nicht weg, kein Fahrer, der auf sie wartete, keine Nummer, die sie anrufen könnten. Sie schauen Lars Klingbeil erwartungsvoll an. Kann er ihnen irgendwie helfen?

Er lächelt. Kann er, natürlich.

Eigentlich hat Klingbeil keine Zeit. Es ist der 11. Dezember, noch 21 Tage bis Neujahr. Wenn er die 100 Kilo schaffen will, muss er jetzt zum Crossfit. Aber das sagt er natürlich nicht.

Lars Klingbeil ist jetzt 41 und seit zwei Jahren SPD-Generalsekretär, keine ungewöhnlich lange Zeit. Aber in dieser Zeit hat er schon sechs Vorsitzende erlebt, im Schnitt also alle vier Monate ein neues Gesicht. Sein gegenwärtiges Leben muss man sich wie das eines Kaufhausmanagers vorstellen, der verzweifelt versucht, seine Auslagen zu sortieren. Überall Kunden mit Fragen. Er muss Geduld haben, vor allem darf er niemals sein Lächeln verlieren.

Klingbeil kann das eigentlich ganz gut. Wenn er im Land unterwegs ist, begrüßen ihn die Genossen als den »lächelnden Lars«, loben ihn für »das Spitzbübische« seiner Ausstrahlung und sein sonniges Gemüt, mit dem er im Fernsehen Politikerdebatten auflockere. Und dann steht er da, der sehr groß geratene Lars mit dem sympathischen Lächeln, dem Grübchen am Kinn und der andauernd guten Laune, und sagt mit einer Stimme, die so klingt, als redete er durch einen Wattebausch: »Wenn wir alle ein bisschen bessere Laune kriegen in Deutschland, hilft das auch.«

Die SPD ist eine Partei, die sich Fortschritte stets mit einer gewissen Grimmigkeit erkämpft hat. Gute Laune kam selten gut an, schon gar nicht bei den eigenen Leuten. Als Andrea Nahles im Fernsehen Kinderlieder sang, hat ihr das am Ende geschadet. Wie also passt Lars Klingbeil mit seinem Lächeln, seiner Freundlichkeit zu dieser SPD? Kann er es bis an die Spitze schaffen? Oder bleibt er der ewige Generalsekretär?

Er will anders sein, auch als Generalsekretär, nicht so klischeehaft rüpelig und laut wie Markus Söder oder Andreas Scheuer, als sie, zu unterschiedlichen Zeiten, CSU-Generalsekretär waren und danach weiter Karriere machten. »Als mich Martin Schulz vor zwei Jahren gefragt hat, ob ich Generalsekretär werden will, hab ich ihm

gesagt, dass Draufkloppen nicht meins ist, Politik muss begeistern, motivieren«, sagt Klingbeil.

Ihm ist klar, dass zu viel Freundlichkeit auch als Schwäche missverstanden werden kann. Aber er will so bleiben, wie er ist, freundlich, zuvorkommend, gut gelaunt; er versteht gerade das als Stärke. Niemand soll sagen, dass er ein Schwächling sei.

Seit drei Jahren macht Lars Klingbeil Crossfit, länger, als er SPD-Generalsekretär ist. Crossfit funktioniert nach dem Prinzip amerikanischer Bootcamps: Drill und Disziplin, verbunden mit der Vorstellung, zu den ganz harten Kerlen zu gehören. Kann so einer überhaupt ein Schwächling sein?

Klingbeil nimmt auf der Rückbank des Dienstwagens Platz und prüft sein Handy. Nichts, was ihn jetzt noch aufhalten könnte. Keine Mail. Kein Tweet. Endlich.

Auf seinem Handy hat er die App »Rauchfrei Pro« installiert. Er war mal starker Raucher, »richtig heftig«, sagt er, 40 Zigaretten am Tag, die erste habe er vor dem Frühstück geraucht. Aber vor gut sieben Jahren hörte er auf. Seitdem zählt die App seinen Erfolg, auf die Sekunde genau. Sie zeigt an, dass er seit sieben Jahren, fünf Monaten, zwei Tagen, zwölf Stunden, 33 Minuten und zwei Sekunden Nichtraucher ist. Sie zählt auch, wie viele Zigaretten er seitdem nicht geraucht hat: 108 462. Und wie viel er seitdem gespart hat: mehr als 31 000 Euro. Klingbeil klickt die App gelegentlich an, um sich der kleinen Siege zu versichern, die er Tag für Tag erringt.

Seine Partei versichert sich noch immer ihrer großen, vergangenen Erfolge. Der Gleichstellung von Mann und Frau. Der Rente mit 63. Des Mindestlohns. Jetzt muss die Partei lernen, auch mit weniger auszukommen. Klingbeil sagt: »Es ist zunächst einmal wichtig, dass sich die Partei mit sich selbst versöhnt.«

Als er noch rauchte, sagt Klingbeil, sei er der schlechteste Sportler der Welt gewesen, beim Joggen habe er gerade mal 300 Meter geschafft. Inzwischen läuft er ein- bis zweimal die Woche bis zu zehn Kilometer, zu Hause in Munster um den Baggersee oder in Berlin um den Lietzensee oder durch den Schlosspark Charlottenburg. Und zweimal die Woche geht er entweder ins Crossfit Heidekreis in Soltau bei Munster oder in die G3 Crossfit Box in Berlin.

Er ist stolz auf seine konditionellen Fortschritte und freut sich auf ein »extra brutales Trainingsprogramm«. Klingbeil sagt: »Ich hoffe, Sie haben schon richtig Respekt vor dem heutigen Tag.«

I. Warm-up

10 Good Mornings
10 Downward und upward looking dogs
1 Minute Assault Air Bike
2 mal 1 Minute Rudergerät

Er braucht ein paar Minuten, dann ist er umgezogen: blau-rot gestreiftes Shirt von Under Armour, dazu eine kurze, neonrote Hose, ebenfalls Under Armour, die Kraftsportlermarke. Er trägt ein Armband mit dem Crossfitter-Spruch: »Never whine. Never complain. Never make excuses.«

Heul nie. Beklag dich nie. Suche nie nach Ausreden.

Klingbeil betritt den Trainingsraum, der unter Crossfittern nur »Box« genannt wird, weil Crossfit von der Idee lebt, dass man seinen Körper in einer Garage auf Höchstform trimmt, mit dem, was gerade so da ist an Hanteln, an Stangen und zusammengeschweißten Geräten.

Er klatscht Felix Läufle ab, seinen Personal Trainer, der ein T-Shirt trägt, das viel zu eng ist für seine Oberarme. Klingbeil sagt ihm, dass er heute keinesfalls weniger Gas geben solle als sonst. Eher mehr.

Felix führt durch das Programm, erst die »Good Mornings« (Oberkörperbeugen), dann die »Downward und upward looking dogs« (Dehnübungen auf allen vieren), das sogenannte Assault Air Bike (ein Trimmrad mit beweglichen Handgriffen). Klingbeil zieht alles durch, klaglos.

Als er schwitzt, bittet sein Trainer aufs Rudergerät. Zweimal eine Minute, sagt er.

Klingbeil rudert mit kräftigen Zügen, aber Felix will mehr sehen. »Stellt euch vor, ihr seid im Wasser in Kalifornien, und weit hinter euch nähert sich ein Hai. Ihr habt noch zehn Meter zum Strand. Ihr werdet es schaffen, aber ihr schiebt schon ein bisschen Panik.«

Klingbeil rudert schneller.

»Rot im Gesicht ist gut«, sagt Felix, »blass ist nicht so gut.« Klingbeil ist rot.

Er braucht den Drill, einen Felix, der ihm Zeiten vorgibt, der befiehlt, wie viele Wiederholungen einer Übung er machen soll, der ihn anfeuert und lobt. Er könnte sich nicht zu Hause allein auf so ein Rudergerät setzen und mit der gleichen Intensität trainieren wie hier.

Lars Klingbeil liebt Struktur, einen ordentlich gemähten Rasen zu Hause in Munster, wofür er einen Mähroboter hat, ebenso wie den Takt seines vollen Berufsalltags: um sechs Uhr aufstehen, Deutschlandfunk hören, um sieben Uhr die erste Telefonschalte, dann Autofahrt ins Büro. Er braucht diese Ordnung. »Nur im Urlaub habe ich null Struktur«, sagt er. »Dann kann ich zehn Tage am Pool liegen, lesen oder gar nichts machen.«

Als ihn im Dezember 2017 der damalige Parteivorsitzende Schulz als Generalsekretär ins Willy-Brandt-Haus holte, war Klingbeil überrascht über das Durcheinander in der SPD. Überbesetzte Gremien. Hohe Personalkosten. Ein Parteichef, zu dem er aufblickte, der aber plötzlich viel Rat von ihm brauchte. In einer Runde mit Schulz wurde diskutiert, ob jeder Delegierte auf dem Parteitag künftig zweierlei Mineralwasser auf den Tisch bekommen sollte, mit und ohne Kohlensäure, worauf sich Klingbeil schwor, dass sich, solange er Generalsekretär sei, nie mehr ein Parteivorsitzender mit so etwas wie der Mineralwasserfrage beschäftigen müsse.

In seinen zwei Jahren als Generalsekretär hat er viele Krisen überwunden, die Debatte um den Eintritt in die Große Koalition, den Asylstreit von CDU und CSU im Sommer 2018, die Krise um die geplante Beförderung von Verfassungsschützer Hans-Georg Maaßen im Herbst, den Rücktritt von Andrea Nahles im vergangenen Juni. In der gleichen Zeit hat er der SPD eine Struktur gegeben, kleinere Gremien, einen kleineren Parteivorstand, ein kleineres Präsidium. Er hat sich um eine bessere

Kommunikation gekümmert, intern und auf den Social-Media-Kanälen. Und er organisierte eine öffentliche Mitgliederbefragung, die es in dieser Form nie gegeben hatte: 23 Regionalkonferenzen, zwei Abstimmungen und den abschließenden Wahlparteitag. Eine logistische Großleistung, aber auch ein mediales Spektakel, von dem heute allerdings alles andere als klar ist, ob es der SPD wirklich geholfen hat oder nur einmal mehr für alle offenlegte, wie groß ihre Krise tatsächlich ist.

Jetzt kennt er die SPD wie kaum ein anderer. Reicht ihm das? Oder will er mehr?

Klingbeil löst die Fußschlaufen am Rudergerät. Das Warm-up hat er hinter sich. »So«, sagt sein Trainer. »Gucken wir mal, ob er heute die 95 Kilo schafft.«

II. Weightlifting

10 Mal leere Hantel
5 Mal 40 kg
5 Mal 60 kg
1 Mal 80 kg
1 Mal 85 kg
1 Mal 92,5 kg

Lars Klingbeil liegt mit dem Rücken auf der Bank und stemmt die Gewichte in der vorgeschriebenen Reihenfolge, immer 20 Kilogramm mehr, dann noch mal 5, schließlich legt sein Trainer weitere 7,5 Kilo auf, es geht jetzt um 92,5 Kilo.

Manchmal, sagt Klingbeil, wenn das Training sehr anstrengend sei, stöhne er so laut wie die Gewichtheber oder Kugelstoßer. Aber diesmal ist nichts zu hören.

Klingbeil hebt die Hantel aus der Halterung. »Hol-ihn-dir, hol-ihn-dir, hol-ihn-dir«, ruft sein Trainer.

Klingbeil stemmt, seine Arme beginnen zu zittern, doch er hält durch.

Er schaut seinen Trainer erwartungsvoll an. Darf er mehr? Die 95 Kilo?

»Der letzte war hart«, sagt sein Trainer, »er war wirklich auf Leben und Tod.«

Klingbeil lächelt, er hat verstanden. »Ich wollte mehr, aber ich durfte nicht.«

Eigentlich wäre er auch gern in das Rennen um den Parteivorsitz eingestiegen, aber er wartete zunächst ab, aus Rücksicht auf seinen Mentor, den niedersächsischen Ministerpräsidenten Stephan Weil. Erst als Weil sehr spät beschloss, nicht anzutreten, begann Klingbeil die Suche nach einer geeigneten Partnerin für eine Doppelspitze, aber die fand sich dann nicht mehr.

Er sei nicht verbittert, sagt Klingbeil, er könne damit sogar sehr gut leben. Einen Moment habe er überlegen müssen, ob er unter den neuen Vorsitzenden weitermache, seinen Nummern sieben und acht. Dann aber sagte er zu, auch wenn die Neuen politisch gesehen wohl nicht seine Wunschkandidaten waren, sondern eher das konkurrierende Paar Klara Geywitz und Olaf Scholz. Aber ein Klingbeil bricht nicht einfach so mit Autoritäten.

Aufgewachsen ist er in Munster, einer Kleinstadt auf halbem Weg zwischen Hannover und Hamburg, mit 5000 Soldaten der viertgrößte Standort der Bundeswehr. Klingbeils Eltern stammen aus einfachen Verhältnissen, seine Mutter sei Verkäuferin gewesen, sagt Klingbeil, der Vater »einfacher Soldat«, zuletzt Unteroffizier.

Als Schülersprecher engagierte sich Klingbeil für bessere Partys und eine Raucherecke im Schulhof, obwohl er damals Nichtraucher war. Er demonstrierte gegen die niedersächsische Bildungsreform und kämpfte – um Autounfälle von Jugendlichen zu vermeiden – für einen »Discobus« in den Nachbarort von Munster, wo es eine Diskothek gab, die er gern besuchte. Er setzte sich schon damals für Dinge ein, die auch Erwachsene gut finden.

Nach der Schule verweigerte Klingbeil den Wehrdienst und leistete in der Bahnhofsmission in Hannover Zivildienst, eine seltene Entscheidung in Munster, aber Probleme hat er deshalb nicht bekommen, auch nicht mit seinem Vater. Der habe Verständnis gehabt, sagt Klingbeil. Er selbst forderte Autoritäten schon mal heraus, aber achtete stets darauf, nicht mit ihnen zu brechen. »Ich habe mich nie auf Kosten von anderen produziert«, sagt er, »und ich habe es mit meiner Kritik nie so überzogen, dass es nachher unumkehrbar war.«

Die Frage ist nur, wie weit man damit in der Politik kommt. Als Angela Merkel CDU-Generalsekretärin war, nutzte sie die Krise ihrer Partei, um Bundesvorsitzende zu werden. Klingbeil bleibt vorerst Generalsekretär.

III. Workout of the Day

3 Runden, jeweils max. 1 Minute:
Rudergerät, 15 kcal
12 Wall Balls à 9 kg
12 Kettlebell Swings à 24 kg

»Kannst du mal die Musik anmachen?«, fragt Klingbeil, »mein Kummer-Album.«

Kummer, Deutschrapper aus Chemnitz, gehört derzeit zu seinen Lieblingsmusikern. Klingbeil hört, wie er sagt, jede freie Minute Musik, beim Crossfit, beim Joggen, im Auto. Am liebsten deutschen Rap, bei dem es auch um politische Botschaften geht, weniger den Aggro-Rap aus Berlin.

15 Jahre lang war Klingbeil Sänger und Gitarrist in der Rockband Sleeping Silence, mit ihr schaffte er sogar einen Nummer-eins-Hit in den Charts von Radio Flora in Hannover. »Breakthrough« ist ein kritischer Song über Leute, die sich verstellen, weil andere es wollen.

I just want to stay myself
And here today is my breakthrough

Als Klingbeil 2005 zum ersten Mal als Nachrücker für neun Monate im Bundestag saß, trug er ein gut sichtbares Piercing in der linken Augenbraue. Er war Bundesvize der Jusos und kam ins Parlament, weil sein Vorgänger wegen einer Finanzaffäre sein Mandat hatte niederlegen müssen.

»Focus« nannte Klingbeil eine »optische Revolution«, »Bild« hänselte: »Der Reichstagsrocker. Gepierct im Parlament«. Franz Müntefering stellte ihn damals der Bundestagsfraktion vor mit den Worten: »Der Lars ist Jungsozialist – und das sieht man ihm auch an.«

Er wollte nie wieder so vorgestellt werden. Als er 2009 nach vier Jahren Pause in den Bundestag zurückkehrte, war das Piercing verschwunden.

Wenn er mit Musik hätte Geld verdienen können, sagt Klingbeil, hätte er das wohl gemacht. Aber jetzt, als Politiker, möchte er nicht unnötig etwas riskieren. Bei Nahles hat er gesehen, wohin das führen kann. Er singt nur noch privat. Bei seiner Hochzeit im vergangenen Jahr stellte er sich auf die Bühne und sang mit einer Freundin den Song »Shallow« von Bradley Cooper und Lady Gaga, eine ziemliche Schnulze. Aber außer seinen Freunden bekommt das niemand mit. Er spielt den Song auf seinem Handy vor, das Original. »Das bin jetzt nicht ich«, sagt Klingbeil. Zur Sicherheit.

Er geht noch viel auf Konzerte und Festivals, findet immer Zeit für Treffen mit Musikern. Als sich nach einem Interview, das er frühmorgens, vor sieben Uhr, im Deutschlandfunk gab, Thees Uhlmann, Sänger und Autor, per Twitter meldete, freute Klingbeil sich, als hätte ihm Willy Brandt persönlich gratuliert. »Noch keine 7 und schon auf @DFL abgeliefert. Hut ab!«, postete Uhlmann. Klingbeil schrieb sofort zurück, kurz darauf gingen die beiden eine Pizza essen.

Er will ein Politiker sein, der sich selbst nicht zu wichtig nimmt, auch als Generalsekretär nicht.

Im vergangenen Bundestagswahlkampf ging Klingbeil wochenlang von Haustür zu Haustür, um direkt mit seinen Wählern zu sprechen. Während die SPD bundesweit nur auf 20,5 Prozent der Stimmen kam, gewann Klingbeil seinen Wahlkreis mit 41,2 Prozent, und das, obwohl dieser bis dahin eine Hochburg der CDU war.

Seinen Tür-zu-Tür-Wahlkampf macht er weiterhin, Sommer für Sommer für drei Wochen. Und alle zwei Wochen besucht er Leute im Wahlkreis wie neulich einen Bäcker in Soltau. »Wollen Sie mal ein bisschen erzählen?«, fragte er den Mann, der ihm in der Backstube gegenübersaß.

Klingbeil hörte zu, bis alles gesagt war, wirklich alles, Nachtdienst, Zuschläge, die neue Bonpflicht, die CO_2-Steuer, aber auch dann stand er nicht auf: »Sie müssen sagen, welche Themen Sie noch haben, ich will das hier alles ansprechen.« Und schließlich: »Meine Handynummer hatte ich Ihnen schon gegeben, oder?«

Er hat tatsächlich eine Handynummer, die er an Wähler weitergibt, es ist zwar seine Zweithandynummer, mit der er WhatsApp-Nachrichten empfängt, aber für die Leute ist es trotzdem die Handynummer des Generalsekretärs der SPD. Und wer hat die schon? Klingbeil weiß, wie man Nähe vermittelt. »Wenn was ist«, erklärte er dem Bäcker, »einfach 'ne kurze SMS schicken oder 'ne WhatsApp, dann rufe ich meistens schnell zurück, es sei denn, es ist mal eine Krise in der SPD, dann dauert es zwei Tage länger.«

IV. Finisher

4 Runden à 25 Meter Schlittenschieben mit 50 kg Zusatzgewicht

»Ich muss sagen, dass Lars eigentlich fit ist«, sagt sein Trainer, »bei ihm geht es unter dem Strich darum, dass er ein bisschen abnimmt. Lars ist einfach viel Mensch.«

Als Politiker ist Klingbeil ein friedfertiger Mensch. Er hat zu Gerhard Schröder und Kevin Kühnert, den zwei Extremen der SPD, ein gleichermaßen gutes Verhältnis und steht auch politisch für einen gemäßigten Kurs. Der einstige Kriegsdienstverweigerer ist heute für Auslandseinsätze der Bundeswehr, seine Haltung habe sich nach den Anschlägen vom 11. September 2001 geändert, sagt er. Er trägt grundsätzlich alle wichtigen SPD-Forderungen mit, den höheren Mindestlohn, die Investitionen in Digitalisierung und Klimaschutz. Aber alles in Maßen. Manche finden das zu weich. Er findet das vernünftig.

Aus zwei Jahren als Generalsekretär bleibt von Klingbeil kein Alleingang in Erinnerung, kein inhaltlicher Aufschlag, kein scharfer Spruch gegen die anderen.

»Eigentlich ist Lars wie ein Panzer gebaut«, sagt Felix, sein Trainer. »Beim Football könnte man ihn in die O-Line stellen.«

Die O-Line beim American Football ist so etwas wie die Leibgarde des Quarterbacks, des Spielmachers und eigentlichen Stars des Spiels. Die kräftigsten Kerle schützen ihn vor der Verteidigungslinie des Gegners und verschaffen ihm die notwendigen Sekunden, um einen erfolgreichen Spielzug zu entwickeln, der im besten Fall mit einem Touchdown endet. Sie ackern, damit der Quarterback glänzen kann.

Klingbeil und sein Trainer klatschen sich ab. »Beim nächsten Mal«, sagt sein Trainer, »geben wir noch mal Vollgas.«

Einen Tag vor Weihnachten schickt seine Pressesprecherin eine SMS: »Herr Klingbeil hat in seiner Crossfit Box heute die 100 Kilo geschafft.«

Er hat jetzt einen Kasten Bier.

Letzte Runde

Sie machten jedes Jahr zusammen Urlaub im Allgäu, drei Freunde, ohne ihre Frauen. Es war ihre beste Zeit, sagen sie. Nun ist einer von ihnen tot: der Kasseler Regierungspräsident Walter Lübcke. Die beiden anderen sind noch einmal gefahren - um einen Abschied zu versuchen. Sie haben Verstärkung mitgenommen

Von Tina Kaiser und Marc Neller, WELT, 19.09.2020

Am Anfang stapft Rainer Hahne durch die Lobby des "Interest" und fragt sich, ob er noch richtig tickt. Hahne, ein weißhaariger Mann in Lodenhemd und Bermudashorts, glaubte, dieses Hotel zu kennen wie sein Zuhause. In den vergangenen Jahren hat er hier seine beste Zeit verbracht, wie er sagt, mit zwei Freunden. Nun irrt er durch ein Erdgeschoss, in dem nichts ist, wie es war. Wo mal ein durchgewetzter Teppich lag, sind jetzt Holzplanken verlegt. Wo der Kachelofen stand, hängt ein Flachbildfernseher an der Wand. Der Empfang ist ganz verschwunden.

Hahne dreht seinen wuchtigen Oberkörper, reckt den Hals, scannt mit prüfendem Blick den Eingangsbereich. Nichts, nicht mal ein Hinweisschild.

"Ja, sag' mal", sagt Hahne und schüttelt den Kopf.

Er hoffte auf Erlösung, eine Erleichterung wenigstens. Im Moment wäre er schon zufrieden, wenn er seinen Zimmerschlüssel bekäme. Er will seine Koffer auspacken und sich an eine erste Antwort auf die Frage herantasten, ob es richtig war, sich ins Auto zu setzen und in die Vergangenheit zu fahren.

Am Morgen des 2. Juni 2019 klingelte sein Handy, auf dem Display blinkte die Nummer eines Freundes. "Der Walter ist tot. Überall vor seinem Haus steht Polizei." Walter Lübcke war mit einem Kopfschuss hingerichtet worden, auf der Terrasse seines Hauses. Der Mann, mit dem Hahne in den vergangenen Jahren mehr Zeit verbracht hatte als mit seiner Frau und seiner Tochter. Da Lübcke ein Politiker war, Regierungspräsident des Bezirks Kassel, erfuhr bald das ganze Land davon.

Inzwischen hat Hahne die Rezeption gefunden, in einem Anbau. Die Frau am Tresen sagt, der Hoteldirektor habe die Corona-bedingte Schließung genutzt, um zu renovieren.

"Scheiß Corona", brummt Hahne.

Es ist Spätsommer. Seit einem halben Jahr ist die gesamte Redaktion seines "Extra Tip" in Kurzarbeit. Und er, ewiger Chefredakteur des lokalen Anzeigenblatts, Verfasser scharfer politischer Kommentare, gefürchtet in Kassel und darüber hinaus, hat eindeutig zu viel Zeit zu grübeln. Manchmal, sagt Hahne, frage er sich, was wohl der Walter zu Corona gesagt hätte. Wie er es sieht, gab es im Leben nicht viele Probleme, die er und sein Freund nicht lösen konnten. Hahne sagt, sie hätten die Dinge geregelt, wie Männer eben Dinge regeln, sie quatschten nicht, sie machten. Allerdings musste er einsehen, dass der Tod und Corona selbst auf Männerart nicht aus der Welt zu schaffen sind.

1. Der Wanderzirkus

Nachdem Hahne seine Sachen aufs Zimmer gebracht hat, setzt er sich auf die Hotelterrasse, steht gleich wieder auf, flieht in die klimatisierte Lobby, sinkt in einen Sessel und trommelt mit den Fingern auf der Lehne herum. Sein breites Kinn schiebt sich von rechts nach links, von links nach rechts. Sein Plan ist ihm selbst noch unheimlich.

Im Mai vergangenen Jahres waren sie zum letzten Mal hier. Drei Wochen später war der Walter tot. Hahnes Frau sagt, ihr Mann sei ein anderer geworden, ruhelos, gereizt, gehetzt. Hahne sagt, je länger die Medien über den Fall berichteten, desto mehr habe er das Gefühl bekommen, es gehe nur noch um den Täter und seine Motive. Sein Freund schien hinter der Monstrosität des Verbrechens zu verschwinden. Er fand, dass er etwas dagegen tun musste.

Nur was?

Irgendwann kam er zu dem Schluss, dass ihre Reise nach Oberstaufen im Allgäu, Jahr für Jahr, wie nichts anderes dafür stand, was sie verband. Vielleicht, dachte er, könnte er dort einen Abschied versuchen. Eine Reise wie eine Totenmesse, persönlich, würdig, die ihm etwas von seiner Schwere nehmen und seinen Erinnerungen neue Kraft geben könnte.

Sie waren drei Männer, groß an Umfang, groß im Wollen, inmitten eines Bergpanoramas mit Kuhglockengeläut, Lederhosen und Dirndln. Ein Politiker, ein Lokaljournalist und ein Maschinenbauunternehmer, die eine Woche lang einfach der Walter, der Rainer und der Stefan sein konnten. Sie saßen in Wirtshäusern, in denen es große Bierkrüge gab und Hüttenmusik. Trugen T-Shirts, auf die sie die Aufschrift "Die Drei" hatten drucken lassen. Waren in der Lage, jeden Stammtisch einzunehmen. So wurden sie zu einer Attraktion im Ort, einem Wanderzirkus, der aus drei Künstlern bestand. Wenn sie anreisten, kam der Klatschreporter der "Scene Oberstaufen", um über sie zu berichten. Wenn sie abreisten, begannen sie, sich aufs nächste Mal zu freuen.

In der Hotellobby fingert Hahne, noch immer in den Sessel eingesunken, sein Handy aus der Hosentasche und ruft den Klatschreporter an. Am Nachmittag sitzt er bei ihm im Garten, sie trinken Bier und blättern alte Ausgaben durch, mit Geschichten und Fotos von ihren früheren Besuchen. Der Reporter sagt, er werde natürlich auch dieses Mal berichten. Auch wenn der Zirkus nun eine neue Besetzung hat.

"Erzähl mal", sagt der Reporter.

Als Hahne Ende vergangenen Jahres dem Stefan vorsichtig seine Idee vorstellte, sagte der schnell zu. Allerdings fanden sie, dass sie Verstärkung ins Allgäu mitnehmen sollten. Männer, die den Walter kannten, aber nicht so eng, dass sie leicht von Trauer übermannt würden und die ganze Reise in Tränen und Tristesse endete. Sie kamen überein, dass der Walter das nicht gewollt hätte.

Also fragten sie den Wolfgang, einen Landtagsabgeordneten der hessischen SPD, geschieden, seither nur noch mit seiner Arbeit verheiratet. Sie kannten ihn aus ihrem Fitnessstudio. Und sie fragten den Uwe, dem das Fitnessstudio gehört. Sie

hatten mit ihm manchmal länger ihre Schwätzchen gehalten als trainiert. Zur Sicherheit bat Hahne außerdem seine Frau und seine Tochter, ihn nach Oberstaufen zu bringen und zu bleiben, bis die anderen kommen.

2. Größte Hits

Am Vormittag des zweiten Tages steht Hahne vorm Hoteleingang und guckt zu, wie das Auto mit seinen beiden Frauen immer kleiner wird und nach einer Kurve verschwindet. Seine Freunde haben ihm, einer nach dem anderen, Nachrichten geschickt, dass etwas dazwischengekommen sei und sie leider später kämen. Hahne beschließt, dass ihm eine Tour durch den Ort guttun könnte.

Das Hotel "Interest" liegt am Ortsrand auf einem Hügel, man blickt von dort auf geschwungene Gebirgsketten, das tiefe Grün der Wälder und leuchtende Almwiesen. Hahne nimmt einen schmalen Fußweg, der sich zwischen Gärten und Bauernhäusern hindurch ins Richtung Zentrum schlängelt. Er kommt am "Onkel Alois" vorbei, am "Thai Stadl", an der Bar "Zum armen Holdi", die jetzt nur noch "Zum Holdi" heißt. Hahne würde ja gerne überall Hallo sagen, aber es ist alles dicht, Corona. Als er im Zentrum das Schild des "Figaro Forstmaier" über der Ladentür sieht, lacht er laut auf. Der Name kommt ihm noch immer bescheuert vor. Sie haben jedes Mal ihre Witze gemacht, der Walter, der Stefan und er, bis der Erste sich Lachtränen aus dem Augenwinkel strich.

Der "Adler" am Marktplatz hat geöffnet. Hahne grüßt den Kellner, "hallo Meister", bekommt den letzten freien Tisch in der Sonne, bestellt Weißwürste, gönnt sich ein Bier und ruft ein paar Bekanntschaften an, um mitzuteilen, dass er im Land sei. Bevor er zum Hotel zurückläuft, bestellt er im "Wirtshaus beim Kesslar" einen Tisch für den Abend.

Ein paar Stunden später steht er auf seinem Hotelbalkon und prüft in immer kürzeren Abständen, ob neue Nachrichten auf seinem Handy eingegangen sind. Auf die Brüstung hat er eine gekühlte Flasche Rosé gestellt, anderthalb Liter, dazu einen Stapel Pappbecher. Aus den Almwiesen ringsum steigt Dampf auf, ein Regenbogen spannt sich übers Tal.

"Gleich sind sie da", sagt Hahne. Seine Sorge, die anderen könnten es sich doch noch anders überlegt haben, ist verflogen. Er hat die Zimmertür weit offen stehen lassen, damit die anderen ihn gleich finden.

Vor zwölf Jahren lernten Lübcke und Hahne sich im hessischen Landtag kennen, Politiker der eine, Lokaljournalist und Netzwerker der andere. Hahne sagt, er habe sofort gewusst, dass man mit dem Kerl richtig was bewegen könne. Lübcke war ein Politiker, der sich für die Menschen interessierte, er kannte für jedes Problem den richtigen Mann, es schien für ihn keinen Unterschied zu machen, ob ihm ein Vorstandchef von seinen Nöten berichtete oder seine Putzfrau.

Es dauerte nicht lang, bis Hahne und der Walter auf Feuerwehrfesten, Neujahrsempfängen oder Terminen mit dem Ministerpräsidenten im Kasseler Raum auftraten wie ein altes Paar. Wenn ein wichtiger Posten zu besetzen war, ein Unternehmen in Schwierigkeiten geriet oder ein politisches Vorhaben zu scheitern drohte, gehörten sie zu denen, die früh davon wussten. Wenn Kritiker mal wieder forderten, den defizitären Regionalflughafen im Kasseler Stadtteil Calden endlich dichtzumachen, erklärte Lübcke in Reden, der Flughafen sei wichtig für den Wirtschaftsstandort Nordhessen. Und Hahne nannte in seinen Kommentaren jeden Politiker ahnungslos, der das nicht begriff.

Sie haben einander größer gemacht.

Auf seinem Hotelbalkon füllt Hahne die Pappbecher, die der Stefan, der Wolfgang und der Uwe ihm hinhalten. Hahne sagt, er habe für sie Erdgeschosszimmer gebucht, weil sie in ihrem Alter besser keine Treppen mehr steigen sollten.

"Wahnsinn", sagt der Wolfgang, die anderen kichern in ihre Becher wie Teenager, die sich einen Streich ausgedacht haben. Dann stoßen sie an, "auf Walter".

Der Stefan fragt, "ist das nicht schön?", ohne eine Antwort zu erwarten.

Er hat eine Maschinenbaufirma, die er von seinem Vater übernahm. Er ist in der Nähe von Kassel geboren und aufgewachsen, wie Hahne und Lübcke fühlte er sich dort verwurzelt.

Er lernte sie kennen, als er vor sieben Jahren einen Wirtschaftsaustausch mit China mitorganisierte. Die Chinesen kündigten sich zum Besuch in seiner Fabrikhalle an, er brauchte ein paar hochrangige Persönlichkeiten, damit die Chinesen sich würdig empfangen fühlten. Also lud er den Regierungspräsidenten Lübcke und den Chefredakteur Hahne ein, die sich ohne zu zögern hochrangig genug fühlten, um auszuhelfen. Sie freundeten sich an, zwei Männer von fast zwei Metern, und der Stefan, den sie damit aufzogen, dass er ihnen gerade bis zur Schulter ging. Allerdings merkten sie, dass man auch mit ihm was losmachen konnte. Denn er hatte gute Kontakte und verstand es, Dinge möglich zu machen, die andere zerredeten.

Als die Flasche Rosé und die Pappbecher leer sind, machen sich die Männer auf den Weg in die Altstadt. Im "Wirtshaus beim Kesslar" ist der Ecktisch im Herrgottswinkel für sie freigehalten. Der Wirt eilt herbei, um sie zu begrüßen und das mit dem Walter zu bedauern. Er spendiert die erste Runde Schnaps.

Kurze Zeit später zerteilen sie mit Messer und Gabel ihre Holzfällersteaks und Cordon bleus und beginnen, ihre Erinnerungen auszupacken. Der Walter, wie er seinem Chauffeur auf einer Dienstreise mal sein teures Hotelzimmer in München überließ und die Nacht in einer gutbürgerlichen Pension verbrachte. Allerdings nicht auf seinem Zimmer, sondern mit Hahne an der Theke. Der Walter, wie er im Karneval einer Frau im Nonnengewand zu ihrem täuschend echten Kostüm gratulierte, bevor sich herausstellte, dass sie tatsächlich eine Nonne war. Und, natürlich, der Walter, der Stefan und Hahne in Oberstaufen.

Hahne erzählt, dass sie mal zu dritt in den Baumarkt im Ort gegangen seien und sich mit einem Kaffee in der Hand in die Gartenausstellung gesetzt hätten, als wäre sie ein Café. Der Stefan, der Spießer, habe sich geschämt und sei abgehauen.

"War ja auch peinlich", sagt der Stefan.

"Gerade wir Politiker müssen uns benehmen", sagt der Wolfgang, "auch im Urlaub."

"Zum Glück bin ich bloß ein Fitnessfutzi", sagt der Uwe, denn für sein Benehmen interessiere sich niemand außer seiner Frau.

Es ist sechs Jahre her, dass sich in Hahnes Themenplan ein Loch auftat, seinem "Extra Tip" gingen die Geschichten aus. Da kam ihm eine Idee. Er wollte abnehmen, also konnte er doch auch darüber berichten. Die Leute lasen so was, außerdem wäre seine Geschichte sicher lustig. Denn sie würde von drei Männern handeln, die Bäuche wie Bären hatten und sich an einer Diät versuchten, mit Sport, viel Sport sogar. Also meldete er sich mit dem Walter und dem Stefan in Uwes Fitnessstudio an. Dort stemmten sie Gewichte, bis ihre Köpfe rot anliefen. Nach ein paar Monaten waren sie der Meinung, dass sie den Schwierigkeitsgrad erhöhen sollten. So kamen sie auf die Schrothkur, so kamen sie auf Oberstaufen.

Oberstaufen war das einzige offizielle Schrothheilbad der Welt, es gab Berge, davon abgesehen erinnerte der Ort sie irgendwie an zu Hause. Hübsch, gepflegt, bodenständig. Das Hotel, in dem sie jedes Jahr wohnten, nannten sie "Hotel Nordhessen".

"Das Ganze", sagt Hahne, während er einen Bissen Fleisch klein arbeitet, "hat sich als ein einziges Desaster herausgestellt." Der Stefan habe durch die Kur sofort einen solchen Bluthochdruck bekommen, dass er den ganzen Urlaub mit einem Messgerät herumlaufen musste. Dem Walter habe das Personal so heiße Wickel aufgelegt, dass sein Rücken Brandblasen in allen Größen und Formen aufwies. Und als ob das nicht gereicht hätte, sei da ja noch der Speiseplan gewesen.

"Das Schärfste war", sagt Hahne, dass die Kellner im Hotelrestaurant ihnen nach einem langen Tag ohne Essen Teller vorsetzten, auf denen eine einzige ausgehöhlte Gurke lag. "Aus-ge-höhl-te Gur-ke", Hahne betont jede Silbe und schlägt dazu mit der flachen Hand auf den Tisch, bebend vor Lachen. Die anderen johlen.

Die erste Stunde verfliegt, die zweite, die dritte. Ein Kellner nimmt leere Krüge mit und wuchtet volle auf den Tisch. Hahne erzählt, der Stefan sekundiert. Der

Wolfgang und der Uwe sind ihr Publikum, das alle großen Hits kennt, textsicher genug, um hier und da in den Refrain einzustimmen.

Es ist kurz nach zehn, als ein Kellner die Tische abwischt. Außer den vier Männern am Tisch sind alle Gäste gegangen. Sie sitzen mit erhitzten Gesichtern, die Oberkörper über den Tisch gebeugt und wärmen sich an ihren Erinnerungen. Hahne wird später sagen, dass er sich seinem Freund Walter an diesem Abend sehr nah gefühlt hat. Als wäre er nur ausnahmsweise mal als Erster ins Bett gegangen.

3. Das Wasserballett, der Koch und der Mord

Am nächsten Morgen steht der Stefan mit schwerem Kopf in der Mitte des Hotelhallenbads, rudert mit den Armen und schaut durch die Panoramafenster nach draußen. Über den Wiesen liegt dichter Nebel. Sie sind zum Morgensport verabredet, wie immer, aber es dauert eine halbe Stunde, bis Hahne und der Wolfgang auftauchen. Sie versuchen einen Kreis, sinken ab und an bis zur Brust ins Wasser ein und deuten mit den Armen Schwimmbewegungen an. Nach einer Viertelstunde haben sie den neuesten Klatsch aus der Heimat ausgetauscht und finden, dass es reicht.

Am Frühstückstisch sagt der Uwe, er habe gedacht, das mit dem Frühsport sei bloß einer ihrer Scherze gewesen. So recht glaubt er es noch immer nicht, er hat sie in seinem Fitnessstudio ja oft genug beobachtet. "Habt ihr drei Grazien da Wasserballett gemacht oder was?" Ein gewaltiger Bizeps spannt den Ärmel seines T-Shirts.

Der Koch kommt mit seiner Kochmütze und seinem Kochbauch an ihren Tisch und guckt vielleicht eine Spur grimmiger, als es nötig wäre. Hahne fällt mal wieder auf, dass er jeden Versuch, ein bisschen Small Talk zu halten, mit knappen Antworten abwürgt. Er vermutet, dass er ihm die Sache mit der Gurke noch übelnimmt.

Im Jahr ihres Schrothkurexperiments war Hahne, hungrig und ungehalten, im Hotelrestaurant aufgesprungen und hatte im Angesicht der kleinen, ausgehöhlten

Gurke auf seinem großen Teller durch den gut besuchten Saal gebrüllt, der Koch wolle ihn doch wohl verarschen. Ein paar Gäste lachten verstohlen, der Koch lachte nicht.

Am späten Vormittag fahren Hahne, der Stefan, der Wolfgang und der Uwe zur Alpe Mohr, einer Almhütte mit Blick auf saftig grüne Bergwiesen, auf denen Esel und Kühe weiden. Der Kellner sagt, die Wirtsstube sei leider schon voll, er könne da nichts tricksen, nicht einmal für sie, wegen Corona. Er könne ihnen nur anbieten, sich in einen schummrigen Raum zu setzen, der mal ein Kuhstall war.

Die vier Männer nehmen an einem langen Holztisch Platz, von der Decke baumeln rot angemalte Holzherzen. Von einer Bank glotzt sie eine große Stoffkuh an. Draußen kleben dichte Wolken überm Berg, grau wie Asche.

Der Wolfgang guckt immer mal wieder auf sein Handy, weil er findet, dass ein Politiker auch im Urlaub auf dem Laufenden sein muss. Er erzählt, dass bei einem seiner ältesten Freunde ein Tumor entdeckt wurde und er wenige Wochen später starb. "Das ging so schnell." Der Stefan erzählt vom Bürgermeister seines Heimatortes, den seine Frau tot auf der Couch fand. Hahne sagt, er habe gestern erfahren, dass die nette Rosi, eine Kellnerin aus Oberstaufen, kürzlich tot in ihrer Wohnung gefunden wurde. Aneurysma, Hirnblutung, mit 54 Jahren.

So geht das einige Zeit, Krankheit, Tod, Krankheit. Der Wolfgang sagt, so sei das halt. Sie sind alle über 60, ein Alter, in dem man den Tod persönlich zu nehmen beginnt, weil er sich plötzlich Bekannte, Freunde, Geschwister holt. Sie dachten, sie hätten Wege gefunden, wie sie sich den Gedanken, vielleicht der Nächste zu sein, vom Leib halten könnten. So gut es eben ging. Seit der Walter erschossen wurde, ging es nicht mehr. Sein Tod lässt sich auch nicht länger aus diesem Urlaub heraushalten.

Es ist Hahne, der das Gespräch auf jenen Abend in Lohfelden lenkt, der Walter Lübcke wohl zum Verhängnis wurde. Eine Bürgerversammlung, Oktober 2015, Lübcke steht an einem Rednerpult, ein Zentralmassiv von einem Mann. Nachdem ihn Zwischenrufer in der ersten Sitzreihe mehrfach unterbrochen hatten, sagt er mit seiner tiefen Stimme: "Es lohnt sich, in unserem Land zu leben. Da muss man für Werte eintreten, und wer diese Werte nicht vertritt, der kann jederzeit dieses Land verlassen, wenn er nicht einverstanden ist."

Es waren 31 Worte, die sein mutmaßlicher Mörder, ein Mann mit langer rechtsradikaler Vergangenheit, später als Grund für den Mord nannte. Das Video von diesem Abend wurde unzählige Male in den Nachrichten gezeigt und im Internet aufgerufen.

Nach der Veranstaltung trafen sich Lübcke und Hahne in einem ihrer Stammlokale in Kassel. Während sie dort saßen, Bier tranken und darüber sprachen, was da gerade vorgefallen war, bekam Lübcke Textnachrichten von Menschen, die er nicht kannte und die ihm drohten, auch mit Mord. Er alarmierte seine Familie, rief die Polizei. Eine Zeit lang schickte sie Beamte in sein Dorf. Das Haus der Lübckes liegt am Ortsausgang, das Grundstück grenzt an eine Wiese, dahinter ein Wald.

Hahne sagt, das Landeskriminalamt habe dem Walter empfohlen, einen Zaun um seinen Garten zu ziehen und einen Bewegungsmelder zu installieren. "Er wollte das nicht."

Auf der Alm, im umgebauten Kuhstall über Oberstaufen, sagen Lübckes Freunde, der Walter habe Angst gehabt, er könnte in einem Flugzeug abstürzen, also flog er nicht. Seine Familie habe befürchtet, er könnte wegen seines Übergewichts irgendwann einen Herzinfarkt bekommen, also sei er ins Fitnessstudio gegangen. Auf die Idee, dass jemand ihn umbringen könnte, wegen seiner politischen Ansichten, sei keiner von ihnen gekommen. Am wenigsten der Walter selbst.

Allerdings sagt der Wolfgang, Politiker wie sein toter Freund, er frage sich, ob sie sich nicht blind gestellt hätten gegenüber der Gefahr. Schließlich berichteten die Medien schon lange darüber, dass Politiker und Journalisten zunehmend bedroht und angegriffen werden. Auch Hahne und er hatten seit Jahren Drohungen von Fremden bekommen. Sie hatten sich damit beruhigt, dass es die Eiche nicht juckt, wenn sich eine Wildsau an ihr wetzt.

"Ich hatte in der Zeit nach der Bürgerversammlung ein mulmiges Gefühl", sagt Hahne. "Aber es verging auch wieder."

Der Wolfgang sagt, er denke oft an sein letztes Gespräch mit dem Walter, an einem der letzten Wochenenden. Sie alle waren bei Uwe, im Fitnessstudio, er sei mit Walter nach draußen gegangen, um zu rauchen. Da sei der Walter sehr ernst geworden und habe einen Satz gesagt, der ihm nicht aus dem Kopf gehe. "Wolfgang", habe er gesagt, "wir müssen aufpassen auf unsere Demokratie." Es gebe so viele Verrückte dort draußen.

Ob er wieder bedroht werde, fragte der Wolfgang.

Der Walter habe ausweichend geantwortet.

Nach dem Mord kam heraus, dass Walter Lübcke wieder Morddrohungen bekommen hatte, seit Monaten. Sie fragen sich, warum er nichts davon erzählt hatte.

Die Drohungen an sie sind seit dem Mord weniger geworden, aber Hahne und der Wolfgang sind entschlossen, jede an das Landeskriminalamt weiterzuleiten. Hahne hat sich außerdem eine Kamera ans Haus schrauben lassen. Die anderen beiden machen sich Sorgen.

"Ihr haut ständig die Sprüche raus gegen Nazis, ihr solltet vorsichtiger sein", sagt der Uwe.

Hahne schüttelt den Kopf.

Der Wolfgang sagt "niemals", die Fäuste geballt. Sie müssten den Rechtsstaat verteidigen.

Sie diskutieren eine Weile und einigen sich dann darauf, dass ihnen der Abschied auch deshalb so schwerfällt, weil nun der Prozess gegen den mutmaßlichen Mörder läuft. Mit jeder Nachricht, jeder Schlagzeile hätten sie das Gefühl, als ob alles von vorne begänne.

Die Witwe und die beiden Söhne meiden es, öffentlich in Erscheinung zu treten. Was sie zu sagen haben, sagen sie in Frankfurt vor Gericht, sie sind dort Nebenkläger. Hahne sagt, er könnte das nicht: dem Mann ins Gesicht sehen, der wohl seinen Freund umgebracht hat. Die anderen nicken. Manches, was sie in der Zeitung lasen, arbeitet noch immer in ihnen. Vor allem, dass der Angeklagte dem Gericht erzählte, wie er den

Walter monatelang beschattet hatte, um sein Haus geschlichen war und irgendwann ein Datum für den Tod festlegte.

"Da schüttelt es einen", sagt der Stefan.

Sie schweigen eine Weile, bis Hahne sich aufrichtet, als wolle er zu einer Rede anheben. Der Mann, der den Mord gestanden hat, gab vor, ein Mann des Volkes zu sein, der seine Heimat liebte. Als wäre er wie sie. Doch je mehr man von ihm erfuhr, desto sichtbarer wurde, dass er eine entwurzelte Existenz war. Dass er nicht liebte, sondern hasste. Auch deshalb, sagt Hahne, dürfe dieser Mensch nicht das letzte Wort haben. Auch deshalb sei diese Reise wichtig. Auch deshalb hätten sie doch zugestimmt, sich von Journalisten begleiten zu lassen.

Hahne guckt seine Freunde an, einen nach dem anderen. Er lässt etwas Zeit verstreichen. Das, sagt er schließlich, das sei das Letzte, was sie für den Walter tun könnten.

Im nächsten Moment fliegt die Schwingtür zum Kuhstall mit einem lauten Krachen auf. "Männer", brüllt der Wirt, "wollt's noch eins?"

"Jawoll!", krähen Hahne, der Stefan, der Wolfgang und der Uwe.

Sie trinken, auf die Freundschaft, auf den Augenblick.

Am nächsten Tag hängt der Himmel so tief, als könnte man ihn anfassen. Die vier Männer wandern, sie wandern auch am Tag darauf, dann reisen zwei von ihnen ab. Der eine fährt mit seiner Frau im Campingwagen an die Ostsee. Der andere will eine Gewerkschaft beim Protest gegen eine große Werksschließung unterstützen. Im "Hotel Nordhessen" bleiben Hahne und der Stefan zurück, die Originalbesetzung des Wanderzirkus ohne seine Hauptattraktion.

Ein paar Tage später, zurück in Kassel, sagt Hahne am Telefon, die Reise habe all seine Hoffnungen übertroffen. Er sagt, er habe einen freien Tag, sei spazieren gewesen und wolle sich gleich in seinen Liegestuhl legen und ein bisschen lesen. Vor ein paar Tagen, sagt er, sei das noch undenkbar gewesen.

Den Feind im Nacken

Bis zur Erschöpfung ringt ein Team im Universitätsklinikum Bonn mit dem Virus, das die Welt verändert hat. In der Corona-Krise waren unsere Reporter über Wochen im Inneren dieses Apparats, in dem es um Leben und Tod geht. Und manchmal um Wunder.

Von Vivian Pasquet, GEO, 17. 07.2020

Elisa Ferrara* schlägt ihre Augen auf. Sie trägt ein Hemd, das hinten offen ist, ein Beatmungsschlauch drückt Luft in ihre Lunge. Am Fußende des Bettes stehen Menschen in gelben Kitteln, maskiert mit Mundschutz, Haarnetz, Brille, und halten ihr handgeschriebene Zettel vors Gesicht:

Siamo in un ospedale a Bonn. Hai dolore? Respira bene?

Wir sind in einem Krankenhaus in Bonn. Haben Sie Schmerzen? Können Sie gut atmen?

Einmal scheint Elisa Ferrara schwach zu nicken. Einer der Menschen sagt: „Guten Morgen!“

In Bergamo fiel die Italienerin ins Koma, in Bonn erwacht sie Wochen später an Schläuchen. Ein Moment, den Pflegerinnen, die ihr beistanden, immer wieder schildern. Ein Moment wie aus einem Katastrophenfilm. Elisa Ferrara, 66, und Mario Grazzini, 51, sind die ersten schwer kranken Covid-19-Patienten aus Italien, die das Universitätsklinikum Bonn aufnimmt.

Wenige Tage zuvor hat die Deutsche Luftwaffe sie nach Nordrhein-Westfalen geflogen. Die Bonner wissen nicht viel über ihre italienischen Patienten. Nur, dass beide aus Bergamo kommen, eine Familie haben, in ihrer Heimat beatmet wurden, die Kapazitäten dort aber nicht ausreichen, um sie weiter zu behandeln. Und dass diese Reise ihre letzte Chance zum Überleben ist.

„Nur keine italienischen Verhältnisse“ hieß das Mantra, das uns in den Shutdown begleitete; die Berichte aus Kliniken, in denen Betten für Erstickende fehlen, Pflegekräfte am Ende sind, Menschen ohne ihre Angehörigen sterben. Deswegen wurden die Krankenhäuser in Deutschland zur vordersten Front gegen das Virus SARS-CoV-2, den neuen Feind. Und deshalb haben wir alle uns wochenlang in Isolation begeben: um das Schlimmste zu verhindern. In der Uniklinik Bonn aber mussten sie mit dem Schlimmsten rechnen.

Uns nennen sie in der Klinik „die Welt da draußen“: die Lehrer, Klempnerinnen, Verkäufer, Ingenieurinnen, Bäcker, Journalisten. Uns, die wir unsere eigenen Kämpfe mit SARS-CoV-2 ausfechten. Mit der Einsamkeit, der Angst vor dem finanziellen Ruin, den Thesen von Verschwörungstheoretikern, der Sorge um die alten Eltern. Einen Kampf aber kämpfen die wenigsten von uns: den gegen das Virus selbst. Für die meisten bleibt SARS-CoV-2 ein Feind, dem sie niemals begegnen.

Während das öffentliche Leben erlahmte, haben der Fotograf Daniel Etter und ich „die Welt da draußen“ verlassen und insgesamt vier Wochen „drinnen“ verbracht, im Universitätsklinikum Bonn. Wir begleiteten Menschen, die diese Maschine auch in einem Ausnahmezustand am Laufen halten, und erlebten den Angriff des Virus aus ihrer Perspektive. Für den Intensivmediziner ist Corona ein Tanz mit dem Körper, für den Krankenhaus-Einkäufer ein schlechtes Geschäft, für den Chef der Notaufnahme ein guter Plan. Für Schwestern und Pfleger ist Corona ein Alarmtonquiz, für die Seelsorgerin ein Liebesbrief, den sie einer Patientin vorliest. Und für einen Menschen in diesem Haus wird Corona ein Wunder sein.

I. Corona, ein Feuerwehreinsatz

Eines Abends Ende Februar kommt das Virus im Wohnzimmer des Krankenhaushygienikers Steffen Engelhart an. Er hat gerade mit seiner Familie gegessen, da klingelt sein Telefon. Die Klinik habe den ersten positiven Test auf SARS-CoV-2, sagt der ärztliche Direktor. Engelhart fährt sofort los.

Im Labor der Klinik überzeugt er sich vom positiven Ergebnis. Minuten später hat er die infizierte Person am Telefon. Ein Student, der mit leichten Symptomen in der Notaufnahme auftauchte, einen Abstrich genommen bekam und längst nach Hause gefahren ist. Er hat zuvor Schülergruppen Nachhilfe gegeben: mehr als 100 Kindern. 100! Kurz vor Mitternacht wählt Engelhart die 112 und lässt sich mittels einer geheimen Durchwahl mit dem Gesundheitsamt verbinden.

Um vier Uhr in der Früh treffen sich: die Leiter von Ordnungs- und Gesundheitsamt, die Chefs von Polizei und Feuerwehr, der Schul-, der Klinik- und der Stadtdirektor. Allen ist klar: Sie müssen verhindern, dass sich das Virus weiter verbreitet. Bald macht jemand den Vorschlag, die betroffenen Kinder zur Testung ins Klinikum zu bestellen. Abstrichzentren gibt es zu jener Zeit noch nicht in Bonn.

Mehr als 100 potenziell Corona-positive Kinder mitsamt Familie drohen ohne Hygieneplan für einen Massenabstrich ins Krankenhaus einzufallen. Steffen Engelhart, 57, ist Arzt und arbeitet als Leiter der Stabsstelle Krankenhaushygiene. Andere Ärzte am Klinikum behandeln Menschen mit gebrochenen Beinen oder kranken Herzen. Er kümmert sich um einen viel komplexeren Patienten: das Universitätsklinikum selbst. Ein Haus, das alle medizinischen Fachgebiete auf höchstem Niveau in 32 Kliniken vereint – ein „Maximalversorger“ mit 8000 Mitarbeitern und 430 000 Patienten im Jahr. Hunderttausende potenzieller Keimschleudern.

Engelharts Job ist es, zu verhindern, dass Patienten und Personal einander anstecken. Dafür leitet er ein Team aus sieben Hygiene-Detektiven. Entscheidungen, die er trifft, retten im Verborgenen Leben: Wie muss eine Station gebaut sein, damit ein Pfleger nicht von einem kontaminierten Bereich durch einen sauberen laufen muss? Was, wenn ein Patient einen Keim in seiner Blase trägt und im Nebenzimmer ein Immungeschwächter liegt? Oder wenn ein fiebriger Reiserückkehrer durch die Kantine läuft? Soll ein Zimmer entseucht, ein Bett gesperrt oder vorsorglich ein Antibiotikum eingenommen werden?

Engelhart ist ein korrekter Mensch. Einer, der „ich befand mich in der Häuslichkeit“ sagt, wenn er „ich war zu Hause“ meint, und der Aussagen mit Paragrafen aus dem Infektionsschutzgesetz untermauert. In jener Nacht liefert er ein

Meisterstück ab, das er nie so nennen würde. Er sagt stattdessen: „Das war von allen eine stramme Leistung."

Es ist schon hell, als Engelhart vor rund 60 Feuerwehrleuten der Berufsfeuerwehr steht. Ein Abstrichstäbchen in seiner Hand, den Pflegedirektor der Klinik als Demonstrationsobjekt vor sich. Der Direktor öffnet den Mund, und Engelhart zeigt den Feuerwehrleuten, wie tief und mit welchem Druck man korrekt einen Corona-Abstrich macht.

Dann schwärmen die Männer aus. Klingeln maskiert an 100 Haustüren und streichen die Kinder ab.

Erzählt Engelhart von dieser Nacht, wird klar: Es macht nicht nur an den Beatmungsplätzen einer Klinik einen Unterschied, ob ein einzelner Patient kommt oder mehr als 100 gleichzeitig erscheinen. Und es ist für die Gesundheit und damit die Funktionskraft eines ganzen Hauses nicht relevant, ob diese Patienten schwer krank sind oder nur leichte Symptome zeigen. Allein schon das Risiko einer Verseuchung ganzer Stationen, die Gefahr, dass die Lage kippen könnte, verändert alles im Alltag eines Krankenhauses. Seit jener Nacht tagt am Uniklinikum regelmäßig die „Task Force Covid-19, zu der Ärztinnen und Pfleger, Klinikdirektoren, Einkäufer und Virologinnen gehören. Auch Engelhart berichtet dort vom Stand der Dinge. Bislang konnte er immer sagen: alles im Griff.

II. Corona, ein Knistern

Die italienischen Patienten sind angekommen, erzählten die Kollegen von der Tagschicht bei der Übergabe an die Nachtschicht. Die Intensivpflegerin Annemie Heinz, 44, trat gerade ihren Dienst an. Der Mann aus Bergamo, Mario Grazzini, liege auf der Nachbarstation. Die Frau, Elisa Ferrara, hier, in Zimmer zehn – die erste Covid-19-Patientin der anästhesiologischen Intensivstation.

Als es darum ging, wer sich während der Nacht um Ferrara kümmern würde, sagte Annemie Heinz: „Ich übernehme das!“ Da wurde es im Aufenthaltsraum seltsam still.

So erinnert sie sich daran. Natürlich hätte sich auch jemand anderes gefunden, sagt sie. Wie sonst auch. Aber am Anfang der Pandemie war die Unsicherheit groß.

Später stand Annemie Heinz an Ferraras Bett und schaute die bewusstlose Frau aufmerksam an. Das Gesicht der Italienerin war rosig, ihre Haut deutete auf eine ausgeglichene Flüssigkeitsversorgung hin. Heinz meinte das Südländische in ihren Gesichtszügen erkennen zu können. Sie legte sanft die Hand auf ihre Schulter.

In jener Nacht war Annemie Heinz sicher, dass Elisa Ferrara die Virusattacke überleben würde.

Das Uniklinikum Bonn hat neun Intensivstationen mit 113 Beatmungsplätzen. Die schwer erkrankten Covid-19-Patienten sind auf drei Stationen verteilt. Die anästhesiologische Intensivstation, auf der Annemie Heinz arbeitet, ist zuständig für komplizierte Beatmungsfälle. Ein Zentrum für Menschen mit ARDS, „Acute Respiratory Distress Syndrome“: schweres Lungenversagen. Patienten, die von kleinen Krankenhäusern oder anderen Stationen nicht versorgt werden können, bekommen hier noch eine Chance. Manche nennen die Station „die letzte Wiese“.

Wer sie während des Shutdowns betreten will, muss an einem Wachmann vorbei. Wegen des Besuchsverbots und der Diebstähle von Desinfektionsmitteln und Atemmasken sind Sicherheitskräfte Tag und Nacht im Klinikum unterwegs. Normalerweise kontrollieren sie Besucher von Großveranstaltungen oder Diskotheken. Jetzt müssen sie Angehörige abweisen. Einmal legt ein Kahlrasierter seine tätowierte Hand zum Trost auf die Schulter einer älteren Frau, die nicht zu ihrem Mann darf.

Annemie Heinz sagt, als sie vor 24 Jahren ihre Ausbildung zur Pflegerin begann, sei sie auf manchen Stationen „wie eine Dienstleisterin“ behandelt worden. Eine, die Betten aufschüttelt, Essen bringt, „wie in einem Hotel“. Heute ist sie eine

hoch spezialisierte Fachkraft. Auf Station spricht niemand von „den Pflegern“ und „den Ärzten“, es heißt immer „das Team“.

Nach der Italienerin sind noch zwei Covid-19-Patienten hier „eingezogen“. Annemie Heinz steht am Bett eines Kranken, prüft das Beatmungsgerät, all die Monitore und Medikamente: gegen Infektionen und Schmerz, zur Sedierung. Sie weiß, dass sie manche dieser Medikamente besonders stark überwachen muss, weil sie die Gefäße verengen und Patienten so ihre Fingerkuppen verlieren könnten. Ihr fällt auf, dass die Haut des Mannes beim Darüberstreichen knistert. Ein Zeichen dafür, dass sich Luft im Körper verteilt. Er leidet an einem Lungenemphysem: Seine Lunge wird löchrig. Heinz stellt für alle Geräte die „Alarmgrenze“ ein. Bei jedem Patienten müssen die Maschinen bei einem anderen Wert Alarm schlagen.

Hört man als Laie nur sehr viel Piepen, Pumpen und Klopfen, können die Pflegekräfte mehr als 50 Alarmtöne unterscheiden: Knick im Kabel, Medikament leer, Lungenmaschine streikt; Irgendwas-ist-ab-Alarm, Sauerstoffsättigung zu niedrig, Blutdruck zu hoch; Dialyse gestartet, Luftblase im Schlauch, Blutkonservenkühlschrank zu warm. Herzstillstand-Alarm. Einmal, auf einer Weihnachtsfeier, machten sie bei Keksen und Glühwein ein „Alarmton-Quiz“.

III. Corona, ein Tanz mit dem Körper

An einem Nachmittag kommt eine Kollegin von Annemie Heinz aus einem Covid-19-Zimmer, streift zwei Paar Handschuhe, Kittel und Haarnetz ab, wirft ihre Schutzbrille in einen Eimer mit Desinfektionslösung und hebt ihr durchgeschwitztes Hemd an. Sie sagt: „Augen auf bei der Berufswahl!“ Dann steckt sie ein Blutröhrchen in eine Maschine. Die spuckt einen Zettel aus, nicht größer als ein EC-Beleg.

Immer wieder sieht man Pfleger mit diesen kleinen Zetteln in der Hand. Sie zeigen die Werte der „Blutgasanalyse“ an, einer Blutuntersuchung, bei der neben Sauerstoffgehalt und pH-Wert auch gemessen wird, ob der Körper die Kraft hat, verbrauchten Sauerstoff in Form von Kohlendioxid loszuwerden. Wenn Stefan Münster, Oberarzt der anästhesiologischen Intensivstation, auf die Zettel schaut, sagt er entweder: „Das sind aber schöne Gase!“ Oder: „Das sind aber keine schönen Gase!“

Das Urteil entscheidet mit darüber, ob ein Patient von der Beatmungsmaschine befreit wird oder seine Nieren überwacht werden müssen; ob sie rasch eine Schnittbildtomografie anmelden oder noch mal Blut abnehmen. Ob sie einen Menschen sterben lassen oder weiter Maximaltherapie fahren.

Stefan Münster, 40, nennt das Team der Intensivstation „meine zweite Familie“. Viele Pfleger kennen ihn noch als Studenten, als er auf der Station die hohe Kunst der Intensivmedizin erlernte.

Einerseits, sagt Münster, ähnelt die Behandlung von Covid-19-Kranken der von anderen Intensivpatienten. Andererseits tauchen immer neue Probleme auf: Mal spielt die Blutgerinnung verrückt, mal zerstört SARS-CoV-2 die Lunge, oder das Immunsystem entgleist. Um mehr über Covid-19 zu lernen, rufen Münster und seine Kollegen spät abends noch Kollegen in Italien und den USA an. Münsters Patienten liegen fast alle in Narkose und haben einen Schlauch im Hals. Hinter dem Schlauch, im Innersten der Lungenflügel, vollbringen die Beatmungsmaschinen etwas, das Münster „einen Tanz mit der Physiologie des Körpers“ nennt.

Atmet ein Gesunder ein, flacht sein Zwerchfell ab, jener bogenförmige Atemmuskel, der den Brust- vom Bauchraum trennt. Bei der Abwärtsbewegung zieht das Zwerchfell die Lunge auseinander, ein Unterdruck entsteht. Dabei strömt Luft in die Verästelungen der Atembäumchen bis zu den Lungenbläschen, Sauerstoff gelangt ins Blut.

Beatmungsgeräte können den Unterdruck nicht nachahmen. Stattdessen leiten die Maschinen mittels Überdruck Sauerstoff in die Bronchien. Die Beatmungsgeräte sind über die Jahre immer besser geworden: die Evita 1. Die Evita XL. Die Evita Infinity V500.

Je kaputter die Lunge durch die Attacke des Coronavirus ist, je schlechter also der Gasaustausch zwischen den Lungenbläschen und den Blutgefäßen funktioniert, desto höher muss Münster die Drücke der Maschine einstellen.

Im besten Fall, bei einem Großteil der schwer beatmeten Patienten, erholt sich der Körper nach der Therapie. Im schlechteren Fall beginnt sich die Lunge gegen die

hohen Drücke zu wehren: Sie wird steifer. Noch höherer Druck ist jetzt notwendig, damit zumindest ein bisschen Sauerstoff im Blut ankommt.

Damit es gar nicht so weit kommt, muss Münster genau wissen, wie er die Maschinen einzustellen hat. Außerdem muss er den Patienten die Chance geben, aus eigener Kraft mit zu atmen, weil sonst das Zwerchfell verkümmert.

Während dieses Hin und Her zwischen Mensch und Maschine drehen sie den Patienten immer wieder auf den Bauch, um die Luftverteilung in der Lunge zu verändern. Weil allein das Umdrehen lebensgefährlich ist, sind neben vier Pflegern auch stets Münster oder ein anderer Arzt dabei.

Bei Gesprächen mit Angehörigen schwer kranker Patienten sagt Münster niemals Sätze wie: „Ihre Ehefrau ist über den Berg“. Er sagt: „Heute war ein guter Tag.“ Oder, falls es kritisch ist: „Heute war kein guter Tag. Aber morgen ist ein neuer Tag.“ Er tut das, weil seine Arbeit so unvorhersehbar ist. Weil der Zustand zwischen Leben und Sterben nirgendwo im Krankenhaus in so vielen Wellen verläuft wie auf einer Intensivstation: Einem Covid-19-Patienten geht es nachmittags so schlecht, dass ein Pfarrer kommt, um die letzte Salbung zu erteilen. Tage später fühlt sich der vermeintlich Sterbende plötzlich so gut, dass er auf eine andere Station verlegt werden kann. Oder Elisa Ferrara: Als die Italienerin zum ersten Mal die Augen aufschlägt, diskutieren Pfleger, ob sie die Hörgeräte der Frau aus Bergamo nachschicken lassen sollen, um sich bald besser mit ihr unterhalten zu können. Wenige Tage später liegt Ferrara wieder in tiefer Betäubung: schlechte Gase.

IV. Corona, eine Zaubermaschine

Etwa elf Schritte sind es vom Büro des Oberarztes Stefan Münster bis zum Ausgang der anästhesiologischen Intensivstation. Er schafft es eigentlich nie, die Schritte am Stück zu gehen. Ständig wird er angehalten: von Intensivpflegern, die ihm die aktuellen „Gase“ unters Gesicht halten, von Assistenzärzten, die das Vorgehen bei einem Patienten besprechen möchten.

Einmal, während er mit seinen Kollegen über die schwierige Behandlung eines Covid-19-Patienten spricht, werden sie in ein Zimmer gerufen, in dem ein Patient reanimiert wird. Am Bett ist die Situation unübersichtlich, zu viele Personen im Zimmer. Da tut Münster etwas, das er fast nie macht. Er erhebt seine Stimme: „Jetzt mal Ruhe!“ Während ein Arzt weiter auf den Brustkorb des Patienten drückt, beobachtet Münster die Monitore und ordnet die Szenerie. Zurück im Besprechungsraum, verliert er kein Wort darüber, dass er eben geholfen hat, ein Leben zu retten. Er sagt stattdessen zu seinen Kollegen: „So, wo waren wir stehengeblieben?“

Manchmal, sagt Stefan Münster, sei er froh über die 40 Minuten Autofahrt nach Hause. Er nutzt die Zeit, um den Kopf frei zu kriegen, weil er mit seiner Familie so wenig wie möglich über seine Arbeit sprechen will.

Die gestiegene Anspannung während des Shutdowns merken sie ihm natürlich trotzdem an. Neulich legte sich seine Tochter morgens auf seinen Bauch und weigerte sich, abzusteigen. So wollte sie verhindern, dass er wieder ins Krankenhaus fuhr.

Am späten Abend steht Stefan Münster am Bett einer Patientin und hält eine Sonde, die über ein kleines Loch am Hals in der Lunge der narkotisierten Frau steckt. Behutsam schiebt er das videogesteuerte Gerät in die Atemwege vor. Dabei lässt er die Sonde immer wieder vor und zurück gleiten.

„Ha! Da haben wir aber einen großen Kameraden!“, ruft er, zieht die Sonde vorsichtig heraus und streift von einem kleinen Greifarm einen geronnenen Blutspfropfen ab. So geht das weiter: Sonde in die Lunge, vor, zurück, vor. Ha! Vor, zurück, vor. Ha!

Über eine Stunde lang. Später sagt er, das sei ganz typisch für beatmete Patienten. In deren Bronchien sammelten sich Schleim- und Blutspfropfen. Die müsse er regelmäßig „herausfischen“.

Draußen sprechen die Menschen oft davon, dass Covid-19-Patienten beatmet werden müssen. Hier drinnen wissen sie, dass Intensivmedizin viel mehr ist als das. Nicht nur, dass Münster ständig in den Luftwegen beatmeter Patienten nach

Schleimsekreten „fischen“ muss. Wenn er zum Beispiel trotz Beatmungsmaschine zu dem Urteil „keine schönen Gase“ kommt, entscheidet er sich manchmal für die letzte Stufe des Heilversuchs: das Anschließen an eine künstliche Lunge. Eine Art Zaubermaschine, kaum größer als ein Werkzeugkoffer, die Blut künstlich mit Sauerstoff anreichert und Kohlendioxid abtransportiert. Dafür werden Schläuche, daumendick, etwa in die großen Gefäße der Leisten geschoben. Durch einen Schlauch fließt das Blut in die Maschine und durch den anderen zurück in den Körper. In der Woche des Shutdown hängen ein paar schwer kranke Covid-19-Patienten an Lungenmaschinen. Weil viele kleine Krankenhäuser diese Technik der „extrakorporalen Membranoxygenierung“, kurz ECMO, nicht beherrschen, hat das Uniklinikum Bonn ein mobiles „ECMO-Einsatzteam“ gegründet. Immer wieder fährt oder fliegt ein Team aus Arzt und Pfleger im Schichtdienst in andere Kliniken, legt noch vor Ort eine Lungenmaschine an und transportiert Schwerkranke in ihr Haus.

Unterm Strich, sagt Münster, gehe es beim Einsatz all dieser Spitzentechnik immer darum, Zeit zu gewinnen. Zeit, damit die Medikamente wirken; damit der Körper Kraft sammelt. Zeit, damit ein kleines Wunder geschehe.

Auf dem Weg dorthin muss Münster Hunderte Entscheidungen treffen, die weitere Entscheidungen fordern. Wählt er zum Beispiel die künstliche Lunge, kann es passieren, dass das Gerät die Gerinnungseiweiße kaputt macht und der Patient innerlich zu bluten beginnt. Toleriert Münster aber die schwache Leistung der Lungen zu lange, fällt der pH-Wert auf den kleinen Zettelchen der Blutgasanalyse ab: Der Körper übersäuert. Dann sind auch die Nieren, der Darm, das Herz ein Problem.

Sie wissen auf der Intensivstation nicht sicher, was die Schlafenden von ihrer Behandlung mitbekommen. Wann das Gehör aussetzt oder ob unterbewusst auch in tiefster Narkose noch Worte bei den Patienten ankommen. Manchmal, wenn Stefan Münster einen Kampf aufgibt und die Maschine abstellt, wenn er das Herz auf dem EKG langsam sterben sieht, redet er auch dann noch mit dem Patienten, wenn der laut Bildschirm eigentlich schon tot ist.

Die Pflegerin Annemie Heinz fasst ihre Patienten immer an, um zu zeigen: „Ich bin da.“ Und sie spricht auch mit den Schlafenden. Eines Abends tritt sie ans Bett einer Frau, die im Koma liegt. Als sie ihr in die Augen leuchtet, sagt sie: „Achtung, es wird kurz hell.“ Sie sagt: „Nicht erschrecken, ich hebe Ihren Arm hoch.“ Sie sagt: „Vorhin hat Ihr Mann angerufen. Alle daheim denken an Sie.“ Dann: „Heute ist Mittwoch, der 29. April, wir haben jetzt 22.15 Uhr. Mein Name ist Annemie Heinz. Ich werde heute Nacht gut auf Sie aufpassen.“

V. Corona, ein Saisongeschäft

Zwei Dinge hat Anna-Maria Eis-Hübinger, akademische Direktorin der Virologie, in der Krise gelernt. Erstens: „Twitter!“ Dort postete der Virologe Christian Drosten die Anleitung für einen Corona-Test. „Selbst gestrickt“, sagt Eis-Hübinger, wie oft zu Beginn einer Krise, wenn Universitäten die ersten Verfahren entwickeln. Zweitens: „wie empfindlich der Weltmarkt ist“. Eis-Hübinger gehen die Zutaten für die Tests auf SARS-Cov-2 aus. Fährt in China ein Zug nicht, fehlt in Bonn das passende Enzym. Wenn nichts mehr geht, sagen Kollegen, kennt Eis-Hübinger immer noch jemanden, der jemanden kennt – und dann geht es weiter.

Frage vom Gesundheitsamt ans Labor: Kann man statt Abstrichtupfern auch Ohrenstäbchen aus der Drogerie zum Abstreichen der Patienten nehmen? Eis-Hübinger probiert es aus, lässt das Virus anzüchten, „vermehrt sich erschreckend gut“. Taucht die Wattestäbchen in die Virensuppe. Testet, ob man das Virus so nachweisen kann. Nicht zuverlässig, zu straff gewickelt.

Eigentlich ist die Hochphase der Virologen jetzt schon vorbei: Die geht normalerweise bis März, Influenza-Zeit. Gewissermaßen sei die Virologie ein „Saisongeschäft“, „ähnlich dem Weihnachtsgeschäft in Kaufhäusern“, sagt die Virologin. Diesmal sind sie von Influenza direkt in Corona „reingerutscht“. Ein Satz der Krise: Testkapazitäten erhöhen! Sie untersuchen nun statt 100 rund 1000 Proben pro Tag. Die Abstrichröhrchen werden in großen Müllsäcken zu den Laboren getragen. Langsam bekommen sie die Lage in den Griff. Auch die Irren rufen nicht mehr so häufig an. Oft sagten die: Virologen hätten SARS-CoV-2 nur erfunden.

VI. Corona, eine Excel-Liste

Um Zustände wie in Italien zu vermeiden, gibt die Regierung draußen ein ehrgeiziges Versprechen: Noch ehe die Covid-19-Zahlen explodieren könnten, sollen doppelt so viele Intensivbetten mit Beatmungsgeräten in deutschen Kliniken stehen. Am Uniklinikum Bonn wollen sie die Zahl der Beatmungsplätze von 113 auf 202 erhöhen. Seit das Versprechen in der Welt ist, ploppt hier eine Arbeitsgruppe nach der nächsten auf: die „AG Verbrauchsmaterial“, die „AG Arzneimittel“, die „AG Beatmung“.

Ein Mann sitzt in fast allen diesen Arbeitsgruppen. Wenn seine Kollegen von ihm erzählen, klingt es manchmal, als sprächen sie von mehreren Personen. Von Stefan Lenkeit, dem Notfallmanager, von Lenkeit, dem Intensivpfleger. Oder von Lenkeit, dem Keyboarder der Band „Bosse“, zu deren Konzerten schon mal 10 000 Menschen kommen. In diesen Tagen aber vor allem: von dem Mann, der weiß, wie man 89 Intensivbetten aus dem Boden stampft.

Dafür hat er sich gemeinsam mit Kollegen überlegt, welche Station er wann in eine Intensivstation verwandeln kann. Er sagt: „Viele Menschen denken, man stellt ein Beatmungsgerät und einen Monitor neben ein Bett, und schon hat man einen Intensivplatz.“ Die Wahrheit sei etwas komplizierter.

Zunächst macht Lenkeit Kontrollgänge auf Normalstationen, prüft, ob der Strom in den Zimmern ausreicht und wie viele Sauerstoffanschlüsse es gibt. Zählt Halterungen für medizinische Geräte, Kabelsätze. Wie viele ausgemusterte Beatmungsgeräte gibt es in der Klinik? Wie viele könnte man wieder in Betrieb nehmen? Welchen Versorgungsdruck braucht ein Gerät? Und er konzipiert mit Kollegen in wenigen Tagen ein Kursprogramm, um Pfleger von anderen Stationen zu schulen.

Ein Herzstück seiner Arbeit aber hat Stefan Lenkeit auf seinem Computer gespeichert. Es ist eine Excel-Tabelle, die 297 Artikel auflistet. Lenkeit hat genau notiert, was man braucht, um einen Intensivplatz zu betreiben. Die Einkaufsabteilung hat nach seiner Liste berechnet, wie viele dieser Dinge nachbestellt werden müssen. 100 „Beatmungsschlauchverlängerungen“ etwa oder 23 600 „Absaugkatheter“; 60 000

„Kanülen rosa“; 936 „Schallkopfüberzüge“; 50 640 „Waschhandschuhe antibakteriell feucht“; 3095 Stück „Leichensack weiß 90 × 234 cm“.

Viele der Artikel – die auch für andere Intensivbetten gebraucht werden – sind nicht lieferbar. Deswegen testet eine Arbeitsgruppe, welche der Materialienman zur Not auch mehrmals verwenden kann, und eine Unterabteilung der Arbeitsgruppe prüft, ob diese Artikel „niedertemperatursterilisiert“ oder „chemothermisch desinfiziert“ werden müssen. Die Excel-Tabelle berechnet schließlich, für wie viele Tage ein Artikel noch reicht.

Einer der Artikel, „Restlaufzeit“ 17 Tage, bereitet Stefan Lenkeit Sorge: Es ist einkleiner Filter, der, zwischen dem Beatmungsschlauch und dem Patienten platziert, Keime fernhält und die Lunge vor Austrocknung und Unterkühlung schützt. Er muss im Rhythmus von 24 Stunden gewechselt werden. Kommt eine Covid-19-Welle, dann wird es eng. Von diesem kleinen Teil könnte es abhängen, ob die Klinik das Versprechen einhalten kann.

Stefan Lenkeit beschäftigt eine Frage, auf die er auch nach wochenlangen Vorbereitungen keine Antwort gefunden hat: Ab wann gilt eine Lage als Notstand? Bislang steht nirgends geschrieben, wie ein Krankenhaus seine Kapazitäten verdoppeln soll – und ab wann es zu unkonventionellen Maßnahmen, beispielsweise längeren Nutzungszeiten, greifen darf. Lenkeit sagt: „Jede Klinik ist sich selbst überlassen und sucht nach Lösungen.“

Schreibt der Notfallmanager Stefan Lenkeit seine Artikellisten, sorgt Wolfgang Csaszar, 54, dafür, dass die Bestellungen auch ankommen. Er leitet ein Team aus 35 Profi-Einkäufern, die allein damit beschäftigt sind, Material zu beschaffen - rund 60 000 Artikel. Drei der Einkäufer hat er nur für Corona abgestellt.

Männer und Frauen, die den Überblick über alle Bettpfannen und Pflaster haben, Chemikalien in den Laboren, künstliche Hüftgelenke, Kugelschreiber in den Ärztekitteln. Die wissen, dass ein Atemgerät nutzlos ist, wenn ein Teil namens „Gänsegurgel“ fehlt.

Die Lage während der Krise nennt Csaszar „wie auf dem Ölmarkt“: Oft kommen E-Mails mit Angeboten, und er muss binnen einer halben Stunde entscheiden, ob er zuschlägt. Teils kontaktieren seine Mitarbeiter 30 Anbieter für einen einzigen Artikel. Werden sie fündig, wägen sie ab: hamstern oder nicht hamstern? Bislang meist: hamstern!

Manchmal spürt Csaszar Gewissensbisse. Sind es nicht auch die Profi-Einkäufer der Uniklinik, die den kleineren Häusern und Altenheimen die Materialien wegkaufen? Andererseits: Behandeln sie hier nicht auch besonders viele und schwer kranke Patienten? Trotz der Engpässe kommt fast täglich „Corona-Ware“ im Klinikum an. Weil das Lager längst voll ist, horten sie die auf einem Deck des Klinikparkhauses. Ein Sicherheitsmann hält davor Wache.

VII. Corona, ein Liebesbrief

Manchmal stehen jetzt Angehörige unter den Fenstern der abgeriegelten Stationen, um den Patienten nah zu sein. Oder Pfleger nehmen den Finger eines halb wachen Kranken, um sein Smartphone zu entsperren: So können sie gemeinsam einen Videoanruf bei Angehörigen machen.

Der Oberarzt Stefan Münster sagt, ihm fehlen Fotos, die Angehörige sonst aufhängen. Auf denen seine Patienten mehr sind als Körper an der Maschine: ein Vater, eine Feuerwehrfrau, ein Fußballfan. Auch als die Fallzahlen draußen sinken, dürfen Besucher die Intensivstation noch nicht betreten, bleiben die Wände in den Zimmern kahl.

Münster hat gerade einen 24-Stunden-Dienst und ist nassgeschwitzt, weil er in voller Schutzmontur einer Covid-19-Patientin eine Lungenmaschine angeschlossen hat. Schon jetzt hängt er mit seinem Tagesgeschäft um Stunden hinterher und hat kaum etwas getrunken. Da kommt eine Pflegerin ins Arztzimmer und drückt ihm ein Telefon in die Hand, ein Angehöriger ist dran. Er fragt Münster, ob der Zeit für ein Gespräch hätte. Draußen piepen die Maschinen, durch die geöffnete Tür sieht man Pfleger hin- und hereilen, hört die Assistenzärzte reden.

In all dieser Unruhe wird Münsters Stimme ganz ruhig und weich. Er sagt: „Klar habe ich Zeit."

Der Anrufer ist der Ehemann einer schwer erkrankten Covid-19-Patientin, einer Altenpflegerin. Er sitzt mit dem kleinen Sohn allein daheim. Den Mann quält die Angst um seine Frau. Es folgt ein langes Gespräch, an dessen Ende Münster sagt: „Heute war kein guter Tag. Aber morgen ist ein neuer Tag."

Die Ärzte und Pfleger hier betonen oft, sie könnten nicht mit jedem „mitsterben". Sie haben gelernt, sich emotional abzuspalten, um trotz der vielen Erfolge nicht an den unvermeidlichen Niederlagen kaputtzugehen. Das Gespräch mit dem Mann, sagt Münster später, werde er dennoch „mit nach Hause nehmen". Solange die Fallzahlen draußen nicht sinken, gibt es hier drinnen nur eine Möglichkeit, dem Mann, dessen Frau er das Leben retten soll, in die Augen zu blicken: Wenn die Frau im Sterben liegt. Es ist die einzige Ausnahme, wegen der Angehörige die Intensivstationen betreten dürfen.

Deswegen fällt Stephanie Schmidt-Eggert so auf, wenn sie im Zimmer einer Patientin verschwindet. Als Einzige trägt sie statt der blauen Dienstkleidung Sommerhose und Bluse.

Normalerweise laufen Klinikseelsorger wie sie über die Stationen und bieten nicht nur Patienten, sondern auch Angehörigen Gespräche an. Durch das Besuchsverbot begegnen sie einander nicht mehr. Stephanie Schmidt-Eggert sagt: Dass sie trotzdem eine Brücke zwischen Drinnen und Draußen wurde, das sei auch einem Käsebrötchen zu verdanken.

Kurz vor Beginn des Shutdowns betrat Schmidt-Eggert eine Bäckerei, um sich ein Brötchen zu kaufen. Sie ärgerte sich furchtbar über die Verkäuferin, weil die keinen Mundschutz trug. Schmidt-Eggert sagte: „Wissen Sie, ich arbeite in einem Krankenhaus. Sie sollten wirklich eine Maske tragen!"

Die Bäckereiverkäuferin antwortete: „Meine Schwester stirbt gerade in einem Krankenhaus."

Sie liege nach einer schweren Lungenentzündung schon seit Wochen auf der Intensivstation, narkotisiert und ganz allein.

Seitdem steht Schmidt-Eggert jeden Morgen um halb sieben in der Bäckerei. Sie trifft dort die Verkäuferin und den Verlobten der Kranken. Es ist die einzige Uhrzeit, zu der alle drei Zeit haben. Die Verkäuferin sagt: „Schön, Sie zu sehen!“ Beide schauen Schmidt-Eggert erwartungsvoll an.

„Was gibt es Neues?“, fragt der Verlobte.

Schmidt-Eggert antwortet: „Ich habe ihr das Lied vorgespielt, das Sie mir mitgegeben haben. Darauf hat sie reagiert, ich glaube, sie hat gelächelt.“

Dem Verlobten schießen Tränen in die Augen.

Am Ende fragt die Seelsorgerin: „Was soll ich heute mitnehmen?“

Die Verkäuferin sagt: „Bitte streicheln Sie meine Schwester von mir.“

Der Mann sagt: „Bitte sagen Sie ihr, dass ich sie liebe.“

Stephanie Schmidt-Eggert ist auch Pfarrerin, aber die Arbeitswelt der Menschen hat sie immer mehr interessiert, als das Zusammentreffen in den Gemeinden. Seit mehr als 30 Jahren arbeitet sie als Seelsorgerin.

In ihren Gesprächen erwähnt sie Gott niemals von sich aus. Auf den seien die Leute oft wütend – oder sie hätten ein schlechtes Gewissen, weil sie sich so lange nicht bei ihm gemeldet haben. Stattdessen versucht Schmidt-Eggert herauszufinden, was ein Mensch liebt. Jeder, sagt die Seelsorgerin, habe etwas, das ihn berührt. Eine besondere Erinnerung vielleicht, eine Begegnung, einen anderen Menschen. Schmidt-Eggert nennt es „ein inneres Licht“. Das zu finden, sei der Schlüssel.

Wenn sie am Bett der Patientin sitzt, redet sie deshalb nicht einfach drauflos. Schwester und Verlobter haben ihr den Lieblingsort der Kranken genannt, den erwähnt sie oft. Mal gibt ihr die Familie Lieblingslieder auf einem USB-Stick mit, mal ein Foto. Oder ein Taschentuch mit einem Spritzer Parfum.

Diesmal trägt Schmidt-Eggert einen kleinen karierten Zettel mit sich. Der Verlobte hat einen Liebesbrief darauf geschrieben. Schmidt-Eggert hält ihn dicht vor die Augen der Patientin, damit sie die Handschrift durch die halb offenen Augen erkennen kann. Als die Seelsorgerin beginnt, die Zeilen vorzulesen, kann man auf dem Monitor beobachten, wie der Herzschlag der Kranken schneller wird.

Auch um Elisa Ferrara, die Patientin aus Bergamo, will Schmidt-Eggert sich kümmern. Sie sagt, sie habe schon einige Worte auf Italienisch vorbereitet.

An einem Abend stehen vor deren Zimmer ein paar Pfleger und Ärzte. Es ist fast Mitternacht, seit Tagen schon geht es Ferrara immer schlechter. Mehr als zwölf Stunden liegt sie jetzt bereits auf dem Bauch, was ihre Lunge unterstützen soll. Doch während man sie durch die doppelten Scheiben in ihrem Bett sieht, während ihr Rücken sich unter der Beatmung auf und ab bewegt, erlauben die Worte der Ärzte auf dem Flur keine Hoffnung mehr.

„Wird bald zu Ende sein.“ „Botschaft anrufen.“ „Zweimal obduzieren.“ „Familie ist informiert.“ „Grenzen sind zu.“ „Können nicht kommen.“

„Zu spät.“

Als Elisa Ferraras Körper den Kampf gegen das Virus verliert, wacht ein Pfleger neben ihrem Bett. Sie stirbt, sechs Tage vor ihrem 67. Geburtstag.

VIII. Corona, ein guter Plan

Dass der vorläufige Höhepunkt der Pandemie in Deutschland schon überschritten ist, merken sie hier drinnen daran, dass wieder mehr „Ohrenschmerzen“ in die Notaufnahme kommen. So nennen sie die Patienten, die sonntags erst ausschlafen und danach im Wartebereich sitzen. Zu Beginn der Krise blieben sie häufig weg – aus Angst, sich anzustecken. Ingo Gräff, der Leiter des Interdisziplinären Notfallzentrums, weiß, wie gefährlich die Entspannung werden kann. Entspannung macht träge, unaufmerksam. Auch am Ende des Shutdowns schwört er sein Team

deshalb immer noch auf eine Haltung für den Ernstfall ein. Er sagt: „Always fly ahead of your plane!“ Sei immer einen Schritt voraus!

Ob das Virus heute, morgen oder in ein paar Monaten wieder die Oberhand gewinnt: Hier müssen sie die erste Bewährungsprobe für die Klinik bestehen.

Gräffs Kollegen und er wissen normalerweise ganz genau, was zu tun ist, wenn „es richtig rappelt“. Wenn viele Patienten auf einmal kommen. Nach einem Brückeneinsturz, einer Bombenexplosion oder einer Massenkarambolage.

Doch was zu tun ist, wenn 30 nach Luft ringende Menschen mit Covid-19 plötzlich vor der Tür stehen, das wussten sie bislang nicht.

Ingo Gräff liebt Pläne. Manchmal legt er im Voraus jedes Abendessen der kommenden Woche fest, inklusive der Restaurantbesuche. Er hat mit einer Arbeit über das „Manchester-Triage-System“ habilitiert, ein Auswahlsystem, nach dem in der Notaufnahme je nach Symptom entschieden wird, wie schnell ein Arzt den Patienten sehen muss. Als Gräff vor 12 Jahren Chef des Notfallzentrums wurde, überarbeitete er das gesamte Computersystem. Gibt man dort heute ein Problem ein – ob „Bauchschmerzen“ oder „Ausfall der Telefonanlage“ –, erscheint auf dem Monitor ein Diagramm mit Handlungsanweisungen. Zweimal hat er 30 mit Kunstblut besudelte Laienschauspieler vors Klinikum bestellt, um den Katastrophenfall zu simulieren.

Bei einer „normalen Katastrophe“, einem „Massenanfall von Verletzten“, kurz „MANV“, ist das Vorgehen klar: Eine Software lässt bei 600 Mitarbeitern gleichzeitig die Handys klingeln. Alle hören die Bandansage: „Bitte begeben Sie sich sofort ins Klinikum!“ In der Notaufnahme öffnet sich dann die Glasschiebetür nur noch von innen, damit jeder Patient den „Sichtungstrichter“ passiert. Noch ehe auch nur ein Patient weiter behandelt wird, findet hier einer der wichtigsten Momente der Krisenbewältigung statt: Ärzte und Pfleger entscheiden, wie schnell jeder Einzelne behandelt werden muss.

Im Normalfall, sagt Gräff, sei die Einteilung der Kranken eindeutig. Oft sieht man auf den ersten Blick, ob ein Kopf gespalten oder eine Hand gebrochen ist; ob Blut langsam aus dem Patienten sickert, oder pulsierend herausspritzt. Doch all die

klassischen Kriterien – Rot: sofort, Gelb: dringend, Grün: nicht dringend – funktionieren im Fall von SARS-CoV-2 nicht mehr. Also hat Gräff, basierend auf den Erfahrungen chinesischer Ärzte, eine neue Unterteilung entwickelt.

Jetzt steht er vor einer Gruppe Pfleger, um durchzuspielen, was hier drinnen wichtig wird, wenn etwa ein ganzes Altersheim gleichzeitig Sauerstoff benötigt: wenn aus einem „Massenanfall von Verletzten", ein „Massenanfall von Infizierten" wird. Ein Szenario, so unwahrscheinlich, dass es noch nicht einmal einen offiziellen Namen dafür gibt. Gräff zeigt Zettel mit Pfeilen und Kästen und Farben. Sie sehen aus wie die Schaltpläne eines Elektrikers.

Je nachdem, wie schnell ein Patient atmet, wie viel Sauerstoff er braucht, wie hoch seine Körpertemperatur ist, ob er ansteckend ist oder nicht, verändern sich die Handlungsanweisungen auf Gräffs Plänen. Versteht ein Pfleger nicht gleich die Erklärung, sagt Gräff oft: „Sehr gute Frage! Das scheint also noch nicht intuitiv genug!" Später korrigiert er die Zettel in seinem Büro.

In der klassischen Katastrophenmedizin gibt es neben den grünen, gelben und roten Patienten noch eine weitere Gruppe. Eine, von der sie hier niemals sprechen und von der trotzdem alle wissen, dass sie theoretisch existiert. In italienischen Krankenhäusern, so erzählt man sich in den Pausenräumen der Bonner Klinik, seien auf dem Höhepunkt der Pandemie gesonderte Bereiche für diese Patienten eingerichtet worden: die „blauen Zonen".

Blau wie „hoffnungslos".

In seinen Vorträgen erwähnt Gräff nie diese ungeheuerliche Möglichkeit. Auch auf seinen Zetteln ist die Option, Menschen ohne medizinischen Kampf sterben zu lassen, nicht verzeichnet. Gräff sagt, er wolle seine Mitarbeiter nicht nervös machen. Deutschland stehe durch den frühen Shutdown sehr gut da im Kampf gegen das Virus. Es sei extrem unwahrscheinlich, dass jetzt noch blaue Zonen entstünden.

Aber die Pläne dafür, die hat er natürlich schon gemacht.

IX. Corona, die Zukunft

Als das Leben draußen langsam wieder hochfährt, liegt ein Pfleger im Bett einer Überwachungsstation. Um ihn herum stehen Kollegen und üben, die Kabel für ein EKG auf seine Brust zu kleben. Obwohl jetzt wieder mehr Patienten kommen, können sie nicht einfach all das zusätzlich als Corona-Vorsorge herbeigeholte Personal nach Hause schicken oder das Operationsprogramm sofort wieder hochfahren. Deshalb haben die Mitarbeiter im Uniklinikum Bonn nun etwas, das ihnen vor der Pandemie oft fehlte: Zeit. Eine Pflegerin setzt sich „zum ersten Mal seit 20 Jahren“ an einen Tisch, um länger als 15 Minuten zu Mittag zu essen.

Viele Ärzte am Universitätsklinikum Bonn sind auch Wissenschaftler. Sie nutzen die freien Minuten, um die Forschung an SARS-CoV-2 voranzutreiben. Im ganzen Haus laufen Studien. Mal testen sie antivirale Medikamente, mal lassen sie Infizierte in Tüten husten. Blutboten bringen Proben von den Stationen in die Labore. Der Notfallmanager Stefan Lenkeit sagt, er hoffe, dass die Leute da draußen nicht vergessen, wie schnell die Welt eine andere sein kann. Im besten Fall wird er nie erfahren, ob sein Plan zur Verdopplung der Intensivbetten tatsächlich funktioniert hätte. Doch falls sich das Virus irgendwann wieder rasant verbreiten sollte, werden sie hier drinnen noch schneller auf eine neue Attacke reagieren können.

Und ein Wunder, das spielt sich jetzt schon ab, auf der Infektionsstation der Klinik. Eine Station, wo Covid-19-Patienten liegen, die nicht auf die Intensivstation mussten – oder die dort waren und sich jetzt von den Strapazen erholen.

Seit Tagen schon zeigt die Patientenkurve eines Mannes hier stabile Werte an. In wenigen Tagen kann er in seine Heimat entlassen werden: nach Bergamo in Italien.

Es ist Mario Grazzini, der zweite Patient, den sie zu Beginn der Krise nach Deutschland geholt haben. Der genau wie die Italienerin Elisa Ferrara um sein Leben kämpfte. Jetzt sitzt er aufrecht in seinem Bett.

Mit seinen verwuschelten Haaren und den Bartstoppeln sieht Grazzini aus, als sei er gerade erst aus einem langen Traum erwacht. Aus diesem Schlaf, der rund fünf Wochen dauerte. Mithilfe einer Dolmetscherin erzählt er, dass er sich nicht erinnern

kann, wie er von Italien nach Deutschland kam. Er weiß nicht, dass er eine Schicksalsgenossin hatte, die es nicht geschafft hat.

Und natürlich hat er keine Ahnung davon, wer diese Menschen sind: der Hygieniker Steffen Engelhart, die Intensivpflegerin Annemie Heinz, der Oberarzt Stefan Münster. Die Virologin Anna-Maria Eis-Hübinger, der Notfallmanager Stefan Lenkeit, der Einkäufer Wolfgang Csaszar. Die Seelsorgerin Stephanie Schmidt-Eggert, der Chef der Notaufnahme Ingo Gräff. All die anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Universitätsklinikums Bonn, die Direktoren, Laboranten, Manager, Reinigungskräfte und Logistiker. Die während des Shutdowns hier drinnen gegen das Virus kämpften. Und so auch ihm das Leben retteten.

Wenn Mario Grazzini wieder zurück in Bergamo ist und seine Frau in die Arme schließt, werden in Deutschland Tausende Menschen gegen die Mundschutzpflicht auf die Straße gehen. Derweil werden im Bonner Uniklinikum immer noch Materialien für die Verteidigung gegen das Virus ankommen. In der Notaufnahme wird der Chef seinem Team einschärfen, weiterhin wachsam zu bleiben. Die Bäckereiverkäuferin wird das erste Mal ihre Schwester besuchen, der es bald so gut geht, dass der Verlobte die Seelsorgerin fragt, ob sie die Trauung übernehmen möchte. Weitere Covid-19-Patienten werden genesen, und ein paar werden sterben. Keinen werden sie auf der Intensivstation kampflos gehen lassen.

Aber jetzt, im Krankenzimmer, kurz bevor wir, das GEO-Team, Mario Grazzini verabschieden, sagt der, er habe noch eine allerletzte Frage an unsere Übersetzerin. Er habe hier am Uniklinikum Bonn zwei Worte besonders oft gehört und habe das Gefühl, dass es sehr wichtige Worte seien. Deswegen würde er gern wissen, was das eigentlich bedeute, was ihm hier jeder zum Abschied wünscht. Die Worte lauten: „Alles Gute.“

*Name geändert

Lufthunger

Goran Simic ist Krankenpfleger, 33 Jahre alt, gesund und gehört keiner Risikogruppe an. Als er an Covid-19 erkrankt, macht er sich zunächst keine Sorgen. Dann kämpfen die Ärzte um sein Leben.

Von Felix Hutt, Der Spiegel, 30.05.2020

Tag 1 – Dienstag, 24. März 2020

Der alte Mann, der am Vormittag auf die Intensivstation im zweiten Stock des Klinikums Fürstenfeldbruck bei München geschoben wird, ist ein Falschnegativer. So nennen die Ärzte hier Sars-CoV-2-Infizierte, die sie erst später als solche erkennen. Der Mann leidet unter starker Atemnot und hat Fieber, aber ein Abstrich aus seinem Rachen wurde negativ getestet. Verdacht auf Influenza, lautet die Diagnose.

Vier Pflegefachkräfte und eine Internistin kümmern sich um den Patienten in der Box 9, einem abgetrennten Abteil. Sie tragen weder Schutzanzüge noch FFP3-Masken. Der Patient ist kurzatmig, er muss mit einer Gesichtsmaske nicht-invasiv beatmet werden. Zwei Tage später liegt das Ergebnis der Analyse seines Lungensekrets vor. Sars-CoV-2 positiv.

Einer der Pfleger heißt Goran Simic. Seine Geschichte wird in diesem Text anhand von medizinischen Daten, Dokumenten, Erfahrungsberichten von ihm selbst, seiner Frau, den behandelnden Ärzten und Pflegern und durch Beobachtungen an Kliniken rekonstruiert.

Simic ist 33 Jahre alt, zwei Meter groß, 107 Kilogramm schwer. Er ist Fan von Dinamo Zagreb, Ehemann von Ana, Vater von Marta, sie ist sechs Monate alt. Er arbeitet seit fünf Jahren als Anästhesiepfleger im Klinikum Fürstenfeldbruck, seit einer Woche auf der Covid-Intensivstation.

Er legt dem alten Mann in Box 9 an diesem Tag einen Zugang für Infusionen. Er berührt ihn am Arm.

Vielleicht ist es da passiert.

Tag 4 – Freitag, 27. März

Das Robert Koch-Institut veröffentlicht seinen täglichen Lagebericht zur Coronavirus-Krankheit 2019 (Covid-19), ausgelöst durch das Virus Sars-CoV-2. Stand an diesem Tag in Deutschland: 42 288 bestätigte Fälle, 253 Verstorbene, Anteil der Verstorbenen: 0,6 Prozent. Das mittlere Alter liegt bei 82 Jahren. Der jüngste Tote war 42 Jahre alt, der älteste 100.

Im Frühdienst fühlt sich Simic abgeschlagen. Er hat Kopfschmerzen und erhöhte Temperatur. Seine Füße brennen. Er wird abgestrichen, wie auch die anderen Kollegen, die mit ihm am Dienstag den alten Mann versorgt haben, und geht gegen Mittag nach Hause.

Die Familie Simic lebt in einer Wohnanlage, etwa fünf Autominuten vom Klinikum entfernt. Goran Simic ist Krankenpfleger geworden, weil er Menschen helfen wollte und glaubte, dass er mit der Ausbildung überall auf der Welt einen Job finden könnte. In Kroatien, wo Simic geboren wurde, verdiente er 800 Euro netto im Monat. In Deutschland ist sein Gehalt mehr als dreimal so hoch.

An diesem Freitagmittag beschließt Simic, dass sie die Wohnung nicht mehr verlassen, bis er den Befund erhält. Er isoliert sich im Schlafzimmer. Seine Frau stellt ihm das Essen vor die Tür. Sie unterhalten sich über WhatsApp-Video und desinfizieren die Toilette vor und nach jeder Nutzung. Er sorgt sich nicht um sich, nur um seine Tochter. Er ist Nichtraucher, macht Fitnesstraining, hat keine Vorerkrankungen. In seinem Alter geht eine Corona-Infektion in der Regel vorüber wie eine Erkältung.

Tag 5 – Samstag, 28. März

»Goran«, sagt die Ärztin am Telefon, und er weiß sofort, was sie ihm mitteilen wird. Er ist der Einzige aus der Gruppe, der positiv getestet wurde. »Brav zu Hause bleiben, Goran«, sagt sie, dann legt sie auf.

Die Symptome von Covid-19 variieren, ohne dass man bislang eine Erklärung dafür hat. Fieber, trockener Husten, Müdigkeit, leichte Atemnot, das alles unterscheidet sich nicht von einer Grippe.

Bei Goran Simic sind es Kopfschmerzen. Sie nehmen zu, sein Appetit ab. Er ist erschöpft, hat Muskelkater, obwohl er nur rumliegt. Er nimmt Paracetamol und Novalgin gegen die Schmerzen und um das Fieber zu senken.

Um 17.33 Uhr veröffentlicht Simic einen Post in der Facebook-Gruppe »Bayern hält zusammen«, in der sich Menschen über Corona austauschen. Sie hat fast 60 000 Mitglieder. Er will hier Corona-Tagebuch führen. »Mein Ziel ist, euch zu informieren, wie es ist, wenn ein Mensch darunter leidet. Mein Ziel ist nicht, Panik auszubreiten. Im Gegenteil, wir brauchen derzeit keine Panik und müssen zusammenhalten. Euch muss aber klar sein, das Virus ist hochansteckend«, schreibt Simic.

Der alte Mann aus Box 9 stirbt an diesem Tag. Er war 79 Jahre alt.

Tag 6 – Sonntag, 29. März

Goran Simic schreibt bei Facebook: »Die Kopfschmerzen werden schlimmer, und sie sind nicht mehr auszuhalten. Habe wieder Fieber bekommen, 38,6 Grad. Ich brauche was gegen Schmerzen, muss 112 wählen. Der Bereitschaftsdienst braucht gegen vier Stunden, um mich zu besuchen. Es ist nicht auszuhalten (Novalgin und Paracetamol bringen nichts!).«

Simic packt eine Tasche. Boxershorts, T-Shirts, Pyjama, Kulturbeutel, Handyladegerät. Er wird im Rettungswagen in die Notaufnahme des Klinikums Fürstenfeldbruck gefahren.

Um festzustellen, ob ein Mensch krank ist, werden seine Vitalparameter gemessen, dazu gehören Temperatur, Blutdruck, Herz- und Atemfrequenz und Sauerstoffsättigung. Bei Simic sind die Werte an diesem Abend stabil. Blutdruck 130/80, Herzfrequenz 118 Schläge pro Minute, die Sauerstoffsättigung ist mit 95 Prozent gut.

Simic gibt seine Schmerzen auf einer Skala von null bis zehn bei neun bis zehn an. Er verlangt nach einem starken Opioid und bekommt Tilidin, ein Schmerzmittel, das etwa ein Fünftel der Wirkstärke von Morphium hat. Für einen stationären Aufenthalt sieht man keinen Bedarf. Simic geht zu Fuß nach Hause.

Tag 9 – Mittwoch, 1. April

Das Robert Koch-Institut meldet 732 Verstorbene, das jüngste Opfer ist 28 Jahre alt.

Goran Simic hat nicht geschlafen, gegen die migräneartigen Kopfschmerzen kommt kein Opioid mehr an. Mal bohrt sich der Schmerz von der rechten, mal von der linken Seite in seinen Schädel. Im Laufe des Tages fällt ihm das Atmen immer schwerer.

Simic schreibt seiner Frau im Nebenzimmer am Abend eine WhatsApp. Bitte nicht erschrecken, wenn es läute, das sei der Rettungsdienst. Er müsse ins Krankenhaus, ihm gehe es nicht gut, Marta solle weiterschlafen. Er nimmt die Tasche, verabschiedet sich nicht, die Ansteckungsgefahr.

Simic aktualisiert sein Corona-Tagebuch bei Facebook zum letzten Mal: »Am 01.04. um 21 Uhr habe ich angefangen zu hyperventilieren, konnte nicht zurecht mit dem Atmen kommen und letztendlich, ich wurde ins Krankenhaus gebracht.«

2245 Personen gefällt der Eintrag.

»Nachdem der Goran ins Klinikum gebracht worden ist, konnte ich Marta nicht mehr stillen«, sagt Ana Simic.

Tag 10 – Donnerstag, 2. April

Simic hat mitbekommen, wie sich das kleine Klinikum Fürstenfeldbruck mit seiner Intensivstation und seinen 380 Betten auf den Ansturm an Covid-19-Patienten vorbereitet hat, von dem keiner wusste, ob er kommen und was er bedeuten würde. Eine Situation wie in Norditalien? Bestattungswagen, infiziertes Personal, Todesangst?

Wie allen Mitarbeitern wurde auch ihm die »Faktensammlung zu Covid-19« ausgehändigt, ein vier Seiten langes Word-Dokument, das den Gegner erklären soll. Der letzte Punkt heißt »Therapieoptionen«. »Aktuell steht keine spezifische Therapie zur Verfügung«, konnte man dort lesen. Und: »Keep calm and provide usual care.«

Der Kampf gegen Sars-CoV-2 hat etwas von Boxen im Dunkeln. Man sieht den Gegner nicht, man schlägt ins Nichts. Und wird ohne Vorwarnung selbst erwischt.

Dass junge Patienten schwer erkranken ist noch immer die Ausnahme. Dennoch werfen diese Fälle ein neues Licht auf den Gegner im Dunklen. Und wenn auch das Leben von jungen, gesunden Patienten durch Sars-CoV-2 bedroht ist, hat das nicht nur Auswirkungen auf die Behandlung, sondern auf die Politik, die Gesellschaft, die Forschung.

Simic hat auf der Corona-Intensivstation erlebt, wie beeindruckt die Ärzte von der Geschwindigkeit waren, mit der Sars- CoV-2 zuschlug. Innerhalb weniger Stunden waren Patienten, die mit leichten Symptomen ins Klinikum gekommen waren, in Lebensgefahr. Jetzt wartet er in seinem Bett auf der für Covid-19-Patienten vorgesehenen Normalstation E2 im Erdgeschoss auf eine Diagnose, die ihm erklärt, was das Virus gerade mit ihm macht. Simic kennt den Ablauf, aber nicht den Ausgang der Untersuchungen.

Er betet, zum ersten Mal seit langer Zeit.

Simic' Blut wird im Labor untersucht. Bei der Blutanalyse von Covid-19-Patienten sind verschiedene Akutmarker wichtig, wie die Leukozyten, also die Zahl der weißen Blutkörperchen, das Interleukin 6, ein sogenanntes Zytokin, das Prohormon Procalcitonin und der CRP-Wert.

Um 0.32 Uhr liegt die erste Analyse vor. Der CRP-Wert beträgt 99 mg/l. CRP ist ein Eiweiß, das in der Leber gebildet wird und das schnell ansteigt, wenn eine Entzündung vorliegt. Bei einem gesunden Mensch sollte der CRP-Wert nicht höher als 5 mg/l sein.

Eine Stunde später, um 1.33 Uhr, wird in der Radiologie ein computertomografisches Bild von Simic' Brustkorb erstellt. Die beiden Lungenflügel sehen aus wie schwarze Halbmonde, über denen feine weiße Wolken schweben. Die Trübungen sind ein Indiz für eine schwere Lungenerkrankung. Die Wolken entstehen, weil Flüssigkeit in die Alveolen, die Lungenbläschen, eindringt und den Gasaustausch behindert. Warum die Wolken bei Covid- 19 aufziehen, wieso sie auch bei jungen Patienten schnell zunehmen können, weiß man nicht. Aber je dichter die Wolkendecke, desto gravierender die Lungenentzündung.

Zur Morgenvisite um Viertel nach sieben kommt Florian Weis. Er ist Chefarzt der Anästhesie und Intensivmedizin und leitet als Ärztlicher Direktor das Klinikum Fürstenfeldbruck. Weis erinnert der Kampf gegen das Virus an sein Studium. Er lerne jeden Tag etwas Neues, sagt er. Covid-19 sei so schwer einzuschätzen, weil es unglaublich heterogene Verläufe aufweise, die Verbreitung asymptomatisch verlaufe, man nicht wisse, wen es befalle und wen nicht. Warum gerade Goran Simic so schwer erkrankt ist, weiß auch er nicht.

Weis spricht über das Virus wie ein Bundesligatrainer vor einem schweren Auswärtsspiel. Er lobt die Wandelbarkeit des Gegners, der in der Lage sei, verschiedene Organsysteme gleichzeitig auszuschalten.

Weis hat wenig Zeit. Er muss die Entwicklung seiner Covid-19-Patienten im Blick haben und Strategien entwickeln, wie er das Klinikum auf den Ansturm an Infizierten vorbereitet. Zum ersten Mal liegt da jetzt einer seiner Leute.

Die Laboranalyse um 8.47 Uhr zeigt, dass sich die Situation bei Simic in den vergangenen acht Stunden verschlechtert hat. Das CRP ist auf 113 mg/l angestiegen.

Tag 11 – Freitag, 3. April

Abends, nach langen Tagen im Klinikum, telefoniert Florian Weis auf der Heimfahrt mit anderen Chefärzten aus bayerischen Krankenhäusern. Sie schicken sich Studien und Artikel, die er liest, nachdem er mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen zu Abend gegessen hat. Weis hört Podcasts mit führenden amerikanischen Wissenschaftlern wie Anne Schuchat, der stellvertretenden Direktorin des CDC, oder Anthony Fauci, einem Experten der Corona-Taskforce im Weißen Haus. Er teilt ihre Meinung, dass man dieser Tage öfter den Mut haben sollte zu sagen: »Wir wissen es einfach noch nicht.«

Simic sieht nicht gut aus, als Weis ihn morgens besucht. Er schwitzt, ist grau im Gesicht. Er setzt sich auf, legt sich hin, aber egal wie er sich positioniert, er leidet unter einer Dyspnoe, auch Lufthunger genannt. So bezeichnen Mediziner eine unangenehm erschwerte Atemtätigkeit. Seine Sauerstoffsättigung ist abgefallen. Weis entscheidet, dass er beatmet werden muss.

Auf dem Weg zur Intensivstation wird Simic noch einmal in die Radiologie gefahren. Das computertomografische Bild seines Brustkorbs, erstellt um 10.21 Uhr, zeigt eine dichte Wolkendecke über beiden Lungenflügeln.

Die Medikamente schlagen nicht an. Simic werden die Antibiotika Ampicillin/ Sulbactam und Clarithromycin verabreicht, dazu hat er zwei 200-Milligramm-Tabletten des Malariamittels Hydroxychloroquin bekommen, das bei schweren Covid-19-Verläufen entzündungshemmend wirken soll. Eine andere Behandlungsmethode haben die Ärzte derzeit nicht. Donald Trump sagte in seiner Fernsehansprache am 19. März, Hydroxychloroquin könnte einer der Game-Changer in der Pandemie sein. Er gab an, das Medikament selbst zu nehmen. Nur wenige Wochen später wird in mehreren Studien berichtet werden, dass Hydroxychloroquin die Sterblichkeit bei Covid-19 erhöht.

Bei Simic löst das Hydroxychloroquin kurz nach der Gabe heftige Magenkrämpfe aus und muss abgesetzt werden.

Simic wird in Box 13 auf der Intensivstation geschoben, ein paar Meter weiter hatte er dem alten Mann den Zugang für die Infusion gelegt. Gegen Mittag ruft er seine Frau Ana an. Auf der Intensivstation könne man sich besser um ihn kümmern, sagt er, »mach dir keine Sorgen, ich schaffe das«.

Florian Weis bespricht sich mit Andreas Gärtner, dem Leiter der Intensivstation. Die Ärzte glauben, wenn sich Simic' Zustand in den nächsten 24 Stunden nicht verbessere, lasse sich eine invasive Beatmung nicht vermeiden.

Weis und Gärtner beschließen, es zu-nächst mit einer nicht-invasiven Beatmung zu versuchen. Simic wird ein »StarMed CaStar R«-Helm aufgesetzt, der aussieht wie ein Taucherhelm aus Plastik. Ein geschlossenes System, aus dem keine Aerosole entweichen können.

Simic empfindet den Helm als bedrohlich und will ihn sich vom Kopf ziehen. Um ihn zu beruhigen, wird er leicht sediert. Über den zentralen Venenkatheter auf seiner linken Halsseite fließen nun das Narkotikum Propofol, das Beruhigungsmittel Dexmedetomidin, das Schmerzmittel Sufentanil und der Blutgerinnungshemmer Heparin in seinen Körper. Das Heparin soll Thrombosen und eine Lungenembolie verhindern.

Tag 12 – Samstag, 4. April

Die nicht-invasive Beatmung mit dem Helm führt zu keiner Verbesserung, im Gegenteil. Der Horowitz-Index, der angibt, wie gut die Lunge in der Lage ist, das Blut mit dem von außen zugeführten Sauerstoff anzureichern, sinkt von 130 auf 80 mmHg, normal wären 350 bis 500 mmHg, das ist die Abkürzung für Millimeter Quecksilbersäule, eine gebräuchliche Einheit in der Medizin für Druck. Ein Horowitz-Index unter 100 mmHg bedeutet: Die Lunge versagt.

Simic ist in Lebensgefahr. Das Virus attackiert seinen Körper an mehreren Fronten. Die Lunge funktioniert nicht mehr, wie sie soll. Die Leber- und Nierenwerte verschlechtern sich, die Blutgerinnung erreicht einen kritischen Wert, und der Kreislauf droht zu kollabieren. Um seinen Blutdruck stabil zu halten, wird ihm über eine Spritzenpumpe kontinuierlich Noradrenalin zugeführt.

Weis und Gärtner können nicht abschätzen, wie Simic' Situation in sechs Stunden aussieht, wie die nächste Laboranalyse ausfallen wird. Sie haben Erfahrungswerte für die Beatmung, und sie können damit umgehen, wenn Organe versagen. Aber was den Kampf gegen Covid-19 so schwierig macht, ist, dass mehrere Organsysteme unvorhergesehen und gleichzeitig ausfallen können.

Andreas Gärtner und Goran Simic sind füreinander der Goran und der Andi. Dass der Andi dem Goran nun erklären muss, dass er unter Umständen zwei, drei Wochen lang invasiv beatmet werden muss, ist für Gärtner keine einfache Situation. Simic weiß, dass

nicht jeder Patient wieder aufwacht. Er fragt nach seiner Familie, ob er sie infiziert haben könnte. »Du bist schwer krank, du musst dich jetzt um dich kümmern«, sagt Gärtner.

Die Sedierung wird erhöht, Simic in eine tiefe Narkose versetzt. Er ist jetzt im künstlichen Koma und bekommt nichts mehr mit. Er wird intubiert und in Bauchlage gebracht.

»Gogo, gib nie auf! Ich bitte dich! Bitteeee! Wir brauchen dich!«, schreibt Ana Simic auf Kroatisch und sendet per Whats- App ein Foto von Marta. Sie schickt ihrem Mann jetzt jeden Tag ein Bild von seiner Tochter.

Er antwortet nicht mehr.

Tag 13 – Sonntag, 5. April

Auf der Intensivstation des Klinikums Fürstenfeldbruck liegt ein regloser, zwei Meter langer, 33 Jahre alter Körper, der über eine Magensonde mit Fresubin ernährt wird, einer Flüssigkeit mit Eiweißen, Kohlehydraten und Fetten, und aus dessen Luftröhre über den Mund ein Schlauch in eine Maschine führt, die sechs Liter Luft pro Minute in seine Lungen pumpt und ihn so am Leben hält.

Der Körper wird rund um die Uhr überwacht. Atem- und Herzfrequenz, Temperatur, Sauerstoffsättigung. Über einen Katheter in der Arteria radialis oberhalb seines Handgelenks wird der Blutdruck gemessen und online auf einen Bildschirm hinter dem Bett übertragen. Ein Blasenkatheter sammelt Urin, um die Nierenfunktion zu überprüfen. Ein Fäkalkollektor klebt über dem After.

Die Medikation mit Hydroxychloroquin wird wieder aufgenommen, sie ist auf sieben Tage angelegt. Die Tabletten werden zermörsert und Simic über die Magensonde verabreicht. Gärtner lässt auf das Breitbandantibiotikum Piperacillin/Tazobactam umstellen, weil ihm Clarithromycin und Ampicillin/Sulbactam gegen die vermutete Superinfektion zu schwach erscheinen.

Die Geräte piepen in Box 13, auf den Bildschirmen zeigen Kurven, wie es Simic geht. Ab und an spricht ihm einer der Pfleger gut zu.

»Wir passen auf dich auf.« Oder: »Keine Sorge Goran, Marta geht es gut.«

Das CRP ist auf 276 mg/l angestiegen, das Fieber auf 39,1 Grad, obwohl sie seinen Körper mit Coolpacks und Wadenwickeln kühlen. Das Noradrenalin muss höher dosiert werden, weil sein Kreislauf immer wieder zusammenbricht.

Der Horowitz-Index hat sich auf 150 mmHg verbessert, liegt aber immer noch 200 mmHg unter Soll. Zu den wenigen Gewissheiten im Kampf gegen das Virus gehört, dass die Bauchlage die Lungenfunktion unterstützt. Die Lungenareale am hinteren und unteren Rücken gestatten in der Bauchlage einen besseren Gasaustausch.

Goran Simic ist da, aber auch nicht. Von den Menschen, die aus einem künstlichen Koma erwachen, haben die meisten wenig bis keine Erinnerung. Meist, sagen sie, sei alles schwarz gewesen.

Patienten in Bauchlage entwickeln schnell Druckstellen. Nach 20 Stunden dreht ein Team aus Ärzten und Pflegern Simic wieder vorsichtig auf den Rücken.

Tag 14 – Montag, 6. April

Goran Simic wird am Morgen ein Kühlkatheter in die Leistenvene gelegt, weil das Fieber nicht mehr zu kontrollieren ist. Sein Blut läuft jetzt an einem 20 Zentimeter langen Draht vorbei und wird dabei gekühlt.

Die Laboranalyse um 8.12 Uhr zeigt eine weitere Verschlechterung der Situation. Der CRP liegt bei 334 mg/l. Die sinkende Thrombozytenzahl, steigende Bilirubin- und Kreatininwerte, die Auskunft über Leber- und Nierenschädigung geben, deuten an, dass ein Multiorganversagen droht.

Weis und Gärtner beschließen, dass Simic verlegt werden muss. Das Klinikum Fürstenfeldbruck ist kein Maximalversorger. Es verfügt über keine Ecmo, eine komplexe Maschine, die die Herz-Lungen-Funktion ersetzen und Todkranken so Zeit verschaffen kann. Außerdem ist die emo-tionale Belastung durch die Pflege des Kollegen für das Personal sehr hoch. Sollte Simic das Virus besiegen können, ist davon auszugehen, dass er beim Aufwachen nach einer langen Beatmungstherapie ein schweres Delir entwickelt – als hätte sein Körper im künstlichen Koma vergessen, welcher Mensch er ist.

Gärtner möchte den Pflegern auf der Intensivstation ersparen, ihren Kollegen Goran in diesem Zustand zu erleben. Patienten im Delir erkennen die Umgebung nicht und gefährden sich und andere. Sie ziehen sich Katheter oder den Beatmungstubus, versuchen aufzustehen und fallen aus dem Bett. Sie spucken, kratzen, beißen.

Tag 15 – Dienstag, 7. April

Gruselig, denkt Oberarzt Georg Braun, als er in seinem Büro die Bilder von Simic' Lunge sieht. Das Universitätsklinikum Augsburg, 40 Kilometer entfernt, hat sich bereit erklärt, Simic aufzunehmen. Braun leitet die Intensivstation 1.1., eine von drei Corona-Intensivstationen. Goran Simic ist der jüngste Patient in Augsburg.

Auf den zwei Monitoren in seinem Büro kann Braun die Daten der Erkrankten einsehen. Neben der Computertastatur steht eine kleine Karte, die Todesanzeige eines Covid-19-Patienten: »In lieber Erinnerung an E., gestorben am 1. April«. Auf dem Boden liegt eine Matratze mit Decke und Kissen, weil es sich für Braun zurzeit oft nicht lohnt, nach der Arbeit nach Hause zu fahren.

Georg Braun ist 41 Jahre alt und hat zwei kleine Kinder. Zu Beginn der Pandemie belastete ihn die Unsicherheit, die Sars-CoV-2 mit sich bringt. Was, wenn ihnen die Schutzkleidung ausgeht, er sich nicht mehr schützen und nach Hause kann? Es stört ihn,

wenn er Angehörigen wegen der Ansteckungsgefahr den Besuch der lebensbedrohlich erkrankten Patienten verwehren muss. Vor Kurzem hat er einem älteren Patienten vor dem Intubieren geraten, noch einmal seine Frau anzurufen. Der Mann ist nicht mehr aufgewacht.

Der neue Patient aus Fürstenfeldbruck wird gegen Mittag auf die Intensivstation, Zimmer 26, gefahren und erneut untersucht. Haben die Kollegen aus Fürstenfeldbruck etwas übersehen?

Der Horowitz-Index hat sich etwas verbessert, die Bauchlage der letzten Nacht scheint wieder geholfen zu haben. Aber das Fieber ist auf 41 Grad gestiegen, ein gefährlicher Bereich. Simic wird in Augsburg ein neuer Kühlkatheter gelegt. Die Laborwerte sind nach wie vor schlecht. Wie bei vielen Covid-19-Patienten attackiert das Virus die Nieren. Das Kreatinin, der Nierenwert, ist bei Simic auf 1,86 mg/dl angestiegen, er sollte unter 1,2 mg/dl sein. Wenn Simic' Nieren weiter abbauen, müssen die Ärzte eine Hämodialyse anordnen, die ihre Funktion ersetzt.

Georg Braun ruft am frühen Nachmittag Ana Simic an, weil er herausfinden möchte, ob bei ihrem Mann nicht doch eine Grunderkrankung vorliegt. Im Hintergrund schreit Marta. Ana Simic sagt, dass Goran sich die vergangenen Wochen etwas schlapp gefühlt habe, aber eigentlich gesund sei. Sie könne ihn immer anrufen, wenn ihr danach sei, sagt Braun. Er veranlasst ein Autoimmunscreening bei Simic, um sicherzugehen, dass sie nichts übersehen haben. Sie finden nichts.

Braun bleiben nicht viele Möglichkeiten. Das Hydroxychloroquin bringt nichts. Remdesivir, ein Wirkstoff gegen das Ebola-Virus, das als vielversprechendes Heilmittel gehandelt wird, ist nicht verfügbar. Braun beschließt in Absprache mit seinem Ärztlichen Direktor, zum ersten Mal einen Covid-19-Patienten am Universitätsklinikum Augsburg mit Rekonvaleszenzplasma zu behandeln.

Rekonvaleszenzplasma wird einem Patienten entnommen, der als genesen gilt, und soll wie eine passive Immunisierung wirken. Man gibt dem erkrankten Wirtsorganismus Antikörper zur Bekämpfung einer Infektion und hofft, dass die Antikörper die Reproduktion des Virus unterbinden.

Braun hat in einer Veröffentlichung aus China über den Einsatz von Rekonvaleszenzplasma bei Sars-CoV-2 gelesen. Es ist eine Therapie, die etwas bringen könnte und bei Sars und Mers erfolgreich angewandt wurde. Das Verfahren ist jedoch noch nicht ausreichend in kontrollierten klinischen Studien getestet und widerspricht Brauns Verständnis von evidenzbasierter Medizin. Es gilt als individueller Heilversuch und bedarf einer behördlichen Genehmigung. Bei vielen Patienten hat das Plasma nichts bewirkt.

Simic werden am Nachmittag über seinen zentralen Venenkatheter am Hals 200 Milliliter Rekonvaleszenzplasma verabreicht, eine gelbliche, klare Flüssigkeit.

Bevor Braun nach Hause fährt, bittet er seine Kollegen, ihn bei der kleinsten Komplikation anzurufen. Die Plasmagabe ist Neuland für ihn, ein Experiment. Er hat Angst, dass

eine Nebenwirkung auftritt, die Goran Simic schaden könnte. »Diese Angst nimmt man mit heim«, sagt er.

Simic liegt auf dem Rücken und schläft. In seinem Blutkreislauf bekriegen sich jetzt die Antikörper eines vermeintlich Genesenen und das Virus. Sein Geist, seine Seele, seine Hoffnungen, all das, was man mit dem Menschsein verbindet, können nichts beitragen, um diesen Kampf zu gewinnen. Die Entscheidung, ob es eine Zukunft für Goran Simic gibt, wird in ihm, aber ohne ihn getroffen.

Tag 16 – Mittwoch, 8. April

Simic bekommt am Morgen noch einmal 200 Milliliter Rekonvaleszenzplasma.

Wenn die Plasmatherapie nicht funktioniert, hat Braun nur noch eine letzte Option. Er würde Simic an die Ecmo anschließen lassen, die seine Herz-Lungen-Funktion für eine Weile übernehmen könnte.

Tag 17 – Donnerstag, 9. April

Um 6.30 Uhr sieht Georg Braun die ersten Laborwerte nach der zweiten Plasmagabe in seinem Büro. Simic' Zustand hat sich verbessert.

Das CRP ist auf 214 mg/l gesunken, die Bilirubin- und Kreatininwerte haben sich verbessert. Der Horowitz-Index ist auf 277 mmHg gestiegen. Auch klinisch macht Simic bei der Visite einen stabileren Eindruck.

Tag 18 – Freitag, 10. April

Das CRP ist auf 53,8 mg/l gesunken, das Kreatinin hat sich mit 0,93 mg/dl normalisiert. Simic braucht keine Dialyse. Die Kühlung mit dem Katheter wird beendet, das Fieber ist rückläufig.

Tag 19 – Samstag, 11. April

Ist das Immunsystem eines schwer kranken Menschen geschwächt, haben andere Krankheiten leichtes Spiel. Dann – oder wenn die Entzündungsreaktion des Körpers nicht mehr zu kontrollieren ist – sprechen Intensivmediziner von einem Second Hit, einem zweiten Schlag. Das kommt häufiger vor, zum Beispiel wenn bei einer Lungenentzündung ein Breitbandantibiotikum verabreicht wird, das die Darmflora zerstört und eine bakterielle Durchwanderung des Darms mit folgender Infektion auslöst.

Braun beunruhigt, dass sein Patient bei der Visite klinisch einen guten Eindruck macht, aber die Werte eine Entzündung anzeigen, die er nicht lokalisieren kann. Sein Ziel, Simic am Wochenende zu extubieren und ihn bald auf eine Normalstation verlegen zu lassen, gibt er auf.

Ana Simic geht zum ersten Mal wieder mit Marta spazieren. Sie hatte sich nach der Infektion ihres Mannes mit dem Kind 14 Tage in Quarantäne begeben. Zweimal brauchte sie eine Infusion, weil sie nicht essen konnte. Ihre Abstriche waren negativ. Goran hat sie seit elf Tagen nicht gesehen, seit acht Tagen nicht gesprochen.

Tag 20 – Sonntag, 12. April

Gegen 19 Uhr wird in Simic' Zimmer Alarm ausgelöst. Der Pfleger, der für ihn zuständig ist, erkennt auf seinem Monitor, dass sich seine Vitalparameter rapide verschlechtern. Er rennt zum Zimmer 26, sieht durch das schmale Fenster in der Tür, dass der Patient sich im Bett bewegt, versucht aufzustehen. »Ich brauche hier einen scheiß Arzt, sofort«, schreit er, bevor er ins Zimmer stürzt.

Simic ist ungeplant aufgewacht. Man hatte über den Tag die Dosen der Vierfachsedierung, mit der er narkotisiert war, etwas vermindert, um den Aufwachprozess langsam einzuleiten. Das hat nicht funktioniert. Der Pfleger glaubt, dass sich der Charakter eines Patienten auch in der Narkotisierung nicht verbergen lässt. Simic kam ihm die ganze Zeit unruhig vor, wie ein Macher, der alles selbst erledigen will.

Simic hat seinen rechten Arm aus dem Gurt gerissen und den Schlauch vom Tubus entfernt. Die Beatmungsmaschine pustet Luft ins Zimmer. Simic könnte kritisch entsättigen, sich den zentralen Venenkatheter rausreißen, sich beim Aufstehen verletzen, weil er noch nicht wieder laufen kann.

Der Pfleger und der Arzt versuchen, ihn zu bändigen und zu beruhigen. Simic wird zusätzlich mit einem Bauchgurt fixiert und bekommt ein Beruhigungsmittel. Die Zeit des Komas ist vorbei.

Tag 21 – Montag, 13. April

Georg Braun in einer E-Mail am Morgen: »Hr. Simic ist auf einem sehr guten Weg, über den Berg ist er noch nicht.«

Als Ana Simic nach zehn Tagen ihren Ehemann am Telefon spricht, siezt er sie.

Tag 24 – Donnerstag, 16. April

Goran Simic muss nicht mehr beatmet werden. Er hat kein Fieber mehr. Die Blutgerinnungs-, Leber- und Nierenwerte sind die eines gesunden Menschen.

Tag 27 – Sonntag, 19. April

Mit einer Computertomografie wird eine Lungenarterienembolie im rechten Unterlappen diagnostiziert. Es ist der Second Hit, den Braun lange nicht lokalisieren konnte.

Simic bekommt weiterhin Gerinnungshemmer und den Betablocker Bisoprolol, der seine Herzfrequenz verlangsamt, den Sauerstoffverbrauch mindert und ihn beruhigt.

Tag 33 – Samstag, 25. April

Goran Simic ist das erste Mal in seinem eigenen Bett aufgewacht. Gestern wurde er aus dem Krankenhaus entlassen.

Mediziner bezeichnen Patienten, die den Aufenthalt auf einer Intensivstation überstehen, als Überlebende, nicht als Geheilte. In einem schweren Fall wie bei Simic könne es sein, dass der Patient das Geschehene monatelang verarbeiten muss, körperlich und psychisch, sagt Georg Braun. Die Muskeln, die Kondition müssten wieder aufgebaut werden; und wer könne garantieren, dass die Lungenfunktion nicht wieder abbaut? Viele litten unter einer posttraumatischen Belastungsstörung.

Simic hat 13 Kilogramm verloren. Über den Augen und unter seinen Brustwarzen vernarben Wunden, Folgen der Lagerungsschäden der Bauchlage. Er wurde zweimal in 24 Stunden negativ getestet. Er ist erschöpft und unsicher, misstraut dem, was sich in seinem Körper abspielt, hat Angst, dass das Virus zurückschlägt.

Er habe im Delirium einmal geträumt, dass er entführt werde, sagt Simic, irgendwie fühle sich das jetzt auch so an.

Tag 53 – Freitag, 15. Mai

»Bloß nicht noch mal Covid!«, schreibt Simic per WhatsApp.

Vor ein paar Tagen bekam er starke Schmerzen, einen trockenen Husten und konnte nachts nicht mehr auf der Seite schlafen, weil es beim Atmen heftig in seinen Bauch und Rücken stach.

Um halb elf an diesem Morgen lässt sich Simic mit dem Taxi ins Klinikum Fürstenfeldbruck fahren. Er liegt nun auf Station 31. Sein CRP hat sich auf 106 mg/l erhöht. Er hat eine Rippenfellentzündung. Die Ärzte wissen nicht, ob das eine Folge von Covid-19 ist. Sie nehmen es aber an.

Am Tag des Redaktionsschlusses ist Goran Simic wieder zu Hause, immer noch erschöpft, immer noch ängstlich. Im August will er nach Kroatien, ans Meer.

Nicht ohne dich

An einem Sonntagmorgen im vergangenen Oktober erschoss ein 25-Jähriger in seinem Heimatort Kitzbühel fünf Menschen, darunter seine ehemalige Freundin und deren Eltern. Eine Tat, die umso rätselhafter wird, je mehr man über sie weiß.

Von Felix Hutt, Der Spiegel, 08.08.2020

Nach dem letzten, dem 16. Schuss verlässt er das Haus, fährt in seinem schwarzen Chevrolet-Trailblazer-SUV zur Polizeiinspektion im Zentrum von Kitzbühel, legt im Empfangsraum eine Pistole vom Typ Walther PPQ, Kaliber neun Millimeter auf den Tresen, dazu 20 Patronen des Herstellers Sellier & Bellot, ein Ersatzmagazin, ein Feuerzeug, ein Spring-, ein Klapp- und ein Cuttermesser und sagt: »Ich habe soeben fünf Personen erschossen.«

Andreas E. ist 25 Jahre alt, 1,83 Meter groß, hat hellbraune Haare, keinen Bart, ein jungenhaftes Gesicht. Er arbeitet als Maurer bei einer Baufirma im Ort, mag die Musik von Andreas Gabalier, gesalzenes Popcorn und Autos. Auf seinem iPhone-Sperrbild-schirm steht: »Manchmal depressiv? V8 Fahren – Das hilft immer.« Er raucht Lucky-Strike-Zigaretten, schaut »Die Simpsons« und spielt mit seinen Freunden »Grand Theft Auto« auf der Playstation. Der Andi war ein ganz normaler junger Mann, sagt einer dieser Freunde.

Andreas E. erklärt den Polizisten, so steht es in der Anklageschrift, die Toten seien seine Ex-Freundin, ihr Bruder, ihre Eltern und ein ihm unbekannter Mann. Auf die Beamten macht er einen ruhigen, leicht weinerlichen Eindruck. Er nennt die Adresse des Hauses, Walsenbachweg 44, an der Vordergrub vorbei Richtung Kitzbüheler Horn. Dann wird er in eine Arrestzelle geführt. Es ist kurz nach sechs Uhr morgens am 6. Oktober 2019, Erntedanksonntag. Draußen dämmert es, das Wetter wird schön werden.

Polizisten fahren zum Tatort, sie finden ein Schlachthaus vor. Hinter der Eingangstür liegt ein toter Mann in einer Blutlache, zwei Meter weiter ein Toter im Flur, im Schlafzimmer nebenan eine tote Frau auf dem Boden, im Bett unter einer Decke entdecken sie einen leblosen Mann in Embryonalstellung und im Obergeschoss eine tote Frau, der in den Kopf geschossen worden ist.

Vor der Katharinenkirche in der Kitzbüheler Hinterstadt versammeln sich an diesem Morgen die Vereine zum Erntedankumzug: die Landjugend, die Schützen, die Kaiser-

jäger, die freiwillige Feuerwehr. Die Männer tragen Janker, die Frauen Röckl-gwand, ein Dirndl mit schwarzem Mieder und weißer Bluse. Die Stadtmusik begleitet sie auf ihrem Weg zur Pfarrkirche Zum Heiligen Andreas. Als sie nach der Messe hinaus in den Sonnenschein treten, sehen sie die Nachrichten auf ihrem Mobiltelefon. Was ist denn bei euch los, um Himmels willen?

Kitzbühel ist eine Kleinstadt in Tirol, umgeben vom Kitzbüheler Horn, Hahnen- kamm und Wildem Kaiser, bekannt für Bergwanderungen mit Hansi Hinterseer, das Abfahrtsrennen auf der Streif und prominente Einwohner wie Franz Beckenbauer, die ehemalige Skirennfahrerin Maria Höfl-Riesch oder die Milliardärin Maria-Elisabeth Schaeffler, die sich zu den 8200 Einheimischen gesellen. Morde kennen sie aus der Fernsehsendung »SoKo Kitzbühel«, aber doch nicht in ihrer Postkartenidylle.

Andreas E. wird von 9.46 Uhr an von Beamten des Landeskriminalamts Tirol vernommen. Er verzichtet auf einen Rechtsbeistand und erzählt, was am Vortag und in der Nacht geschehen ist. E. ist der einzige lebende Zeuge seiner Tat. Er könnte eine Geschichte erfinden, die ihn entlastet. Aber die Ermittlungsergebnisse werden seine Ausführungen bestätigen. Er wisse nicht, warum er die Familie umgebracht habe, alles sei irgendwie so schnell gegangen, sagt er. Es gehe ihm jetzt scheiße.

Der »Kitzbühel-Killer« habe aus Eifersucht getötet, berichten die »Bild«-Zeitung und RTL. »Ich bin geschockt von der grausamen Tat in #Kitzbühel. Es macht einen fassungslos, wie ein Mensch so viel Hass in sich finden kann, um so zu handeln. Mein aufrichtiges Mitgefühl gilt den Angehörigen und Freunden der Opfer«, twittert der heutige österreichische Bundeskanzler Sebastian Kurz am Abend der Tat.

Aber wer war noch nie eifersüchtig? Wer hat noch nie gehasst?

Was Fachleute wissen und Laien gern verdrängen: Die meisten Menschen, die Verbrechen begehen, sind gesund. Man muss nicht psychisch krank sein, um ein Mörder zu werden.

Die Geschichte von Andreas E. beginnt mit einer Angst: der Angst vor Verlust. Der Psychiater und Gerichtsgutachter Andreas Marneros bezeichnet die Tötung des Menschen, den man liebt, als Intimizid, er hat ein Buch darüber geschrieben. Ein Intimizid zeichne sich durch eine impulsiv- aggressive Durchführung der Tat aus, schreibt er. Jeder könne seinen Intimpartner töten, »auch wenn das schrecklich klingen mag und ein solcher Satz bei uns heftige Ängste und Abwehrkräfte mobilisiert«.

Die größte Gefahr für eine Frau, getötet zu werden, geht von ihrem Partner aus. Im Jahr 2018 wurden in Österreich 23 und in Deutschland 122 Frauen von ihrem Freund, Lebensgefährten oder Ehemann getötet, das sind fast die Hälfte aller Tötungsdelikte an Frauen. Der Tatort ist häufig das Zuhause. Der Fünffachmord von Kitzbühel ist bemerkenswert, weil Andreas E. nicht nur seine Ex-Freundin, sondern auch ihre Familie ausgelöscht hat.

E. ist kein Einzelgänger und kein Psychopath. Er wurde nicht gemobbt oder misshandelt. Er nimmt keine Drogen, zum Tatzeitpunkt war er nur geringfügig alkoholisiert. Seine Eltern sind seit 37 Jahren verheiratet, er wurde als Kind nicht traumatisiert. Er verdiente 2400 Euro netto im Monat, hatte keine Schulden. Am Tag nach der Tat wollte er ein Haus besichtigen, um es vielleicht zu kaufen.

Nach allem, was man weiß, hat er die Morde nicht geplant. Um zu rekonstruieren, wie aus dem Andi der »Kitzbühel-Killer« werden konnte, hat der SPIEGEL mit Familienangehörigen, Freunden, Bekannten und Ermittlern gesprochen, Dokumente wie die Anklageschrift und das psychiatrische Gerichtsgutachten ausgewertet.

»Weder leidet Herr E. an einer höhergradigen seelisch-geistigen Abnormität, noch ist eine hohe Wahrscheinlichkeit weiterer Handlungen mit schweren Folgen zuzuschreiben«, lautet der letzte Satz des Gutachtens.

Der Hühnerdieb

Vor der Eingangstür des Elternhauses stehen zwei Paar Pantoffeln neben einer braunen Fußmatte mit der Aufschrift »Welcome«. Die Blumenbeete sind gepflegt, die Wege gekehrt, das Garagentor und die Fensterläden geschlossen. Christine und Michael E. haben hier am Ortsrand von Kitzbühel zwei Söhne großgezogen. Sie haben beschlossen zu bleiben, auch wenn sie jetzt die Eltern eines Fünffachmörders sind. Robert E. ist dreieinhalb Jahre älter als sein Bruder Andreas, er hat Biologie studiert und arbeitet in Japan.

Michael E., der Vater, ist im Ruhestand und engagiert sich im Kitzbüheler Ski- Klub. Christine E., die Mutter, hilft beim jährlichen Tennisturnier, ist Mitglied im Turnverein und bei der Wasserrettung. Er arbeitete bei einer Versicherung, sie als Sekretärin.

Andreas E. lebte zuletzt in der Einliegerwohnung im Untergeschoss, mit eigenem Eingang. Von der Gartenbank vor seinem Fenster schaute er beim Rauchen auf das Panorama der Kitzbüheler Alpen. Auf der Lehne des Sofas in seinem Zimmer sitzen Hundi und Doggie, seine zwei Stoffhunde aus Kindertagen. Seine anderen Sachen, die Playstation, das silberne Audi-Logo mit den vier Ringen, den FPÖ-Schal, auf dem »Aus Liebe zur Heimat« steht, haben seine Eltern verstaut.

In der Justizanstalt Innsbruck teilt sich Andreas E. mit zwei Häftlingen eine Raucherzelle im vierten Stock. Man möchte ihn nicht allein unterbringen, er könnte sich etwas antun. Zweimal die Woche darf er für eine halbe Stunde Besuch empfangen. Seine Mutter notiert sich zuvor in einen Block, was sie besprechen müssen. Ihre Fitnesstrainerin hat ihr Übungen aufgeschrieben, mit denen sich der Andi auf dem begrenzten Raum in seiner Zelle fit halten kann. Wenn er frische Kleidung braucht, bringt sie ihm welche mit.

Zwei Monate nach der Tat wurde Andreas E. von der Justizanstalt Innsbruck nach Linz gefahren und im Auftrag der Staatsanwaltschaft von Adelheid Kastner, Expertin der Forensischen Psychiatrie und Chefärztin am Universitätsklinikum Linz, begutachtet. Seit mehr als 20 Jahren versucht sie zu verstehen, wie aus Menschen Gewaltverbrecher wer-

den. Ihr bekanntester Fall war Josef Fritzl, der seine Tochter im Keller gefangen gehalten und sieben Kinder mit ihr gezeugt hatte. Er wurde das »Monster von Amstetten« genannt.

Zwei Tage lang befragte Kastner Andreas E. Es wurde eine Magnetresonanztomografie seines Schädels durchgeführt. Außerdem wurde seine kognitive Leistungsfähigkeit getestet, um herauszufinden, ob bei ihm neurologische Schäden oder eine Intelligenzminderung vorliegen. Insgesamt wurden elf Verfahren wie der Rorschach-Test oder der Aufmerksamkeits- Konzentrationstest angewandt. Ergebnis: Andreas E. ist aus neurologischer Sicht gesund und durchschnittlich intelligent.

Kastners Gutachten umfasst 60 Seiten. E.s Einlassungen sind ausführlich. Sie lesen sich, als sei er erleichtert gewesen, reden zu dürfen und angehört zu werden. Er würde das Ganze rasend gern rückgängig machen, sagt E., für einen wie ihn komme als Strafe nur »lebenslänglich« infrage. Seine Mutter habe es jedem recht machen wollen, sein Vater habe ihm vor Urlauben ab und zu eine Watschn gegeben, weil er, der Vater, vor langen Autofahrten so nervös gewesen sei. Ansonsten sei seine Kindheit problemlos verlaufen.

Andreas E. besuchte die Grund- und Hauptschule in Kitzbühel und wechselte danach auf die Höhere Technische Lehranstalt in Saalfelden, 35 Minuten mit dem Zug entfernt. Er lernte Bautechnik, war praktisch veranlagt, half seinem Opa beim Renovieren von dessen Haus und legte seiner Mutter ein Gartenbeet an. Mit 16 Jahren wurde bei ihm Diabetes Typ 1 festgestellt, seitdem trägt er eine Insulinpumpe.

Nach dem Schulabschluss fand Andreas E. erst mal keinen Job. Er fuhr mit seinen Freunden durch die Gegend, einmal drifteten sie mit dem Auto auf das Feld eines Bauern. Ein anderes Mal stahlen sie eine Henne, die E. mit einer Machete köpfte. Anschließend schmiss er den Kadaver in einen Bach. Sie brachen einen Kaugummiautomaten auf und teilten sich das Geld. Mit einem Luftdruckgewehr schossen sie auf Schnecken.

Als die Polizei Andreas E. danach befragte, sagte er, sie hätten aus Langeweile auf die Schnecken geschossen, es sei einfach lustig gewesen. Dass ein solches Tier Schmerzen empfinden könne, daran habe er nicht gedacht, auch bei der Henne nicht.

Sein Opa vermittelte Andreas E. eine Stelle bei HV Bau in Kitzbühel. Sieben Jahre lang arbeitete er bei der Firma, bis zu seiner Verhaftung. Er baute an Skiliften mit, an Einfamilienhäusern und Hotels. Er erledigte Betonierarbeiten und Kanalverlegungen, fand Gefallen am Schalen und Mauern. Von seinen Vorgesetzten und Kollegen fühlte er sich respektiert. Seinen Eltern missfiel, wenn er den Jargon vom Bau mit an den Esstisch brachte.

Bibi und Mausi

Andreas E. war 19 Jahre alt, als er vor dem Libro, einem Schreibwarenladen in Kitzbühel, Nadine H. kennenlernte, ein schlankes Mädchen mit hellbraunen Haaren, fünf Jahre jünger als er. Er mochte, dass sie ihn mochte, so wie er war. Er musste sich vor ihr

nicht verstellen. Auch seine Diabetes-Erkrankung war kein Problem, im Gegenteil, sie sagte ihm oft, dass sie ihn unterstütze.

E. freundete sich mit Nadines Bruder Kevin an, Autonarr wie er selbst. Sie redeten beide nicht viel, werkelten lieber. Hinter dem Haus der H.s war in ihrer Garage eine Werkstatt eingerichtet, mit Hebebühne. Hier trafen sich die Freunde nach der Arbeit, um an Autos zu schrauben, sie tieferzulegen, Teile wie den Auspuff auszutauschen.

Nadines Eltern, Andrea und Rupert H., saßen oft vor ihrem Haus im Garten, tranken Schützenbräu-Bier und rauchten. Sie machten sich nicht viel aus ihrem Äußeren, trugen Clogs und alte Sweatshirts. Ihnen gehörte das Haus und das Grundstück unterhalb des Römerwegs, auf der sonnigen Seite Kitzbühels, Bestlage. Wenn sie verkauft hätten, wie andere Einheimische, wären sie Millionäre geworden, aber das interessierte sie nicht.

Sie waren glücklich, wenn die Jugendlichen auf Mopeds über ihre Wiese rasten. Rupert H. mähte, fuhr Traktor und räumte im Winter Schnee. Er arbeitete als Hausmeister. Es gab nichts, was er nicht reparieren konnte. Andrea H. panierte Wiener Schnitzel und kochte Gulasch. An Weihnachten buk sie Plätzchen und verschenkte sie. Wenn man bei den H.s vor dem Eintreten geklopft habe, sagen Freunde, habe man einen Anschiss bekommen.

Andreas E. verbrachte fast seine gesamte Freizeit bei Nadine H. und ihrer Familie. Neben Nadine und Kevin gehörten Tobi, Max und Lara zu ihrer Sechserclique. Sie fuhren zu McDonald's in den Nachbarort St. Johann, bestellten Cola und Pommes frites, fuhren weiter. Sie wussten, wo die Blitzer auf den Landstraßen um Kitzbühel standen und wo sie beschleunigen konnten.

An den Wochenenden trafen sie sich bei den H.s oder bei Tobis Eltern, rauchten, glühten vor, mit Jägermeister und Wodka Red Bull. Danach gingen sie aus, in die Kneipen in der Innenstadt von Kitzbühel oder auf den Kitzbüheler Jahrmarkt, das Feuerwehrfest. Andreas E. war oft der Fahrer, weil er wegen seiner Diabetes-Erkrankung nicht viel Alkohol trinken durfte.

Nadine H. schloss eine Lehre zur Kauffrau ab, arbeitete bei der Firma Idealbau in der Nähe ihres Elternhauses, zuständig unter anderem für den Baustoffhandel. Eine geschätzte junge Kollegin, lernbegierig und fleißig. Als sie in Innsbruck eine Auszeichnung für ihre Ausbildungsleistung erhielt, fuhr der Chef mit ihr zur Verleihung.

Am vierten Jahrestag ihrer Beziehung schenkte Nadine H. ihrem Freund ein schwarzes Ringbuch. »Andreas & Nadine« schrieb sie in goldener Schrift auf das Cover, klebte ein rotes Herz unter ein Foto, auf dem sie sich küssten. Auf den nächsten Seiten gestand sie ihm in kleinen Texten ihre Liebe. Die Fotos zeigen ein junges Paar beim Liebesringtausch in Wien, im Urlaub im kroatischen Krk, in festlicher Tracht auf einer Wiese. »Ich weiß, es klingt naiv, weil ich noch jung bin, aber ich kann mir ein Leben ohne dich gar nicht mehr vorstellen«, schrieb sie.

Andreas E. konnte sich ein Leben ohne Nadine H. auch nicht vorstellen. Sie war gerade erst volljährig geworden, aber für ihn stand der Lebensplan fest. Sie war seine Frau, er war ihr Mann. Sie nannte ihn Bibi, er nannte sie Mausi.

E. habe eine »holzschnittartige Wahrnehmung«, analysiert Adelheid Kastner in ihrem Gerichtsgutachten, die ein Denken und Empfinden in Schwarz-Weiß- Kategorien fördere. Das erschwere den Umgang mit Zwischentönen und Grauschattierungen. E. zeige außerdem auch eine gewisse Starre in seinen Plänen und eine Neigung, unbeirrbar an gefassten Entscheidungen und etablierten Verhältnissen festhalten zu wollen. Andreas E. sei nicht in der Lage, seine ausgeprägte emotionale Bedürftigkeit zu formulieren und zu analysieren.

Zehn Jahre lang hatten Rupert und Andrea H. die Einliegerwohnung im Obergeschoss ihres Hauses an eine Münchner Familie vermietet, die vor allem in der Wintersaison die Wochenenden gern in Kitzbühel verbrachte. Im Dezember 2018 kündigten sie den Mietern, weil die Nadine und der Andi zusammenwohnen wollten.

Andreas E. unterschrieb einen Mietver- trag und meldete sich um. Er verlegte ei- nen neuen Holzboden, flieste das Bad, strich die Wände. Er schichtete Holz für den Ofen, baute ein Müllhäuschen im Garten. Sie kauften sich ein Bett. Dieses Jahr, sagt E. während der Begutachtung, habe er Nadine fragen wollen, ob sie ihn heiraten möchte. Da wäre sie 20 Jahre alt geworden, was doch ein gutes Alter sei.

Unter der Woche stand Andreas E. um kurz nach fünf Uhr morgens auf und fuhr auf den Bau. Nadine H. schlief da noch. Abends war er müde. Er wollte mit ihr essen, einen Film gucken, sich entspannen. Nadine H. wollte etwas erleben.

Mit ihrer Freundin Lara ging sie zu den Heimspielen der »Adler«, der Kitzbüheler Eishockeymannschaft. Danach trafen sie einige der Spieler in der Stadt. Sie machten Mädelswochenenden. Manchmal kam Nadine H. erst morgens nach Hause. Andreas E. beschwerte sich: Sie könne doch wenigstens eine Nachricht schicken, wenn sie nachts nicht heimkomme.

Nadine H. klagte über seine Arbeitszeiten und seine Lethargie. Verstand nicht, warum er so häuslich und bequem geworden war. In der Clique wurde darüber gesprochen, einen Dreier zu probieren, eher im Spaß. Für Andreas E. kam das nicht infrage. Nadine H. schlug ihm eine offene Beziehung vor. Wenn sie das unbedingt wolle, habe er ihr laut dem Gutachten gesagt, dann pimpere er aber auch eine andere, sonst sei das nicht ausgeglichen, und bevor er keine andere habe, dürfe sie auch nicht.

Ende Juli 2019 machte Nadine H. Schluss. Sie habe ihm »auf weibliche Art lange Zeit Hinweise« gegeben, dass es für sie nicht mehr stimme, sagte sie ihm, so erzählt es Andreas E., die Freunde bestätigen es. Sie wollte nicht mehr mit ihm zusammen sein, aber sie wollte ihn auch nicht als Freund verlieren. Er war ihre erste Liebe gewesen, er war ihr wichtig. Wenn sich die Clique traf, war er für sie nun nicht mehr der Bibi, sondern der Andi, ihr Ex- Freund. Diskussionen mit ihm versuchte sie aus dem Weg zu gehen.

Andreas E. lud Nadine H. in den Alpenzoo nach Innsbruck ein und zum Sushi-Essen. Er bat sie um eine zweite Chance, schlug ihr eine Trennung auf Zeit vor, aber sie wollte nicht. Sie übernachtete nun oft bei einer Freundin oder im Gästezimmer.

Die amerikanischen Psychoanalytiker Salman Akhtar und J. Anderson Thomson unterschieden 1982 in einer Studie zwischen offenem und verdecktem Narzissmus. Demnach wäre Andreas E. ein verdeckter Narzisst, der sich unterlegen und wertlos fühlt, hypersensibel ist und nach Stärke sucht. »Gerade die Form des verdeckten Narzissmus kann bei Intimiziden und insofern auch bei Affektdelikten eine wichtige Rolle als Bestandteil der psychologischen Prozesse spielen«, schreibt Andreas Marneros in seinem Buch »Intimizid«.

Es gibt Menschen, denen es leichter fällt zu zerstören als zu verlieren.

Andreas E. zog zurück zu seinen Eltern. Er aß wenig und nahm ab. Lag auf seinem Bett, trank Eistee und schaute fern. Weinte, nächtelang. Er rief Nadine H. an, schickte ihr WhatsApp-Nachrichten, immer wieder.

»Gib mir eine Chance, treffen wir uns zum Reden, probieren wir's noch einmal«, schrieb er. Manchmal sah er sie zwei Wochen am Stück nicht. Wenn die Nadine eine Beziehung zu einem anderen Mann eingehe, bringe er beide um, soll E. beiläufig erwähnt haben, das sagten ein Freund und eine Freundin in ihren Vernehmungen nach der Tat aus.

Andreas E. fragte Kevin H., Nadines Bruder, einen seiner besten Freunde, was denn jetzt aus ihrer Freundschaft werde. Das werde schon passen, antwortete der.

E. hatte Angst, nicht nur seine Frau zu verlieren, sondern auch das Haus im Walsenbachweg und seine Bewohner, bei denen er sich aufgehoben fühlte.

Sand im Mund

Am 5. Oktober 2019 trifft sich Andreas E. mit Kevin H. und dessen Freundin in der Kitzbüheler Innenstadt. Es ist Samstagabend, sie wollen ausgehen. E. hat seit ein paar Wochen eine neue Frisur, stylt sich seine kurzen Haare jetzt mit Gel. Er hat sich bei Tinder angemeldet und ein Reihenhaus gefunden, das er finanzieren könnte und am Montag besichtigen will. Es gebe doch auch noch andere schöne Frauen, sagen ihm seine Freunde.

Sie trinken Bier an der Bar des Restaurants Glockenspiel, gehen anschließend in die Kneipe Licht'l in der Fußgängerzone und kommen gegen Mitternacht im The Londoner an. Der Pub mit seinen roten Hockern und der kleinen Bühne, auf der Musiker »Mrs Robinson« oder »Hey Jude« spielen, ist eine Institution bei Einheimischen und Touristen. Im Winter stapfen Skilehrer und ihre Schüler von der Hahnenkammbahn in Skischuhen hierher.

Kevin H.s Freundin gibt in der Vernehmung bei der Polizei an, dass sie nicht betrunken gewesen seien, als sie den Pub betreten haben. Ihr sei irgendwann aufgefallen, dass Andreas auf etwas gestarrt habe. Sie habe dann bemerkt, dass Nadine an einem Tisch gesessen habe.

Nadine H. war zuvor auf der Einweihungsfeier des neuen Vereinsheims vom Kitzbüheler Ski-Klub gewesen. Ihre Firma hatte beim Bau geholfen. Sie fühlte sich leicht kränklich, wollte eigentlich zu Hause bleiben, ihre Freundinnen hatten sie überredet mitzukommen. Nach der Feier gingen sie in den Pub.

Nadine H. unterhält sich mit einem Bekannten, als Andreas E. an den Tisch kommt, sie am Unterarm packt und wegziehen will. Er müsse mit ihr reden, sagt er. Ein Gast will ihr helfen. Andreas E. schubst ihn weg. Der Türsteher muss die Männer trennen.

Eine Freundin von Nadine H., die mit ihr in dieser Nacht unterwegs ist, sagt in ihrer Vernehmung, Nadine H. und Andreas E. hätten sich nach der Rangelei kurz an einen Tisch im Eingangsbereich gesetzt, um zu reden. Nach zwei oder drei Minuten sei Nadine mit wässrigen Augen zurückgekommen und habe gesagt, dass sie nie mehr mit diesem Arschloch sprechen werde. Ein gewisser Flo werde sie abholen und nach Hause bringen.

Florian J. ist der neue Torhüter der »Adler«, der Kitzbüheler Eishockeymannschaft. Er ist 24 Jahre alt und gerade von den Wattener »Penguins« nach Kitzbühel gewechselt. Am Abend hatte er sein Debüt gegeben. Die Adler haben zwar 1:2 verloren, aber Florian J. ist wegen seiner herausragenden Paraden zum Man of the Match gewählt worden.

Eine gute Stunde nachdem Nadine H. gegangen ist, verlassen auch Andreas E., Kevin H. und dessen Freundin den Pub. Sie nehmen ein Taxi. Nach wenigen Metern reißt Andreas E. die Tür auf. Er wolle noch nicht nach Hause, sagt er, sondern zur Nadine, um mit ihr zu reden. Er geht zu seinem Chevrolet-Geländewagen, den er in der Nähe geparkt hat. Kevin H. setzt seine Freundin ab und lässt sich dann nach Hause fahren.

Gegen vier Uhr morgens kommt Andreas E. im Walsenbachweg 44 an. Vor der Garage sieht er ein Auto, das er nicht kennt. Es hat kein Kitzbüheler Kennzeichen. Er glaubt, dass es Nadine H.s neuem Freund gehört. Der Vater öffnet die Tür. Ob er zur Nadine hochkönne, mit ihr reden. Rupert H. sagt, nein, das gehe nicht. Er solle die Nadine vergessen, heimfahren und schlafen. Sie rauchen vor dem Haus eine Zigarette, dann fährt E. wieder.

Andreas E. erzählt Adelheid Kastner während der Begutachtung, er habe sich gedacht, jetzt sind wir noch gar nicht lang auseinander, und schon hat sie einen Neuen. Das habe sich angefühlt »wie Sand im Mund«.

Der forensische Psychiater Wilfried Rasch hat 1964 ein Standardwerk über Menschen geschrieben, die ihren Intimpartner töten. Andreas E. ist nach seiner Typologisierung ein Situationstäter. Sein kriminelles Verhalten entsteht in der Regel aus einer einmaligen Lebenskonstellation. Situationstäter sind oft weder davor noch danach kriminell

auffällig. Eine Krise bedroht ihre Persönlichkeit so fundamental, dass sie sich nicht anders zu helfen wissen, als sie mit Gewalt zu lösen. Wenn du mir nicht gehörst, dann gehörst du keinem, ist ein häufiges Mordmotiv. Solche Täter sind meist unreife, unsichere Persönlichkeiten, die sich emotional so in die Ecke gedrängt fühlen, dass sie keinen anderen Ausweg sehen, als das, was sie belastet, auszulöschen.

Andreas E. ruft in dieser Nacht Nadine H. an, mehr als 20-mal versucht er durchzukommen, hat aber nur die Mailbox dran. Auch ihr Bruder Kevin H. beantwortet sei- ne Anrufe nicht. E. parkt am Straßenrand und läuft zurück. Kevin H. steht mit seinem Vater vor dem Haus.

Der Vater, sagt E. in seiner Vernehmung, habe ihn dann aufgefordert, sich heimzuschleichen und sie in Ruhe zu lassen. Dann sei Nadine H. aus dem Haus gekommen, in einem Jogginganzug, und habe ihn angeschrien, er solle sich schleichen und nie mehr wiederkommen. Er habe erwidert, dass sie ihn nicht so einfach loswerde, weil Kevin sein Kumpel sei. Daraufhin habe Kevin H. gesagt, dann seien sie eben keine Freunde mehr, dann gäbe es nichts mehr. Nadine H. habe ihn gefragt, was er denn noch von ihr wolle. Sie habe ihn zweimal beschissen.

Wenn die Diskussion vor dem Haus stattgefunden hat, und es findet sich niemand, der E. zutraut, die Dialoge erfunden zu haben, dann bricht ihm in diesem Moment alles weg, was ihm wichtig ist.

Menschen, die selbstbewusst sind, haben gelernt, in solchen Situationen mit ihrer Enttäuschung umzugehen. Menschen, deren Selbstwert stark von der Anerkennung anderer abhängt, können das nicht. Sie haben eine geringe Frustrationstoleranz. Der Liebesentzug ist für sie eine massive Belastung.

Andreas E. sagt, er habe dann beschlossen, alle umzubringen.

Er fährt zu seinem Elternhaus. Die Straßen sind leer, er braucht keine Viertelstunde. Sein Vater schläft, seine Mutter ist auf einer Exkursion mit der Wasserrettung. Aus einer Schatulle im Wohnzimmer holt E. den Schlüssel zum Safe seines Bruders. Robert E. hat einen Jagdschein und darf Waffen im Haus aufbewahren. Andreas E. nimmt die Pistole, 50 Patronen und zwei Magazine, die er mit jeweils 15 Patronen füllt. Ein Magazin schiebt er in den Pis- tolengriff, das zweite sowie die restlichen 20 Patronen und die Messer packt er ein.

Gegen 5.30 Uhr läutet Andreas E. bei den H.s. Aus dem Auto hat er noch seinen blauen Baseballschläger mitgebracht. Er sieht, dass im Flur Licht brennt, und entsichert die Pistole. Rupert H. öffnet. E. schießt ihm sofort in den Kopf. Rupert H. fällt nach hinten.

Obduktionsergebnis Rupert H.: Er verstarb an den Folgen von zwei Kopfschüssen an den Hauptfaktoren Blutverlust und Bluteinatmung in Kombination mit primärer Läsion des Mittelhirns.

Andreas E. geht an dem leblosen Körper vorbei, links ins Zimmer von Kevin H. Er schießt fünfmal auf seinen Freund, der im Bett liegt. Trifft ihn an den Gliedmaßen, am Rumpf und am Kopf. Für den Kopfsteckschuss setzt er die Pistole rechts am Kopf an.

Obduktionsergebnis Kevin H.: Hochgradiger Blutverlust in die Brusthöhle aus einem Herzdurchschuss in Kombination mit den schussbedingten Gehirnverletzungen und einem agonalen Erbrechen mit Einatmung von Erbrochenem.

Andrea H., die Mutter von Nadine, ist wach geworden. Sie öffnet die Tür des Elternschlafzimmers, das ans Zimmer ihres Sohnes grenzt. E. schießt ihr in die linke Stirngegend knapp oberhalb der Augenbraue.

Obduktionsergebnis Andrea H.: Blutverlust, Bluteinatmung und venöse Luftembolie.

Eine Treppe führt zum Obergeschoss, die Verbindungstür ist verschlossen. Andreas E. versucht, sie aufzuschießen, aber es gelingt ihm nicht. Er geht um das Haus herum, klettert auf den Balkon im ersten Stock und schlägt das Fenster der Terrassentür mit dem Baseballschläger ein. Nadine H. sei im Wohnzimmer auf ihn zugekommen, sagt E., habe ihm etwas zugerufen, an das er sich nicht mehr erinnere. Er schießt ihr ins Gesicht.

Obduktionsergebnis Nadine H.: Sie erlitt zwei Kopfschüsse. Sie verstarb kausal an den dadurch erlittenen Hauptfaktoren Blutverlust nach außen und venöse Lufembolie. An ihrem Leichnam wurden frische Weichteilquetschungen am linken Ober- und Unterarm festgestellt, die als Zupack-Halte-Verletzungen interpretiert werden können.

Andreas E. hört, dass jemand die Treppe hinunterläuft. Er schießt auf den Körper, den er im Dunkeln nicht richtig ausmachen kann, trifft Florian J. in die linke Hand und am Kopf. Wie bei Kevin H. setzt er die Pistole beim letzten Schuss am Kopf an und richtet ihn hin. Die molekulargenetische Untersuchung wird das Blut von Kevin H. und Florian J. an der Laufmündung der Pistole nachweisen.

Obduktionsergebnis Florian J.: Er erlitt drei Schussverletzungen und erlag einer venösen Luftembolie als Folge eines Kopf-Nacken-Steckschusses. Festgestellte Weichteilquetschungen und Abschürfungen an seinem rechten Bein sowie an der Unterlippeninnenseite festgestellte geringgradige Verletzungen sind dem Sturz- Aufschlaggeschehen zuzuordnen.

Am 12. August 2020 muss sich Andreas E. vor dem Landesgericht Innsbruck für seine Tat verantworten. »Bei Herrn E. lagen zum Tatzeitpunkt vom 6.10.2019 die psychiatrischen Grundlagen der Zurechnungsfähigkeit vor bzw. können sämtliche mögliche Grundlagen der Zurechnungsunfähigkeit ausgeschlossen werden«, schreibt Adelheid Kastner am Ende des Gutachtens. Die Voraussetzungen für Strafmilderung oder die Unterbringung in einer psychiatrischen Einrichtung sind somit offenbar nicht gegeben.

Während er die Frau, die er liebte, und vier weitere Menschen tötete, sagt Andreas E., habe er die ganze Zeit geweint.

A

l

i

q

u

a

m

l

o

r

e

m

a

n

t

e

,

d

a

p

i

b

u

s

i

n

,

v

i

Die Frontfrau

Die 27-jährige Zarifa Ghafari ist eine von zwei Bürgermeisterinnen Afghanistans. Seit eineinhalb Jahren ist sie in der Stadt Maidan Schar im Amt, an der Grenze zum Taliban-Gebiet. Im Ausland wird sie gefeiert, doch vor Ort stößt sie auf Ablehnung – nicht nur, weil sie eine Frau ist.

Von Wolfgang Bauer, Zeit Magazin, 13. Juni 2020

In dem Moment, als Zarifa Ghafari den Markt der Stadt Maidan Schar betritt, wird es auf dem Platz ganz still. Ihre Mitarbeiter haben sie zuvor eindringlich gewarnt, dass heute aus der Menge ein Attentäter auf sie schießen könnte. Doch sie ignoriert die Gerüchte. Sie steigt aus ihrem Wagen, eine kleine Frau, die den meisten Männern nur bis zur Brust reicht. Sie drängt durch die Menge aus Hunderten Männern, die sich alle nach ihr umdrehen, der einzigen Frau unter ihnen: Händler, die auf dem Markt ihre Waren verkaufen, Kunden, die mit ihnen um Preise feilschen. Sie alle halten jetzt inne. "Warum befolgt ihr nicht meine Befehle?!", ruft Ghafari in die Masse aus schweigenden Männern. Sie sehen finster auf die 27-Jährige. In den Blicken der meisten ist Hass. Über dem Markt der kleinen Stadt in den verschneiten Bergen Afghanistans liegt eine erwartungsvolle Spannung, als würden alle jederzeit mit dem Knall eines Gewehrschusses rechnen.

"Ich werde euch zwingen, das Gesetz zu achten!", ruft Zarifa Ghafari. "Weg mit euch! Fort!", brüllt sie die Straßenhändler an, die mit ihren Holzkarren und Gemüseauslagen die Fahrbahn schwer passierbar machen. "Wie oft war ich hier und habe gesagt, ihr sollt verschwinden?", fragt sie einen Händler wütend.

"Dreimal", sagt er leise.

"Warum bist du noch hier?", fragt sie.

"Gib mir Zeit", sagt er.

"Weg! Weg! Ich werde eure Karren in den Mülllaster werfen lassen!", ruft sie und hastet zum nächsten Verkaufsstand. In einigem Abstand folgen ihr zehn bewaffnete Polizisten. Sie sollen sie schützen, doch auch die Uniformierten blicken voller Ablehnung auf sie.

Zarifa Ghafari ist Bürgermeisterin von Maidan Schar, einer Stadt mit etwa 35.000 Einwohnern in der Provinz Wardak, eine Autostunde westlich von Kabul. Sie ist in Afghanistan eine von lediglich zwei Frauen, die an der Spitze einer Stadtverwaltung stehen. Afghanistan ist im Jahr 2020 von der Welt fast aufgegeben. Ein Land, 14 Ethnien und 36 Millionen Einwohner, karge Hochgebirge und weite Talebenen. Nach 40 Jahren Bürgerkrieg der Inbegriff der Rückständigkeit. Das Land der Burka, in dem die meisten Dörfer von den Taliban beherrscht werden, die Regierung auf die Städte und Nationalstraßen zurückgeworfen ist und die

Wirtschaft daniederliegt. Der Traum des Westens, das Land in eine Demokratie zu transformieren, ist gescheitert. Nach der Ankündigung der USA, in den nächsten 14 Monaten ihre Truppen abzuziehen, sämtliche 13.000 US-Militärs heimzubeordern, rechnen viele mit dem Fall der Regierung und dem Sieg der Taliban.

Zarifa Ghafari stürmt über den Platz, mit Turnschuhen, in Jeans, das blaue Kopftuch nur halb übergeworfen. Haarsträhnen fallen ihr wild über das Gesicht, das ganz weich ist, aber wie zerbrochen wirkt, als bestehe es aus zwei Teilen. Die schlecht verheilten Spuren eines Autounfalls, bei dem sie sich vor einigen Jahren den Unterkiefer brach. Sie hat in ihrem Leben viele Verwundungen erlitten, ist selbst hart geworden wie eine Narbe. "Der Gehweg ist zum Gehen da!", zürnt sie einem weiteren Händler, der sein Gemüse auf den Trottoir ausgebreitet hat. Ghafari, die erst vor neun Monaten ihr Amt als Bürgermeisterin antrat, ist damit beschäftigt, den Markt neu zu ordnen. Die Handkarren der Händler verengen zu Dutzenden die Fahrbahn der Nationalstraße. In Kriegszeiten eine Lappalie, könnte man sagen, aber für die junge Bürgermeisterin ein Test ihrer neuen Autorität.

"Chaos!", schimpft sie. Ihre Vorgänger hatten den Kampf gegen die Händler begonnen, aber nur halbherzig, nicht so wie Zarifa Ghafari. Hinter ihr parkt der städtische Müllwagen, in den sie wenig später ihre Mitarbeiter die Handkarren werfen lassen wird. Doch wenn Ghafari den Platz verlassen hat und die Marktaufseher Dienstschluss haben, werden die Händler mit ihren Waren schon bald zurückkehren.

Wir, der Reporter und der Fotograf, wollen Ghafari in den nächsten drei Wochen begleiten, aber schon jetzt, am ersten Tag, auf dem Markt, ist uns die Gefahr eines Attentats zu groß. Nach nur 20 Minuten an ihrer Seite geben wir auf und ziehen uns ins sichere Rathaus zurück. Den Mut, den sie aufbringt, haben wir nicht.

Die Regierung, die finanziell fast völlig vom Wohlwollen des Westens abhängig ist, will demonstrieren, dass sie Frauen in Führungspositionen fördert und die vom Westen eingeforderten universellen Menschenrechte umsetzt. Ein Dekret des afghanischen Präsidenten hat Ghafari nach einem Auswahlverfahren vor anderthalb Jahren zur Bürgermeisterin gemacht, ausgerechnet in Maidan Schar. Seit Jahren steht die Stadt kurz davor, von den Kämpfern der Taliban überrannt zu werden.

Verwundbar liegt sie am Ende eines Hochgebirgstals. Die letzte Stadt vor Kabul. Um Kabul zu erobern, muss man zuerst Maidan Schar kontrollieren. Aus der Ferne wirkt der Ort wie eine Ansammlung von Dörfern. Jedes Haus eine Festung. Eine Landschaft aus hohen Lehmmauern, unsichtbar dahinter die flachen Wohnhäuser. Die neueren sind aus grauen unverputzten Zementsteinen. Nur um den Markt herum verdichtet sich die Bebauung. Eine Achse aus vierstöckigen Geschäftshäusern, die Fassaden bedeckt mit Werbeschildern, Spuren der Boomjahre Anfang der 2000er, nach der Invasion durch die USA und ihre Verbündeten, als Hamid Karsai Präsident war, als viele Milliarden Dollar internationaler Aufbauhilfe ins Land flossen. Die Stadt ist eine der jüngsten Afghanistans und wurde erst 1974 gegründet, damals noch vom König, als Hauptstadt der Bergprovinz Wardak. "Die Stadt des leeren Feldes", nannte sie der König – Maidan Schar.

Der Bürgermeisterposten war 2017 vakant geworden, weil der Vorgänger illegal Grundstücke aus städtischem Besitz verkauft hatte. Mit angeblich 1,5 Millionen Dollar soll er nach Australien geflohen sein. Er steht in einer Reihe von vier Bürgermeistern, die einer nach dem

anderen die Stadt plünderten. Beim Amtsantritt von Zarifa Ghafari, so schätzen ihre Mitarbeiter, sind der Stadt nur noch zehn Prozent ihrer einstigen Liegenschaften geblieben. Die Vorgänger, heißt es aus der Verwaltung, kauften ihre Ämter für jeweils 100.000 Euro von den damaligen Gouverneuren. Dafür hätten sie Kredite bei örtlichen Geschäftsleuten aufgenommen und ihre Schulden dann mit illegalen Grundstücksverkäufen beglichen. Jetzt, wo es nichts mehr zu plündern gibt, entschied sich die Regierung, den Posten über ein Auswahlverfahren an den qualifiziertesten Bewerber zu vergeben. Ghafari lag nach Punkten unter 26 Bewerbern an dritter Stelle. Der Präsidentenpalast gab ihr fünf Punkte extra, um eine Frau an der Spitze zu sehen. Sie ist nach langer Zeit das erste Stadtoberhaupt, das den Posten nicht käuflich erworben hat.

Die Ältesten von Maidan Schar verhinderten acht Monate lang, dass sie ihr Amt antreten konnte. Sie blockierten die Einfahrt zum Rathaus und warfen mit Steinen nach ihr. Erst nach einer Intervention des Präsidenten konnte sie im Juli 2019 mit der Arbeit beginnen. Die Welt feierte die mutige Frau. Nur drei Monate später wählte sie die BBC in die Liste der hundert inspirierendsten Frauen der Welt, bald darauf wurde sie von der First Lady Melania Trump und US-Außenminister Mike Pompeo nach Washington eingeladen und ausgezeichnet. "Ich versuche als Nächstes, den Friedensnobelpreis zu bekommen", sagt sie und meint es so. Es gibt wenig Grund zur Hoffnung in Afghanistan, doch Zarifa Ghafari scheint einer zu sein.

Kraftlos und gekrümmt sitzt die Bürgermeisterin in einem Sessel in ihrem Amtszimmer. Sie ist nach einer Stunde zurückgekehrt in die Festung der Provinzverwaltung, die einen Kilometer vom Markt entfernt liegt. Hier, geschützt von hohen Betonwällen und einem Dutzend Soldaten, befindet sich das Gebäude der Stadtverwaltung. Ein schlichter Zweckbau, zweistöckig und blau gestrichen, auf dem Flachdach liegt in diesem Frühjahr dick der Schnee. Nur zwei Räume sind mit Holzöfen beheizt. "Ich bin sehr müde", sagt sie nach einigen Minuten des Schweigens.

Dann reißt sie sich wieder zusammen, richtet sich auf, um von ihren Erfolgen zu erzählen. Die Männer der Stadt würden sie mittlerweile respektieren. Sie wolle die Lebensbedingungen verbessern, die Frauenrechte fördern, die Bildung. Sie spricht, als verwalte sie nicht eine Stadt in einem Kriegsgebiet, sondern in Europa oder den USA. Ihr ganzes Erwachsenenleben hat sie an einer Universität im friedlichen Indien verbracht. Sie erzählt von ihren Plänen: Sie wolle einen Vergnügungspark mit einem Riesenrad bauen. Dann müssten die Familien mit ihren Kindern nicht mehr nach Kabul, um Spaß zu haben. Sie erzählt von einem unterirdischen Kaufhaus, in dem sich Frauen besser geschützt bewegen könnten. Solche Kaufhäuser gibt es auch in anderen Städten Afghanistans, die allerdings alle viel größer sind als Maidan Schar. Das Projekt werde von einer ausländischen NGO finanziert, es ist im Bau.

Die Korruption in der Verwaltung habe sie völlig gestoppt und die Steuereinnahmen der Stadt deutlich gesteigert. Wenn es schneit, fährt sie hinaus und kontrolliert, ob der Räumtrupp tatsächlich räumt. Ihre Einsätze postet Ghafari auf ihrem Facebook-Profil und garniert sie mit patriotischen Bekenntnissen. Ghafari ist ein Medienprofi, sie hat Follower auf der ganzen Welt. In Maidan Schar erreicht sie mit Twitter und Facebook nur die wohlhabenderen Einwohner. Die ärmeren haben kein Smartphone.

Zarifa Ghafari ist Angehörige der kleinen Mittelschicht. Geboren wurde sie in einem Dorf in Wardak als Tochter eines Offiziers, der mit den Kommunisten gegen die Mudschahedin kämpfte, und einer Physikerin, die heute als Lehrerin arbeitet. Das Stipendium eines afghanischen Parlamentariers ermöglichte ihr das Studium in Indien, Makroökonomie und Management. Sie hatte 2017 gerade ihren Master gemacht, als sie auf Facebook die Stellenausschreibung für Maidan Schar entdeckte.

Afghanistan ist für Frauen immer noch einer der schlimmsten Orte auf der Welt. Zwei Drittel von ihnen gehen nicht zur Schule. 86 Prozent können Studien zufolge weder lesen noch schreiben. 70 bis 80 Prozent werden zwangsverheiratet, oft noch vor dem 16. Lebensjahr. 80 Prozent aller Suizide werden von Frauen begangen. Nie seit dem Fall der Taliban 2001 war es für Frauen in Afghanistan so gefährlich, in der Öffentlichkeit zu stehen. Fast jede Woche werden Anschläge auf Politikerinnen, Aktivistinnen oder Journalistinnen verübt. Doch gab es noch nie so viele Frauen, die sich auf Regierungsämter bewerben.

"Mein erster Gedanke war", sagt sie, "der Job ist nichts für dich. In dieser Stadt gibt es so viele Konflikte." Sie ließ sich von ihrem Freund überreden, der in Kabul lebt, sie sind seit vier Jahren ein Paar. Baschir Mohammadi ist zehn Jahre älter als sie und arbeitet als Direktor für Information beim Gouverneur der Provinz. Er sagte zu ihr: "Ich weiß, du kannst es schaffen. Du bist eine Kämpferin, du weißt, wie man kämpft." Von Indien aus schrieb sie ihre Bewerbung, an einem Vormittag, Visionen zur Zukunft von Maidan Schar. Sie wurde nach Kabul zu einem schriftlichen Test eingeladen. In Afghanistan gibt es trotz der Anschlagsgefahr keinen Mangel an Bewerbern für öffentliche Ämter, so miserabel ist die Wirtschaftslage. Mit zwei Dutzend anderen Aspiranten saß sie in einem großen Prüfungsraum. Sie ging nach nur 20 Minuten, weil sie das Gefühl hatte, alles Wesentliche aufgeschrieben zu haben. Noch ein Interview im zuständigen Ministerium, dann erhielt sie ihre Ernennungsurkunde.

In der Stadtverwaltung in Maidan Schar hat ihr Sekretär, ein junger Mann, vorsichtig die Tür zu ihrem Büro geöffnet. "Die Händler haben ihre Stände wieder auf die Straße geräumt", sagt er. *"Shit!",* ruft sie, was im Englischen eines ihrer Lieblingswörter ist, und greift zum Telefon, um den Marktaufseher anzurufen. "Geh jetzt zum Markt. Nein, jetzt. Mir ist egal, wenn du Angst hast. Wirf sie raus! Sag ihnen, wir werden ihre Stände zerstören. Wirf sie raus!"

Die Mitarbeiter tuscheln hinter ihrem Rücken, die Buchhalter in ihren billigen Anzügen, die Männer des Einwohnermeldeamts hinter Türmen von handgeschriebenen Aktenbündeln, die Arbeiter der Müllabfuhr mit ihren verschmutzten und verhärmten Gesichtern. 97 Menschen arbeiten in der Stadtverwaltung, fast ausschließlich Männer. Gespräche verstummen in Ghafaris Nähe. Verlässt sie nach einer Besprechung den Raum, hört man die Männer hinter der Tür laut lachen. Für alle ist es das erste Mal, unter einer Frau zu arbeiten. Privat erlauben die meisten ihrer Ehefrau nicht, ohne männliche Begleitung das Haus zu verlassen. Auf den Straßen von Maidan Schar sieht man nur sehr selten Frauen und schon gar nicht alleine. Doch haben sich Ghafaris Untergebene in den vergangenen Monaten mit dem Gefühl der Schmach arrangiert, zumindest nach außen hin. Ihre Mitarbeiter hatten der neuen Bürgermeisterin mit Protestschildern anfangs den Zugang zum Rathaus blockiert. Als sie Ghafari dann einlassen mussten, auf Druck Kabuls, erschienen sie morgens zuerst nicht zu den Dienstbesprechungen. Nach vielen Diskussionen und Drohungen, sie zu entlassen, fügten sie sich.

Sie sagen heute, es sei ihnen gar nicht darum gegangen, eine Frau als Bürgermeisterin zu verhindern. Ihr Protest habe der Politik der Regierung gegolten, die in der Provinz den Stamm der Wardaki bevorzuge und den Stamm der Maidan ausschließe. Ghafari ist väterlicherseits eine Wardaki. Alle wichtigen Ämter in der Provinz hätten in den vergangenen Jahren Wardaki bekleidet. Ghafari ihrerseits sagt, das sei nur vorgeschoben, es sei in Wahrheit darum gegangen, dass sie eine Frau ist.

Sie drückt von ihrem Sessel aus einen Plastikknopf, der im Vorzimmer eine Klingel auslöst. So ruft sie ihre Mitarbeiter zu sich. "Ich mag diese Leute nicht", sagt sie. "Ich mag keinen einzigen von ihnen. Sie sind korrupt, und sie sind faul." Bisher hat sie keinen Einzigen

entlassen, weil sie neue Proteste fürchtet. "Ich muss sie nicht mögen. Ich kontrolliere sie bis ins Detail", sagt sie, als wolle sie sich Mut machen.

Bei allen Besprechungen ist ihr Fahrer und Leibwächter Massum mit einer Kalaschnikow dabei, auch wenn sie mit ihren Mitarbeitern alleine ist. "Lass uns gehen", sagt sie zu Massum um die Mittagszeit, länger bleibt sie selten im Rathaus. Worin sie dem durchschnittlichen afghanischen Beamten gleicht. Jeden Tag fährt Massum sie von ihrer kleinen Wohnung in Kabul nach Maidan Schar und zurück. Sie bezahle ihn privat, sagt sie. Obwohl Ghafari zu den gefährdetsten Persönlichkeiten Afghanistans zählt, stellt ihr die Regierung keine Leibwächter.

Die Front zu den Taliban verläuft einen Kilometer hinter dem Stadtzentrum. Sie ist unsichtbar. Es gibt kein Schlachtfeld mit Kratern und Schützengräben. Ein letzter Turm aus Lehm und Sandsäcken, um den herum bei Sonnenschein Polizisten auf Plastikstühlen sitzen, dann offenes Land und irgendwann zwei bärtige Taliban, die durchfahrende Autos kontrollieren. Die Regierung vermag in Maidan Schar nur noch einen schmalen Streifen um Markt und Nationalstraße zu kontrollieren. Die Wohngebiete dahinter, die Dörfer an den Berghängen beherrschen die Taliban. Fast alle Mitarbeiter der Stadtverwaltung wagen es nicht, in Maidan Schar zu leben, sondern pendeln täglich nach Kabul.

Zarifa Ghafari scheint die Bedrohung nicht wahrzunehmen. Sie wechselt nicht einmal ihre Fahrzeuge, wie die meisten Politiker. Im immer gleichen Wagen lässt sie sich von Massum die 35 Kilometer hin- und herfahren. Seine AK-47 hat er lässig neben die Gangschaltung gelegt. Acht Anschläge auf die Straße gab es allein in den letzten Monaten. Kurz nach der Ortsgrenze ein großer Krater im Asphalt, Spuren der Explosion, mit der im November ein Selbstmordattentäter den Provinzgouverneur töten wollte. Der Gouverneur überlebte, zwei Leibwächter starben. Wenig später am Straßenrand die zerschossenen Reste eines Hauses, in dem sich Taliban zwei Tage lang verschanzt hatten. Zuvor hatten sie hier acht Polizisten entführt, die sie, wie es heißt, alle enthaupteten. "Halt an", befiehlt Ghafari mitten auf der Strecke Massum. "Ich habe jetzt Appetit auf Schnee!" Ihr getreuer Leibwächter parkt und holt ihr eine Handvoll vom Straßenrand. Still lächelnd isst sie während der Weiterfahrt den makellos weißen Schnee.

In diesen Tagen beenden die US-Amerikaner in Doha die Gespräche mit den Taliban und vereinbaren einen Abzug aller US-Truppen. International gelten die Taliban mittlerweile als Siegermacht.

Am nächsten Morgen steht Ghafari um halb neun auf dem Gelände des städtischen Fuhrparks. Ein Platz, halb matschig, halb gefroren, mit vier alten Lastwagen, die als Müllwagen benutzt werden. Sie trägt eine Sonnenbrille und redet auf ein Dutzend Männer ein, Fahrer und Mechaniker, die Hände tief in ihren Wintermänteln. "Warum seid ihr noch nicht bei der Arbeit?!", ruft sie. Sie hatte die Fahrer per Telefon angewiesen, an diesem Morgen die Handkarren der störrischen Händler endgültig zu entsorgen. Einer der Männer rechtfertigt sich widerwillig, die anderen sehen zu Boden. Es fehle an Holz, um die alten Dieselmotoren mit Feuer aufzuwärmen – sie warteten auf die Sonne.

"Ich weiß nicht, wie ich mit diesen Leuten umgehen soll!", klagt sie, als sie sich kurz darauf in ihrem Büro in den Sessel fallen lässt. "Soll ich sie anschreien? Soll ich verständnisvoll mit ihnen reden? Ich weiß es nicht."

—— *Ismail, ein Marktaufseher, 41,* Stoppelbart, hochgewachsen, trägt den Kopf schildkrötentief zwischen den Schultern. Anders als die meisten Stadtbediensteten lebt er mit seiner Familie in Maidan Schar. Sein Büro ist im Erdgeschoss des Rathauses.

"Wenn die Bürgermeisterin mich bittet, auf den Gipfel des höchsten Berges zu klettern, werde ich das tun. Aber ich möchte nicht länger auf den Markt gehen. Sie sagt zu mir, dass ich die Verantwortung dafür trage, dass die Verkaufsstände entfernt werden. Sie versteht nicht, dass ich sehr höflich mit den Händlern umgehen muss. Ich hasse diesen Job. Jeder auf dem Markt ist gegen mich. Jeder! Und sie haben recht! Die Bürgermeisterin will die mobilen Verkaufsstände an einen Ort in der Stadt verlegen, der für die Händler viel ungünstiger ist. Da können sie über Nacht ihr Gemüse nicht lagern, da ist es matschig, und Lkw parken davor. Die Händler bedrohen mich. Wenn ich sehe, dass die auch Heroin verkaufen, sagen sie, sei ruhig und nimm das Geld. Ich bin ruhig und nehme das Geld. Die Bürgermeisterin versteht das nicht. Sie schreit mich an, aber wenn ich ihren Anweisungen folge, werde ich getötet. Mein Bruder lebt in Deutschland, und er hat mir gesagt: ›Du verdienst 50 Euro im Monat – dafür willst du dich doch nicht erschießen lassen.‹ Die Taliban rufen mich an und drohen mir. Die Händler drohen mir. Ich werde bald kündigen."

Maidan Schar hat natürlich ganz andere Probleme, als Ordnung in das Chaos des Marktes zu bringen. Viele Einwohner leiden unter bitterer Armut. Sie sterben an einfachen Infektionskrankheiten, weil sie sich Medikamente nicht leisten können. Mütter sterben im Kindsbett. Tausende flohen aus der Stadt nach Kabul, weil sie die Kämpfe zwischen Taliban und Regierung fürchten. Das Stadtoberhaupt kann da wenig tun. Was Zarifa Ghafari bleibt, um sich und der Welt zu beweisen, dass sie etwas leisten kann, ist die öffentliche Sauberkeit. Was ihr bleibt, ist die Simulation einer Stadtverwaltung. So wie es die Regierung in Kabul seit vielen Jahren vormacht. Sie betreibt die Simulation eines ganzes Staatswesens. Als eine ihrer ersten Amtshandlungen eröffnete Ghafari eine Kampagne gegen Müll im öffentlichen Raum. Sie ließ Transparente drucken mit ihrem Bild und dem Slogan "Für eine saubere Stadt!". Dann ließ sie zum Unabhängigkeitstag für mehrere Tausend Euro auf einem Hügel einen 21 Meter hohen Fahnenmast errichten. Jetzt weht über der Stadt eine riesige Nationalflagge. Eine größere weht nur in Kabul.

"Sag mir Namen", drängt Ghafari am frühen Nachmittag in ihrem Büro einen Mann, der seinen Kopf unter einer Kapuze verbirgt. Er möchte nicht, dass ihn Ghafaris Mitarbeiter erkennen. "Ich kann dir die Namen nicht sagen." Er hat erzählt, dass er am Vortag mehrere Bekannte getroffen habe, die davon sprachen, sie zu ermorden. "Bitte sag mir die Namen", wiederholt sie. Sie hat ihren Kopf weit zu ihm vorgebeugt. "Ich kann es nicht", sagt er. "Aber sei vorsichtig. Benutz unterschiedliche Autos. Komm und geh zu unterschiedlichen Zeiten. Du bist in Gefahr." Sie bedankt sich und gibt ihm ihre Mobilnummer.

Die Drohungen nehmen zu. Erst anderthalb Monate zuvor hat ein Soldat, der die Zufahrt zum Regierungsviertel bewachte, gedroht, sie zu erschießen. Er stellte sich vor ihren Wagen und hob seine Waffe. "Du gehörst nicht hierher!", rief er, so erzählt es Ghafari. Sie zeigte den Vorfall beim Provinzgouverneur an. Der zog den Soldaten vom Haupteingang ab und versetzte ihn an den Hintereingang. Auch der Gouverneur, der gleich neben dem Rathaus residiert, opponiert gegen Ghafari. Die wenigsten ihrer Gegner erklären, sie seien gegen eine Frau an der Verwaltungsspitze. Sie werfen ihr vor, zu jung zu sein, zu unerfahren, frisch von der Uni und dass sie nicht aus dem Ort stamme.

Am nächsten Tag entscheidet sich Ghafari doch, die Warnungen ernst zu nehmen und nicht ins Büro zu fahren. Wir besuchen sie zu Hause in Kabul. Sie ist noch unverheiratet und lebt trotzdem nicht bei ihrer Familie, die große Ausnahme in Afghanistan. Ein graues

Einfamilienhaus, nahe der Ausfallstraße nach Maidan Schar, in einem Viertel Kabuls, das als Hochburg von Kidnapper-Banden gilt. Sie ist hierhergezogen, weil die Mieten günstig sind. "Die müssen mir endlich Security geben", sagt Ghafari, während sie auf dem Bett in ihrem Zimmer sitzt. Den Rest des Hauses bewohnt Massum mit seiner jungen Frau. Zwei übergroße Plüschbären hat sie an der Kopfseite des Bettes drapiert. Die Wand gegenüber füllt ein Schrank mit Urkunden aus, ein Flachbildschirm, ein Spiegel.

Sie tippt ein Beschwerdeschreiben in ihren Laptop, die Behörden sollen sie endlich schützen. Sie fordert einen kugelsicheren Wagen und drei Leibwächter. "Hiermit will ich Eurer Exzellenz zur Kenntnis bringen, dass konkrete Drohungen gegen mich existieren", schreibt sie an den Nationalen Sicherheitsberater, da knallt es gegen das Tor der Umfassungsmauer. *"Shit",* sagt sie und hält den Kopf schief. Noch ein lauter Knall. Sie schickt Massum, der mit seinem Gewehr nach draußen läuft. Er gibt Entwarnung. Wieder waren es nur die Jungs, die den ganzen Tag direkt vor Ghafaris Mauer Kricket spielen.

Baschir Mohammadi, ihr Partner, kommt hinzu, setzt sich zu ihr aufs Bett, das Anzugjackett über dem traditionellen Schalwar. Er füttert sie mit einem Löffel, eine Geste der Verliebtheit, Reis mit Fleischsoße, er streicht ihr die Hände mit Creme ein. Ihre Hände: verbrannt. Rohe rote Haut bis zu den Handgelenken. Immer wieder verzieht sie das Gesicht, weil die verbrannte Haut blutig aufplatzt, beim Schreiben mit dem Kuli, beim Tippen am Laptop, wenn sie sich gedankenlos über die Finger streicht. "Meine Hände sind ohnehin schon so groß wie Männerhände", lacht sie gequält, "und jetzt sind sie noch verbrannt." Im Januar, erzählt sie, sei ihr in der Küche eine Gasflasche, die sie zum Kochen benutzte, ausgelaufen, das Gas habe sich entzündet. Die Flammen haben ihr Hände und Füße verbrannt. Sie wäre gestorben, hätte sie Mohammadi nicht zufällig entdeckt und den Brand gelöscht. Auch seine Hände sind verbrannt, doch nur leicht. "Er hat mir das Leben gerettet", sagt sie und beklagt, dass böse Gerüchte kursierten. Das Paar habe sich bei einer Party verletzt, bei der zu viel getrunken worden und der Brand ausgelöst worden sei.

In wenigen Tagen wollen sie sich verloben. Lange haben sie dem gesellschaftlichen Druck widerstanden, doch inzwischen beginnen die Gerüchte beiden zu schaden. Eine der schärfsten Waffen gegen Frauen, die in der Öffentlichkeit stehen, sind Gerüchte über sexuelle Eskapaden und gefälschte Nacktfotos im Internet. Fast alle Politikerinnen werden Opfer solcher Angriffe. Die Verlobung soll die Gerüchte zum Schweigen bringen.

"Ich habe 14 Projekte verwirklicht in den letzten Monaten", erklärt sie einem Journalisten in ihrem Büro in Maidan Schar. Es ist Samstag, Beginn der neuen Arbeitswoche. Sie gibt einem Kabuler Fernsehsender ein Interview. "Ich habe unsere Steuereinnahmen von 14 Millionen Afghani auf 76 Millionen erhöht." Eine Steigerung von umgerechnet 165.000 Euro auf knapp 900.000 Euro. Sie hat diesen Erfolg zuvor bereits auf ihrem Facebook-Profil gefeiert. Sie berichtet, dass durch ihre Anstrengungen die Marktaufseher nun problemlos in der Lage seien, im Basar die Steuern einzuziehen. "Das ist beeindruckend", sagt der Journalist. Sie erzählt wieder von dem Park, den sie bauen lässt, der Schotterstraße, die sie asphaltierte, von den Lampen an der Hauptstraße, die sie instand setzen ließ, der einzigen Straßenbeleuchtung in der Stadt. Als der Journalist den Raum verlassen hat, hält ihr der Sekretär Grundbuchdokumente zum Unterschreiben hin, lustlos sieht sie kurz drauf, unterschreibt und ist fortan mit dem Beantworten eines Fragenkatalogs beschäftigt, den ihr die Frauenorganisation der UN geschickt hat. "Was ist Ihre Botschaft an die Frauen der Welt?" Maidan Schar, diese geschundene Stadt am Ende des Tals, ist ihr Tor zur Welt. Viele in Kabul sehen sie schon bald als Botschafterin irgendwo im Ausland. Beim Tippen der Antworten reißen ihr wieder die Finger auf. "Wollt ihr

Veränderungen", schreibt sie in ihren Laptop, "muss die Veränderung aus euch selbst heraus kommen." Blut sickert ihr durch den Handverband.

—— *Malik Abdul Kadim,* der Vorsitzende der Schora in Maidan Schar, der Versammlung der Ältesten, ein Unternehmer und zugleich Mullah, schwarzer Turban, schwarzer Bart, der allmählich ergraut. Wichtigster Gegner von Ghafari. Er gehörte zu der Gruppe von Demonstranten, die ihr zur Amtseinsetzung den Zugang zum Rathaus verwehrten.

"Sie sollte nicht hier sein. Sie ist nicht von hier, und sie ist nicht qualifiziert. Wir brauchen ihre Projekte nicht. Wir haben hier unsere eigene Vorstellung vom Leben. Wenn hier eine Frau alleine aus dem Haus geht, glauben die Leute, dass sie eine Sünderin ist. In unserer Gesellschaft halten die Leute so eine Bürgermeisterin für eine Sünderin, die umgebracht werden muss. Unsere Leute brauchen Zeit, um sich an Veränderungen zu gewöhnen. Die Wut gegen sie wird mit jedem Tag größer. Wir bitten die Regierung, mehr für die Sicherheit unserer Stadt zu tun. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass Maidan Schar bald in die Hände der Taliban fallen wird. Wir werden seit Langem von der Regierung vernachlässigt. Sie bringen uns ständig neue Gouverneure. Die wechseln jedes halbe Jahr, und alle sind sie korrupt. Jetzt haben sie uns eine Frau als Bürgermeisterin gebracht. Das ist unvernünftig. Die Menschen verstehen das nicht. Es sind harte Zeiten. Zu mir kommen Leute und sagen: Ich würde der Lady am liebsten mit einer Axt den Schädel spalten! Das wäre ein großes Problem und eine Schande für uns. Ich bitte die Regierung, uns diese Frau wieder zu nehmen!"

Für die afghanische Regierung scheint die Situation in diesen Wochen immer auswegloser zu werden. Immer weiter schrumpft das Territorium, das Präsident Aschraf Ghani von Kabul aus kontrolliert. Distrikt für Distrikt fällt an die Taliban. Jedes Jahr werden knapp 10.000 Sicherheitskräfte getötet, Soldaten wie Polizisten. Während die Dörfer auf dem Land in den meisten Provinzen bereits von den Taliban beherrscht werden, konnte Kabul die Eroberung der Provinzhauptstädte wie Maidan Schar mit Unterstützung durch US-Luftangriffe bisher verhindern. Afghanische Sicherheitsexperten warnen nun, dass mit dem Abzug der US-Truppen die Regierung bald kollabiert.

Auf Ghafaris Verlobungsfeier begrüßt ein Spalier aus jungen Männern in strahlend weißen Gewändern die Gäste. Die Hallendecke ist ein Himmel aus weiß wallenden Tüchern. Die Tische sind weiß eingedeckt. Trommeln dröhnen. Wumm. Wumm. Solh – "Frieden" – ist der Name der Hochzeitshalle, die aussieht wie ein riesiger neonbeleuchteter Mantarochen. Überall entlang der wichtigsten Durchgangsstraßen ragen die Hochzeitshallen funkelnd aus dem Grau der Stadt hervor. Es sind die einzigen prachtvollen Gebäude, die Kabul seit Ende der Taliban-Herrschaft hervorgebracht hat. Architektur der Verheißung, Bauwerke der Sehnsucht und der Gier. Die Pracht einer Hochzeit ist in Kabul einer der wichtigsten Gradmesser der gesellschaftlichen Hierarchie.

Nur wenige Gäste erscheinen. Frauen und Männer feiern im gleichen Saal, durch eine spanische Wand getrennt. In der Sektion der Männer bleiben die meisten Plätze frei. Nur enge Verwandte sind gekommen, und auch die gehen bald wieder. Eine Missstimmung ist auf dieser Feier spürbar, die wir, die Reporter, zunächst nicht verstehen. Ghafaris Vater setzt sich zu uns an den Tisch. Traditionell ist er als Vater der Braut der Zeremonienmeister. Abdul Wasay Ghafari, den alle Dagar Wal nennen, "den Oberst". Er trägt den Schnauzbart der alten Kommunisten. Am Vortag ist er zum General befördert worden und zum Leiter des nationalen Ausbildungszentrums der Spezialeinheiten aufgestiegen. Monatelang hat sich seine Tochter, wie

sie sagt, im Verteidigungsministerium für ihn eingesetzt. "Ich bin stolz auf meine Tochter", sagt er. Er lädt uns für den nächsten Tag ins Haus der Familie ein.

Es wird ein kurzer Besuch. Die Familie wohnt in einem Viertel am Rande Kabuls, das aus vierstöckigen Häusern besteht, die meisten unverputzt. Der Mittelstand ist hier zu Hause, überwiegend Paschtunen, zu denen auch die Ghafaris gehören. Die Wardaki sind ein Stamm von ihnen. Jede Ethnie Afghanistans besitzt in der 4-Millionen-Einwohner-Stadt ihr eigenes Quartier. Die Wohnung der Ghafaris ist bescheiden eingerichtet, ein paar Teppiche, wenige Möbel. Karima Ghafari, die Mutter, in den Vierzigern, hat ein Essen mit mehreren Gängen zubereitet. Zarifa ist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten.

Ihr Vater freut sich über den ausländischen Besuch, noch nie waren Journalisten bei ihnen. Der 52-Jährige beginnt zu erzählen, wie er als junger Soldat in den Achtzigerjahren gegen die Mudschahedin kämpfte. Die Mutter, die Lehrerin ist, erinnert sich, wie lernbegierig Zarifa immer war und wie sie sich für ihre Tochter bei einem Parlamentsabgeordneten dafür einsetzte, dass diese ein Stipendium in Indien bekam. Der Vater sagt, er sei stolz auf Zarifa, aber sie habe auch die Familie zerrissen. "Wir erhalten viele Morddrohungen ihretwegen", klagt er. Einige Verwandte hätten den Kontakt zu ihnen abgebrochen, weil sie sich schämten. "Wie kannst du deiner Tochter diese Freizügigkeit erlauben?!", hielten die ihm vor. "Hast du als Offizier keine Ehre?" Er habe Angst um seine jüngsten Söhne. Er fürchtet, dass ihnen auf dem Schulweg etwas zustößt, sagt er.

Nach nur einer halben Stunde ruft Ghafari an. Ihre Stimme klingt ernst. Wir sollten sofort gehen. Wir seien in Gefahr. Sie könne uns nicht sagen, warum. Sie habe Informationen. Sie bittet uns, ihrer Familie nichts zu sagen. Die Mutter hat mit den Söhnen gerade das Essen serviert, doch wir entscheiden uns zu gehen. Zarifas Vater, ganz Offizier, sucht die Straße nach versteckten Sprengfallen ab, dann fahren wir, angespannt und nervös.

"Zarifa, wer bedroht uns?", fragen wir sie am Telefon. Wir sind ernsthaft besorgt. Sie wirkt verwirrt. Erst sagt sie, ein Onkel von ihr habe Informationen, dann erklärt sie, niemand verfolge uns, das Viertel an sich sei unsicher. Unser Eindruck: Sie will nicht, dass wir mit ihren Eltern sprechen. "Kommt morgen früh bei mir vorbei", sagt sie.

Tränenüberströmt kauert sie am nächsten Morgen auf ihrem Bett, Baschir Mohammadi an ihrer Seite. Wir begegnen plötzlich einer ganz anderen Zarifa Ghafari. "Schreib das auf", sagt sie: "Ich habe allen etwas vorgemacht." Jetzt wolle sie zum ersten Mal die Wahrheit erzählen, die Wahrheit über ihre Familie.

"Meine Eltern haben mein Leben zerstört. Ich hasse es, dass ich in diesem Land geboren wurde." Ihr Vater habe sie jahrelang geschlagen und gedemütigt, weil sie als Mädchen zur Schule hatte gehen wollen. Als sie elf Jahre alt war, hätten es ihr beide Eltern verboten. Als Mädchen sollte sie Wasser vom Brunnen schöpfen und die Wäsche der Familie waschen. Sie habe aber die Schule geliebt, heimlich habe sie den Unterricht besucht. Als ihr Vater sie ertappte, habe er sie in ihrer Wohnung an einen Holzpfosten gebunden und sie mit einem Keilriemen geschlagen. "Er wollte meine Ehre zerstören." Ihr Vater habe sie oft so hart geschlagen, dass der Nachbar über die Mauer sprang, um ihn zu stoppen. Nie seien ihre Eltern stolz auf sie gewesen, nie hätten sie ihr gratuliert. Auch das Studium hätten sie ihr verbieten wollen. Durch die Zeit in Indien habe sie sich frei gemacht, sei selbstbewusst geworden, habe ihre Rechte erkannt. Deshalb wohne sie auch jetzt nicht bei ihrer Familie. Ihr größter Albtraum, so scheint es, sind nicht die Taliban – es sind ihre Eltern.

Dann befiehlt sie Massum, ihrem Leibwächter, den Wagen zu starten, sie setzt sich auf den Beifahrersitz und fährt ein weiteres Mal auf einer der gefährlichsten Straße Afghanistans nach Maidan Schar.

—— *Maulawi Asis ur-Rahman Sadiki, 45,* der Imam der Hauptmoschee von Maidan Schar, rundes, gemütliches Gesicht. Er strahlt Freundlichkeit aus, in der sich Misstrauen verbirgt.

"Diese Frau macht eine gute Arbeit bei uns. Ich unterstütze sie. Wir hatten in den letzten Jahren so viele Bürgermeister, und von allen ist sie die beste. Sie ist nicht korrupt. Frauen unterscheiden nicht zwischen ihren Kindern. Sie behandeln alle gleich. Als die Leute gegen sie demonstriert haben, habe ich im Freitagsgebet alle aufgefordert, sie zu akzeptieren. Der Koran verbietet Frauen nicht, zu führen. Es gibt dafür viele Beispiele im Koran. Mann und Frau sind gleich. Ich zitiere gerne die Sure Al-Tauba. Da steht: ›Die gläubigen Männer und die gläubigen Frauen sind einer des anderen Freund. Sie gebieten das Gute und verbieten das Böse.‹ Auch die Heilige Kaaba in Mekka umrunden Frauen und Männer Hand in Hand. Mir gefällt nur nicht, dass unsere Bürgermeisterin Make-up trägt. Auch ihre Hosen sind viel zu eng. Sie sollte außerdem nicht so unfreundlich zu den Leuten sein. Ihre Sprache ist oft sehr rau. Viele Mullahs bei uns sind gegen Frauen in hohen Ämtern. Mullahs, die den Koran nicht kennen. Ich sage, was ich denke. Ein Mullah sollte wie reines Wasser sein. Dieses Wasser kannst du trinken, es stillt deinen Durst. Aber viele Mullahs heute sind wie Feuer. Du verbrennst dich an ihnen."

Im Direktorat für die Kommunalverwaltungen in Kabul hält sich Ghafaris Vorgesetzter Matin Beg bedeckt. Beg ist einer der mächtigsten Männer im Land. Ihm unterstehen alle Zivilangestellten der Provinzregierungen. Einer der jungen Technokraten, die Präsident Aschraf Ghani um sich sammelt. Beg hat Ghafari ihre Ernennungsurkunde überreicht. Offiziell will er sich aber zu ihr nicht äußern. "Warum fragen Sie mich nicht zu den anderen Frauen in Führungspositionen im Land?", sagt er. Er nennt mehrere Namen, die er preist. Es sind wenige. Unter den 34 Gouverneuren ist derzeit keine einzige Frau. Es gebe aber fünf Vizegouverneurinnen, und drei neue habe er soeben ernannt. Seine eigene Frau ist Afghanistans UN-Botschafterin in New York. "Wir bewegen uns vorsichtig", sagt er. Die Regierung setze auf Evolution. Die Gesellschaft öffne sich nur langsam für Frauen in hohen Ämtern. "Unsere Kolleginnen haben in ihren Ämtern viel größere Herausforderungen zu überwinden als wir Männer." Wenn aber der Westen zulasse, dass die Taliban an die Macht zurückkehrten, warnt er, seien alle Bemühungen, für Frauenrechte einzutreten, vergebens. Im Übrigen werde er sich darum kümmern, dass Ghafari zwei Leibwächter bekomme.

Viele Beamte distanzieren sich im persönlichen Gespräch von Ghafari. Niemand will zitiert werden, da Ghafari gute Beziehungen zur Gattin des Präsidenten habe. "Sie lügt", sagt ein hochrangiger Beamter. "Hätte sie so viel Steuern eingenommen, wie sie behauptet, hätten wir sie für eine Belobigung vom Präsidenten vorgeschlagen. Aber die Zahlen stimmen nicht." Uns wird ein offizielles Dokument zugesteckt, das ausweist, dass von den 76 Millionen Afghani Steuererlös, die sie 2019 erzielt haben will, in Wahrheit 60 Millionen Zuschüsse aus dem Direktorat waren. Und die Beamten haben auch eine Erklärung für Ghafaris Verhalten: "Sie will zu schnell zu viel Ruhm", sagen sie.

—— *Esmat,* der bittet, dass sein wahrer Name nicht abgedruckt wird, ist in der Finanzabteilung der Stadtverwaltung beschäftigt. Er ist Mitte 30, arbeitet seit sieben Jahren in Maidan Schar. Treffpunkt ist ein Café in Kabul.

"Wir haben im Jahr 2019 18 Millionen Afghani einsammeln können. Im Vorjahr hatten wir 25 Millionen erzielt. Ohne die 60 Millionen Afghani, die wir aus Kabul bekamen, wären wir letztes Jahr noch nicht einmal in der Lage gewesen, unsere Gehälter zu bezahlen. So wenig Steuern

haben wir eingenommen. Sie kümmert sich nicht. In den Vorjahren hatten wir im Frühsommer immer zwei bis drei Steuereintreiber eingestellt, die die Grundsteuer abkassieren. Wir haben Ghafari in mehreren Sitzungen daran erinnert, dass wir die einstellen müssen. Sie sagte dann, okay, das werde ich machen, aber sie tat es nie. Sie vergisst die Details. Ich habe der Bürgermeisterin geraten, die 60 Millionen für nachhaltige Investitionen einzusetzen. Dieses Geld fließt nur einmalig. Wir sollten Einrichtungen mit dem Geld finanzieren, die in Zukunft für unsere Gemeinde Einnahmen erzielen. Stattdessen baut sie einen Park, den niemand braucht. Wir haben schon sieben Parks! Alle Parks sind leer. Sie ist mit ihrer Karriere beschäftigt. Es heißt, sie wird bald zur Botschafterin befördert. Es kümmert bei uns niemanden, dass sie bei den Steuereinnahmen lügt. Sie lügen bei uns doch alle, beim Präsidenten angefangen. Sie lügt eben auch."

Die letzten Tage hat Ghafari zu Hause verbracht, sie litt unter Fieber und drückendem Kopfweh. Zwei Tage lang hat sie an der zehnminütigen Rede gearbeitet, die sie wenig später vor Melania Trump in Washington halten wird. "Ich frage Sie, ich bitte die Weltgemeinschaft, setzen Sie sich dafür ein, dass eine Frau die nächste Präsidentin Afghanistans wird", liest sie vom Laptop vor. "Ich bin mir sicher, dass die Weltgemeinschaft es nicht zulassen wird, dass wir zurückfallen in die dunklen Zeiten der Taliban."

Wir treffen uns ein letztes Mal, um mit ihr auch über den Vorwurf zu sprechen, sie habe die Steuereinnahmen geschönt. Sie öffnet am Laptop die Präsentation, die sie weltweit auf ihren Vorträgen hält. Die Liste ihrer Erfolge. Irgendwann kommt sie auf die Steuereinnahmen zu sprechen, die sie für 2019 innerhalb von nur neun Monaten von 14 Millionen auf 76 Millionen erhöht habe.

Als wir sie auf die Beschuldigungen hinweisen, streitet sie zunächst alles ab. Den Zuschuss von 60 Millionen Afghani habe die Gemeinde im Jahr zuvor bekommen. Doch offizielle Dokumente weisen als Zahlungszeitpunkt das Fiskaljahr 2019 aus. Sie wird unsicher, ringt um Worte, sagt, dass sie sich um Zahlen nicht kümmere, dafür habe sie ihre Finanzleute. Dann behauptet sie, dass sie vielleicht doch nicht 76 Millionen Afghani Steuern generiert habe, sondern 50 Millionen. "Ich habe keine Lust mehr", sagt sie plötzlich. "Ich bekomme Kopfschmerzen." Wir bitten sie, uns Kopien ihrer Haushaltsunterlagen zu schicken, um die Verwirrungen aufzuklären. Sie verspricht es.

Wenig später feiern Mohammadi und sie Valentinstag. Die Vorwürfe scheinen Ghafari nicht weiter zu beschäftigen. Sie weiß, niemand in Afghanistan interessiert die Steuerlüge ernsthaft. Mohammadi dekoriert ihr Zimmer mit Dutzenden Luftballon-Herzen. Sie wirkt glücklich und gelöst.

Die versprochenen Papiere wird sie uns nie schicken.

Wer also ist Zarifa Ghafari, die Afghanistan retten soll? Sie ist so vieles: eine Heldin, weil sie ihr Leben riskiert. Eine tragische Frau, fremd im eigenen Land. Eine Lügnerin wahrscheinlich, des Ruhmes wegen. Ein Vorbild für viele junge Mädchen. Ganz sicher eine unglaublich mutige Frau, eine, die aus den hellen und auch den dunklen Elementen Afghanistans besteht. Eine Frau, so zerrissen wie das Land.

Hinter der Geschichte: Die Recherche fand vor Beginn der Corona-Pandemie statt, kurz danach wurden die Grenzen des Landes geschlossen. Die Bevölkerung ist wirtschaftlich von der Krise schwer getroffen, glaubwürdige Zahlen zu den Infektionen gibt es nicht. Im März überlebte Zarifa Ghafari knapp einen Mordanschlag. Aus einem vorbeifahrenden Auto feuerte

ein Attentäter acht Kugeln auf ihren Wagen, als sie in Kabul vor einer Apotheke parkte. Sie und ihr Leibwächter blieben unverletzt. Noch immer hat ihr die Regierung keine Leibwächter gestellt.

Schwerer Verlauf

Drei Monate nur liegen zwischen einer kleinen Meldung aus China und einer tödlichen Pandemie. Drei Monate, in denen die deutsche Politik mit dem Virus ringt und Millionen Menschen ein neues Leben verordnet. Rekonstruktion eines Abwehrkampfes

Von Hanno Charisius, Roman Deininger, Lea Deuber, Jens Flottau, Nico Fried, Thomas Fromm, Christoph Giesen, Markus Grill, Antonius Kempmann, Camilla Kohrs, Kristiana Ludwig, Georg Mascolo, Johann Osel, Klaus Ott, Nicolas Richter, Lisa Schnell, Jana Stegemann und Christian Wernicke, Süddeutsche Zeitung, 25.04.2020

„Sehr, sehr fern“

31. Dezember 2019. In den Weihnachtsferien, als man noch in Flugzeuge steigt, fliegt der Arzt Clemens Wendtner mit seiner Familie nach Israel. Er lässt den deutschen Winter hinter sich, mischt sich ins Gewusel der Altstadt von Jerusalem. Am Silvesterabend heißt es im Fernsehen, in China sei ein neues Virus aufgetaucht. Wendtner, ruhig und seriös, der Mund von einem feinen Lächeln umspielt, könnte auch der Doktor in einer Fernsehserie sein. Er ist Chefarzt am Klinikum Schwabing in München, das spezialisiert ist auf Infektionen. Wenn einer nun alarmiert sein müsste, dann er. Aber Wendtner ist noch tief berührt vom Besuch der Gedenkstätte Yad Vashem, und er freut sich auf das Silvesteressen im Hotel. „Ich habe das als sehr, sehr fern zur Kenntnis genommen“, sagt er heute.

Erst vier Wochen später wird er verstehen, dass dieses Virus ein neuer, geradezu heimtückischer Feind ist. Wendtner wird einer der Ersten in Deutschland sein, die sich diesem Feind stellen müssen.

In Berlin-Wedding ist es nicht mehr lange bis Mitternacht, aber im Robert-Koch-Institut (RKI), der Bundesbehörde für Krankheitsüberwachung, sind einige Experten noch beschäftigt. Seit Tagen hören sie Gerüchte, wonach in China eine „Lungenentzündung mit unbekannter Ursache“ ausgebrochen sei. Nun, in den letzten Stunden des Jahres, erhalten sie neue Hinweise. Erste Patienten kommen angeblich vom Fischmarkt in Wuhan. Eine Therapie mit Antibiotika habe nicht geholfen.

In dieser Nacht beginnt ein neues Jahrzehnt. Die Krisen scheinen zunächst die alten zu sein. Australiens Wälder brennen, im Nahen Osten droht neuer Krieg. Und in Deutschland? Von Krise keine Spur. In Bayern denkt man an die Skiferien,

im Rheinland an den Karneval, und in Berlin höchstens an die Frage, wie lange die große Koalition noch hält.

In der chinesischen Elf-Millionen-Stadt Wuhan sind immer mehr Menschen krank. Sie klagen über trockenen Husten, Fieber, Atemnot. In der zweiten Januarwoche teilen chinesische Forscher mit, was die Beschwerden verursacht: ein neues Virus. Es ist eine aggressivere Spielart der altbekannten Coronaviren, die so heißen, weil ihre Oberfläche an eine Krone erinnert. In Asien, wo man in den vergangenen Jahrzehnten einige Epidemien durchlebt hat, lösen die Nachrichten Schutzreflexe aus. Taiwan ordnet sofort Kontrollen für Reisende aus Wuhan an.

Markus Söder hört Mitte Januar zum ersten Mal von dem Problem. Er ist seit bald zwei Jahren Bayerns Ministerpräsident, und er vermittelt wieder einmal das Gefühl, dass er mit seinem Job nicht ganz ausgelastet ist. Söder sieht eine Reportage über ein mysteriöses Virus, das in Wuhan die Krankenhäuser überfordert. „Corona?“, fragt einer in Söders Umgebung, „ist das nicht ein Bier?“

Heute weiß man, dass es Auslöser einer Pandemie ist, einer globalen Katastrophe. Ende April 2020 ist Deutschland ein verändertes, ein geschlagenes Land. Das Coronavirus hat mehr als 5000 Menschenleben gekostet, aber es hat den Deutschen auch andere Dinge genommen, die ihnen lieb und teuer waren: Urlaubsflüge, Besuche bei den Großeltern, Bierfeste, Fußballspiele, Gottesdienste. Und nicht zuletzt die Grundpfeiler des deutschen Selbstverständnisses: Sicherheit und Berechenbarkeit.

Ein Team aus Reporterinnen und Reportern der Süddeutschen Zeitung hat nun Schlüsselmomente aus den ersten drei Monaten dieser historischen Krise rekonstruiert. Es ist die Chronik einer Zeit, in der Politiker ohne gesicherte Erkenntnisse fast wie im Blindflug Entscheidungen fällen, die Gesundheit, Leben und Vermögen von Millionen Menschen betreffen. „Wie im Katastrophenfilm, nur ohne Popcorn“, sagt jemand aus dem Berliner Krisenstab. Deutschland kommt anfangs besser durch diese Krise als viele Nachbarn, obwohl es auch nicht gerade gut gerüstet ist: die Kliniken unter Sparzwang, die Lager für Schutzmasken leer. Auch in Deutschland hat man Pandemien bislang vor allem für ein Problem ärmerer Länder gehalten.

Ungläubig taumelt die Republik in den Ausnahmezustand. Viele unterschätzen das Virus oder hoffen, es wird einfach in China bleiben. Viele wehren sich gegen den Gedanken, dass ihr gewohntes, unbeschwertes Leben erst einmal vorbei ist. Dass sie nun zwischen Freiheit und Sicherheit wählen müssen.

Anders als China lässt sich Deutschland Monate Zeit, bevor es das öffentliche Leben einschränkt, Quarantäne für Einreisende verordnet oder eine Maskenpflicht verhängt. Trotzdem bleibt dem Land wenigstens der Systemkollaps erspart, den Spanien oder Italien erleben müssen. Warum? Weil an mancher Wegscheide die Richtung stimmt. Und auch, weil Deutschland einfach großes Glück hat.

„Bitte um kurze Besprechung“

6. Januar 2020. Im Robert-Koch-Institut wächst die Unruhe. Gerade hat die Weltgesundheitsorganisation (WHO) in Genf vor einer globalen Gesundheitsgefahr gewarnt. Frühmorgens schickt ein Verantwortlicher eine E-Mail an seine Mitarbeiter: „Bitte um kurze Besprechung in meinem Büro“.

Chef des RKI ist Lothar Wieler, ein gelernter Tierarzt. Der Mann mit dem grauen Bürstenschnitt und der randlosen Brille wird in den folgenden Wochen zu einer Art Schattenkanzler aufsteigen. Wieler ist Rheinländer, gibt sich nach außen aber als Mann von nahezu unerschütterlicher Ernsthaftigkeit. Fakten, Studien, Expertenrunden – das ist seine Welt.

Aus China erfährt er in diesen Tagen frustrierend wenig. Wieler behilft sich, indem er sich bei einem Studienfreund meldet, mit dem er manchmal rudert: Bruno Kahl, Chef des Bundesnachrichtendienstes. Kahl lässt seine Agenten nachhorchen, E-Mails aus dem Pekinger Apparat sichten. Ohne Ergebnis. Zwar weiß Chinas Führung mutmaßlich bereits, dass sich das neue Virus von Mensch zu Mensch überträgt. Chinas Staats- und Parteichef Xi Jinping informiert die Öffentlichkeit aber erst zwei Wochen später, am 20. Januar. Es ist eine Verzögerung, die ihm viele in Berlin nicht verzeihen werden.

Vorerst aber hält man Corona in der deutschen Politik für ein Problem Chinas. Einer aus der bayerischen Regierungskoalition von CSU und Freien Wählern sagt heute: „Ich hätte mir nie träumen lassen, dass wir in Bayern derart überrollt werden." Niemand kann sich vorstellen, dass eine Krankheit, die in China ausgebrochen ist, auch in Deutschland Bars schließt, Fließbänder stilllegt – und Menschen tötet. Anders als in Asien gibt es noch keine Folgen für den Flugverkehr. Bundesgesundheitsminister Jens Spahn sagt am 22. Januar: „Fiebermessungen an Flughäfen in Deutschland wären unverhältnismäßig." Viele Experten sehen eh nicht, was das bringen sollte.

Aber China ist näher, als alle glauben. Ein Forscher des RKI berechnet in diesen Tagen schon, wie wahrscheinlich es ist, dass ein Infizierter aus Wuhan in Deutschland landet. Das Ergebnis: sehr wahrscheinlich. Entscheidend sind in der modernen Welt nicht Entfernungen, sondern Flugrouten.

In der dritten Januarwoche findet beim Autozulieferer Webasto in der Nähe von München eine Schulung statt. Auch eine chinesische Mitarbeiterin nimmt teil. Webasto hat zehn Standorte in China, die größte Fabrik steht in Wuhan. Am 23. Januar fliegt die Frau wieder nach Hause. An Bord der Maschine fühlt sie sich krank.

„Okay, das können wir schaffen"

27. Januar. Das Münchner Tropeninstitut meldet sich bei Clemens Wendtner, dem Chefarzt im Klinikum Schwabing. Man habe da einen Mann mit Fieber, er sei Corona-positiv. Wendtner, für den das Thema an Silvester noch so fern war, sagt: „Gut, dann war klar, dass der Erreger auch nach Deutschland gekommen ist." Wendtner nimmt den Patienten auf seiner Infektionsstation auf. Der Mann arbeitet bei Webasto, er hat die Schulung mit der Kollegin aus China besucht.
Wendtner und seine Oberärzte glauben jetzt: „Da rollt was auf uns zu." Sie ahnen nur noch nicht, was. „Das vorherrschende Gefühl war trotzdem: Okay, das können wir schaffen." Wendtner muss nun öfter vor viele Mikrofone treten. Er hat eigentlich immer gute Nachrichten. „Dem Patienten geht es sehr gut", sagt er bei einer Pressekonferenz. „Er hat keine Luftnot, nicht mal Husten."

So kommt es zu einem Missverständnis. Corona hat Deutschland erreicht, aber es wirkt harmlos, leicht zu beherrschen. Zwar hat sich das Virus bei Webasto schnell ausgebreitet – ein Mitarbeiter steckt sich wohl an, als ihm ein infizierter

Kollege in der Kantine einen Salzstreuer reicht. Doch weil die Erkrankungen in allen 14 Fällen glimpflich verlaufen, wächst eine trügerische Erleichterung.

In den Münchner Kneipen gibt es nun einen beliebten Scherz. Wenn ein paar Gäste beim Rauchen vor der Tür stehen und einer hustet, sagt sehr verlässlich irgendwer: „Der arbeitet bei Webasto!“ Sogar am bayerischen Kabinettstisch kursieren Corona-Witze, unter anderem über den stellvertretenden Ministerpräsidenten Hubert Aiwanger von den Freien Wählern, der gerade erkältet ist.

In China riegeln die Behörden in diesen Tagen erst die Stadt Wuhan und dann die gesamte Provinz Hubei ab. Außerdem ordnen sie an, zwei Krankenhäuser aus Fertigbauteilen zu errichten. Die Lufthansa stellt Ende Januar alle Flüge nach China ein, mit Ausnahme von Hongkong. Wenn sich in Deutschland überhaupt jemand für Corona interessiert, denkt er an Asien.

An Italien denkt niemand.

Eine Krankheit wie ein Geist

1. Februar. Eine Sondermaschine der Bundeswehr fliegt 102 Deutsche aus Wuhan aus. Es ist das erste Mal in der Corona-Krise, dass sich die Bundeskanzlerin einmischt. Gesundheitsminister Spahn plant, die Heimkehrer aus China 14 Tage in häusliche Quarantäne zu schicken. Angela Merkel geht das nicht weit genug, sie will alle zentral unterbringen. Die Passagiere kommen in eine Kaserne in Rheinland-Pfalz, zwei Infizierte direkt ins Krankenhaus. Wären die beiden erst mal heimgefahren, wären die Folgen unabsehbar gewesen. Merkel will dem Land so viel Zeit wie möglich erkaufen, bis das Virus mit voller Wucht einschlägt.

Sechs Wochen später, in ihrer ersten Corona-Pressekonferenz mit Spahn, antwortet Merkel auf die Frage, ob sie nicht früher hätte eingreifen sollen: „Ich würde sagen, der Bundesgesundheitsminister weiß, dass ich mich nicht erst heute um die Sache kümmere.“

Merkel hat schon die Finanz-, Schulden- und Flüchtlingskrise hinter sich. In aller Welt schätzt man ihre Ruhe, Entschlossenheit, Routine. Jetzt, gegen Ende ihrer Kanzlerschaft, beginnt für sie die nächste große Krise. Es ist die größte bisher. Die Kanzlerin, selbst promovierte Naturwissenschaftlerin, hat früh den Kontakt zu Experten gesucht. Sie versucht in solchen Situationen stets, sich ein eigenes Bild zu machen, um nicht allein von dem abhängig zu sein, was ihr der Apparat vorlegt. Autonomie verschafft ihr Autorität. „Sie führt ihr eigenes Labor“, sagt ein altgedienter Bundesminister.

Der Münchner Arzt Clemens Wendtner wertet die Daten der infizierten Webasto-Mitarbeiter aus, so ist es üblich, wenn ein neues Virus auftaucht. Wendtner zieht dafür einen weiteren Experten hinzu, einen Berliner Virologen, dessen Namen bald das ganze Land kennen wird: Christian Drosten. Am 2. Februar kommen die beiden zu Ergebnissen. Sie sind schockiert. Das neue Virus ist in tausendfach höherer Konzentration im Rachenraum nachweisbar als das alte Sars-Virus, das erstmals 2002 in China beobachtet wurde.

Wendtner und Drosten gehen sofort an die Öffentlichkeit. Das Virus sei absolut gefährlich, erklären sie: Es vermehre sich sehr stark; es setze sich in den

oberen Atemwegen fest, wo es leicht in die Umwelt gelange; und viele Infizierte zeigten überhaupt keine Symptome.

Eine Krankheit wie ein Geist.

Anfang Februar reist Jörg Wuttke, Chef der Europäischen Handelskammer in Peking, nach Europa. Er hat in Brüssel zu tun. Im Flugzeug, erinnert er sich, tragen fast alle Passagiere Masken, so wie das in China üblich ist. Als er in Brüssel aus dem Flieger steigt, nimmt er die Maske schnell ab. Wer in Europa eine Maske trägt, wird schief angeschaut. „Für das Virus hat sich in Europa niemand richtig interessiert. Rückblickend war das eine krasse Naivität“, sagt er.

Hände weg

13. Februar. Die Münchner Sicherheitskonferenz steht bevor. Die chinesische Botschaft fragt im Kanzleramt an, ob Chinas Außenminister Wang Yi dort die Kanzlerin treffen kann. Merkel erklärt sich bereit, lässt aber mitteilen, dass sie dem Außenminister wegen der Corona-Prävention zur Begrüßung nicht die Hand geben werde. Im Kanzleramt sorgt man sich, wie die andere Seite darauf reagieren wird. China ist bei der Abweichung von diplomatischen Gepflogenheiten sehr empfindlich. Dann die Antwort aus der Botschaft: Kein Problem, man gebe selbst schon länger nicht mehr die Hand.

Bei der Sicherheitskonferenz bekunden dann einige Teilnehmer höfliches Interesse für Pandemien. Die meisten aber machen keinen Hehl daraus, dass die gefährlichsten Viren für sie Computerviren sind.

„Ich staune noch heute“

15. Februar. In Nordrhein-Westfalen strebt die Karnevalssaison ihrem Höhepunkt entgegen. In Gangelt, einer Sammelgemeinde aus 19 Dörfern an der niederländischen Grenze, Kreis Heinsberg, findet im Bürgertreff die „Kappensitzung“ der Karnevalsgesellschaft „Langbröker Dicke Flaa“ statt. Die „Dorfspatzen“ singen, die „Teufelskerle“ tanzen, die Besucher schunkeln. Genau die feucht-fröhliche Stimmung, in der das Virus leicht überspringt.

Zehn Tage später hört Bernhard Tholen, der Bürgermeister von Gangelt, dass es in Nordrhein-Westfalen zwei Infizierte gibt. Exakt um 23.08 Uhr dringt Corona dann in seine Welt ein. Auf seinem Handy leuchtet eine SMS aus dem Landkreisamt auf: „Die Infizierten kommen aus der Gemeinde Gangelt.“ Die Behörden reagieren sofort, schon am nächsten Morgen, Aschermittwoch, bleiben Schulen und Kitas im Kreis geschlossen. „Ich staune noch heute, wie das geklappt hat“, sagt Tholen. So geht es vielen in Deutschland: Bei allen Fehlern im Krisenmanagement sehen die Bürger, dass ihr Staat funktioniert. Bei gar nicht wenigen war zuletzt Misstrauen in diese Republik gewachsen. In den dunkelsten Stunden wächst nun neues Vertrauen.

In Gangelt gehen alle Teilnehmer der „Kappensitzung“ in freiwillige Quarantäne. Später zeigt eine erste Erhebung der Uni Bonn, dass sich 15 Prozent der Bevölkerung im Kreis Heinsberg angesteckt haben, fast 2000 Menschen allein in Gangelt. Hätte man da nicht den ganzen Kreis unter Quarantäne stellen müssen, 250 000 Leute? „So was machen wir hier nicht“, sagt der nordrhein-westfälische Gesundheitsminister Karl-Josef Laumann von der CDU heute. „Ganz einfach, weil

wir ein anderes Menschenbild als China haben. Die Leute, die infiziert sind, sind kranke Menschen – keine Aussätzigen."

„Wenn man es löscht, ist es vorbei"

Ende Februar. Überall im Land holen nun Bürgermeisterinnen und Landräte die Pandemie-Pläne aus den Schubladen. Viele lesen die schreckenerregenden Szenarien zum ersten Mal. In vielen Behörden stellt man fest, dass man Schutzmasken und Schutzkleidung nicht eingelagert hat, obwohl man es hätte tun sollen. Ein bayerischer Landrat sagt: Noch vor ein paar Monaten hätte man jemanden, der solche Lücken anmahnt, wahrscheinlich für einen pedantischen Bedenkenträger gehalten.

Webasto-Chef Holger Engelmann muss sich in diesen Tagen oft ärgern, weil seine Mitarbeiter bei Geschäftskontakten ausgegrenzt werden. Auch deren Kinder trifft es, in der Schule oder im Verein. Manche, sagt er heute, hätten wohl gedacht, „Corona wäre ein lokales Webasto-Problem". Das erklärt aus seiner Sicht auch, warum viele Länder es lange nicht für nötig hielten, sich zu rüsten. Zum Beispiel die USA, die sich – geht es nach ihrem Präsidenten Donald Trump – praktisch unverwundbar fühlen dürfen.

Trotz der alarmierenden Testergebnisse hat Clemens Wendtner im Klinikum Schwabing das Gefühl, die Lage unter Kontrolle zu haben. Heute weiß er, dass es eine Illusion war zu glauben, „dass das ein kleines Feuer ist, und wenn man es löscht, ist es vorbei". Wahrscheinlich, sagt er, hätte man schon damals sagen müssen: „Okay, prinzipiell ist Covid-19 in Deutschland angekommen. Jetzt muss man den Karneval im Rheinland absagen und die Skiferien, und die Leute unter Hausarrest setzen." Aber es sagt niemand. Und es hätte wohl auch niemand akzeptiert. „Mitte Februar war man noch nicht so weit, das zu erkennen. Weder Politiker noch Ärzte haben gedacht, dass es uns jetzt davonläuft."

Es ist sogar so ruhig, dass Clemens Wendtner zum Skifahren in die Schweiz reist. Es sind Faschingsferien in Bayern. Am Samstag, den 22. Februar, machen sich Tausende Menschen zum Skifahren auf, nach Tirol in Österreich und nach Südtirol in Italien. Eine verhängnisvolle Woche nimmt ihren Lauf.

79 nachgewiesene Infizierte gibt es zu diesem Zeitpunkt in Italien, das klingt noch nicht dramatisch. Doch in der Lombardei, die an Südtirol grenzt, spitzt sich die Lage noch an jenem Samstag zu: Die Regierung sperrt mehrere Städte ab.

Es ist eine Zäsur für viele Politiker in Deutschland, zumal in Bayern. Italien ist so nah. Die Frau von Ministerpräsident Söder, Karin Baumüller-Söder, erzählt ihrem Mann von einem Bekannten, der nach Venedig gefahren ist und sie hinterher gefragt hat: Kann man schon machen, oder? Markus Söder, der mal bayerischer Gesundheitsminister war, findet das unmöglich. Ihn beschleicht ein „sehr mulmiges Gefühl", erzählt er später.

Gesundheitsminister Spahn sagt: „Corona ist als Epidemie in Europa angekommen." Viele Politiker ahnen, dass man dieser Krise nur mit drastischen Maßnahmen beikommen kann. Es wird aber noch eine ganze Weile vergehen, bis sie die ergreifen.

„Das müssen wir absagen"

27. Februar. Innenminister Horst Seehofer und Gesundheitsminister Jens Spahn sollen gemeinsam vor die Presse treten. Kurz vorher treffen sie sich mit ihren Beamten in einem Nebenraum im Haus der Bundespressekonferenz. Eine harte Entscheidung steht an, die erste von vielen. Es geht um die Internationale Tourismusmesse ITB, zu der mehr als 160 000 Besucher aus 180 Ländern erwartet werden. Dort werden nicht nur Milliardengeschäfte gemacht. Die ITB steht auch für Fernweh und eine Welt, die immer näher zusammenrückt.

Seehofer hat als Bundesgesundheitsminister in den Neunzigerjahren etliche Krisen durchlebt: Vogelgrippe, Schweinepest, Rinderwahn. Aber auch persönliche Krisen, ein Virus hat ihn beinahe das Leben gekostet. „Nicht schon wieder", stöhnt er, als er vom Coronavirus erfährt. Seine Meinung zur ITB ist klar. „Das müssen wir absagen", sagt er. Ein Beamter aus dem Gesundheitsministerium verweist darauf, dass doch nur ganz wenige Messebesucher aus China stammen würden. Seehofer antwortet: „So können nur Leute reden, die keine politische Verantwortung tragen."

Wenig später wird die ITB abgesagt.

Weiterhin aber starten und landen Flugzeuge in Deutschland. Die Bundesregierung führt „Aussteigekarten" ein für Passagiere aus Risikogebieten. In Frankfurt, dem größten deutschen Flughafen, stapeln sich Tausende dieser Formulare, aber sie werden kaum je ausgewertet. Bald wird die Idee wieder verworfen.

„Die Spuren verwischen"

1. März. Im Süden gehen die Skiferien zu Ende, der Münchner Chefarzt Wendtner hört in der Schweiz die italienischen Nachrichten. Die Lage wird immer ernster. Und trotzdem sagt sich Wendtner, dass da ja noch hohe Berge liegen zwischen Italien und Deutschland. Es ist die gleiche Hoffnung, die so viele Deutsche seit Wochen in sich tragen – dass es hier nicht so schlimm wird, dass es immer noch eine letzte Verteidigungslinie gibt. Aber es gibt keine mehr.

Wendtner beschließt, „dass es Zeit wird, die Koffer zu packen und wieder nach München zu fahren". Seine Klinik in Schwabing hat neue Covid-19-Patienten aufgenommen. Einige waren in Italien. Andere waren in Österreich, viele davon in St. Anton und Ischgl. Die Leute haben beim Après-Ski gefeiert, saßen mit Fremden in engen Gondeln. Aus Sicht von Virologen ein Albtraum. „Ich kam mit dem Gefühl zurück nach München, das kriegen wir schon wieder hin", sagt Wendtner. „Aber dann wurde langsam klar, dass die Spuren verwischen und die Eindämmung wie bei Webasto nicht mehr funktioniert." Die Welle hat Deutschland jetzt voll erfasst.

„Da macht man keine Witze"

Anfang März. In Bayern steht der Schulbeginn bevor, am 2. März kehren Tausende Kinder und Jugendliche, die gerade aus Tirol oder Südtirol heimgekommen sind, in die Klassenzimmer zurück. Im bayerischen Kabinett machen einzelne Minister noch immer Corona-Witze. Markus Söder, den Vertraute als Hypochonder beschreiben, weist sie zurecht. „Da macht man keine Witze", sagt er. In seiner Münchner

Wohnung lässt Söder neue Videotechnik installieren – für den Fall, dass er selbst erkrankt und Bayern vom Wohnzimmer aus regieren muss.

Söder hat seinen Ministern schon einige Tage zuvor empfohlen, aufs Händeschütteln zu verzichten. Es dauert, bis sich die Damen und Herren daran gewöhnen. Bei einem Treffen in Hof begrüßt der sächsische Amtskollege Michael Kretschmer Söder mit ausgestreckter Hand. Söder schüttelt den Kopf.

Was also tun angesichts der vielen Schülerinnen und Schüler, die in Risikogebieten im Urlaub waren? Schulschließungen sind kein Thema. Söder sagt heute: „Hätten wir das damals beschlossen, hätte es die Bevölkerung nicht verstanden und nicht akzeptiert." Das ist der Doppelschritt für Politiker in Corona-Zeiten: Sie müssen selbst zu einer Einsicht kommen. Und dann müssen sie die Einsicht den Menschen vermitteln. Müssen warnen vor einer Gefahr, die man nicht sieht, nicht schmeckt, nicht spürt.

Spätabends liest Söder oft Bürgerpost. Viele Mails und Briefe von Eltern sind dabei. Die einen schreiben, es sei doch Wahnsinn, wenn Kinder in die Schule dürften, obwohl sie in Südtirol im Urlaub waren. Die anderen schreiben, es sei doch Wahnsinn, wenn Kinder nicht in die Schule dürften, nur weil sie in Südtirol im Urlaub waren.

Am 7. März beschließt die bayerische Staatsregierung, all jene, die in Risikogebieten waren, doch aus den Schulen zu holen. Im Kultusministerium gibt es Diskussionen darüber, wie man dann mit jenen umgeht, die nach dem Toskana-Urlaub durch die krisengeplagte Lombardei gefahren sind. Am Ende entscheidet man: Wenn einer nur an einer Tankstelle in der Lombardei gezahlt hat, war er nicht im Risikogebiet; wenn er in der zugehörigen Raststätte war, hingegen schon.

„Keine Zeit zu sterben"

3. März. In diesen trüben Wochen gibt es für Carsten Spohr wenigstens einen Lichtblick. Spohr, früher Airbus-Pilot, jetzt Vorstandschef der Lufthansa, hat für seine Frau und sich Tickets besorgt für die Deutschland-Premiere des neuen James-Bond-Films. Der Titel „Keine Zeit zu sterben" passt zwar nicht so in die Zeit, aber Spohr steht eben auf Bond.

In der Corona-Krise ist er bereits ein Getriebener. Vor gut zwei Wochen haben die Sicherheitsexperten der Lufthansa beschlossen, aus Sorge um Personal und Passagiere alle China-Flüge zu stoppen. Auf so etwas hat nicht mal der Chef Einfluss. Spohr hofft aber durchaus noch, dass sein Konzern gestärkt aus dieser hoffentlich kurzen Krise hervorgeht.

Dann ruft ein Freund an: Die Bond-Premiere falle aus, wegen Corona. „Das hat bei mir etwas ausgelöst", sagt Spohr. Ihm sei klar geworden, dass es nicht mehr nur um seine Branche ging, sondern „dass etwas auf uns zukommt, was die gesamte Gesellschaft und unsere Lebensweise verändern kann".

Das wichtigste Thema

3. März. In der Düsseldorfer Staatskanzlei tagt das nordrhein-westfälische Kabinett. Auf der Agenda: Fußball. Genauer: die Frage, ob das Schlagerspiel Borussia Mönchengladbach gegen Borussia Dortmund stattfinden soll. Fußball sei im Westen

eben ein ganz besonderes Thema, sagt heute Gesundheitsminister Karl-Josef Laumann. Vielleicht sogar das wichtigste. Niemand im Kabinett hält es damals für möglich, ein Bundesligaspiel abzusagen. Man habe sich gesagt, erinnert sich Laumann, dass Stadien ja keine geschlossenen Säle seien, sondern offen, also in Ordnung. „Aus heutiger Sicht war das natürlich Quatsch“, sagt Laumann.

Überall klammern sich Bürger wie Politiker an jedes Argument, um weiterleben zu können wie gewohnt. Und niemand will die schlechte Nachricht überbringen. „Wir haben uns da ein bisschen rausgeredet“, sagt Laumann, weil die Entscheidung formal bei den Städten lag. „Wir haben gesagt: Wenn der Oberbürgermeister das Spiel zulässt, muss er es verantworten.“

Der Kreis Heinsberg mit der Gemeinde Gangelt und der „Kappensitzung“ gilt da bereits als Corona-Zone – und von dort ist es nicht weit nach Mönchengladbach ins Stadion. Am Mittwoch, den 4. März, empfangen Laumann und NRW-Innenminister Herbert Reul um 8 Uhr morgens den Gladbach-Präsidenten Rolf Königs. Sie beschließen, dass Fans aus Heinsberg fernbleiben sollen, dafür aber ihr Geld zurückkriegen – dazu Champions-League-Tickets.

Aber das Spiel ganz absagen? Das habe der Klubchef abgelehnt. „Die Borussen haben deutlich gemacht: Das könnt ihr nicht machen, das ist ein ganz wichtiges Spiel“, sagt Laumann.

Als am Samstag, dem 7. März, um 18.30 Uhr der Anpfiff ertönt, sind beinahe 54 000 Menschen im Borussia-Park. Unter den Fans sind auch etliche aus dem Krisen-Kreis Heinsberg; die eingefleischten Anhänger wollten offenkundig nicht zu Hause bleiben. Laumann sagt: „Rückblickend ist klar, wir hätten das Spiel verbieten sollen.“

Laumann zieht eine Lehre aus der Debatte über das Borussen-Spiel: „Wir können nicht Land für Land Spiele absagen, wir müssen ran ans Gesamtsystem Bundesliga.“ Seit Tagen macht er Druck auf Ministerpräsident Laschet: „Armin, das müsst ihr auf der Bundesebene mit der Kanzlerin bereden.“ Laschet sieht es ein. Er tut sich mit Bundesgesundheitsminister Spahn zusammen, der keine weiteren Veranstaltungen mit mehr als tausend Teilnehmern zulassen will. Im Fernsehen sagt Laschet: „Großveranstaltungen haben natürlich die Neigung, dass da viel übertragen wird.“ Es ist der Anfang vom Ende. Für Karl-Josef Laumann ist dies eine hoch symbolische Episode dafür, wie in Gesellschaft und Politik die Erkenntnis langsam wachsen musste. „Es war ein Prozess.“ Eine Entwöhnung vom Alltag.

Die letzte Partie in der Bundesliga findet drei Tage später statt, es ist das erste Spiel ohne Publikum. Mönchengladbach gegen Köln, ohne Zuschauer im Stadion. Draußen vor den Toren drängen sich Hunderte Fans ohne Mindestabstand.

„Ein demokratisches Virus“

4. März. Lothar Wieler, der Präsident des Robert-Koch-Instituts, kommt in die Kabinettssitzung, um die Bundesregierung zu informieren. Wieler sagt, Corona könne jeden treffen, ob arm oder reich, jung oder alt. Es sei nicht auf eine Region beschränkt, wie Ebola. Es sei „ein demokratisches Virus“.

Wieler gibt fundierte, präzise Auskünfte. Seine Pressekonferenzen in einem Hörsaal sind ein Ritual der Beständigkeit: Bevor er beginnt, sitzt er stets schon eine Weile an seinem Pult und schweigt. Er fängt um 10 Uhr an und keine Sekunde eher.

Wieler sagt, er fürchte sich weniger davor, falschzuliegen. „Eher fürchte ich, dass die Politik unsere Empfehlungen nicht ernst nimmt." Aber in Berlin trifft Wieler auf gute Bedingungen. Auf die Kanzlerin mit ihrem naturwissenschaftlichen Blick. Auf Kanzleramtschef Helge Braun, einen Mediziner. Auf Vizekanzler Scholz, der seit der Finanzkrise weiß, wie sich schwankender Boden anfühlt. Auf Gesundheitsminister Spahn, der weniger erfahren ist, aber hartnäckig versucht, nichts falsch zu machen.

Und es kommen andere günstige Umstände hinzu. Der Fall Webasto hat den Experten viel Zeit geschenkt. Anders als in Italien, wo man Corona erst entdeckte, als die Ersten starben. „Wir haben viel gelernt, was man aus China nicht erfahren konnte", sagt Wieler. „Das war ein großes Glück."

Wielers Referat im Kabinett hinterlässt Eindruck. Als er fertig ist, schweigt die Ministerrunde betreten. „Ich war extrem glücklich, mit welcher Ernsthaftigkeit und Besorgnis die Anwesenden zugehört haben", sagt Wieler heute. „Es ist eine Stärke unserer Gesellschaft, dass wissenschaftliche Expertise gehört wird." Das ist nicht überall auf der Welt so. Populisten reden oft abfällig über Forscher, gerade in den USA wird das vielen zum Verhängnis. Dass man in Deutschland auf Wieler hört, heißt allerdings nicht, dass ihm alle zustimmen. Manche halten ihn für zu rigoros. Wieler sagt, gerade am Anfang müsse man eben sehr vorsichtig sein: „Es ist ein neues Virus, eine große Unbekannte."

„Schatzi, schenk mir ein Foto"

7. März. Überall in Deutschland häufen sich nun die schwierigen Entscheidungen. In Mitterteich in der Oberpfalz, 6600 Einwohner, nahe der tschechischen Grenze, fragen die Gemeinde und der Burschenverein Concordia 1894 beim staatlichen Gesundheitsamt nach: Kann das traditionelle Starkbierfest am Samstag steigen? 1000 Besucher in einer Mehrzweckhalle? Das Gesundheitsamt, sagt der Burschenverein heute, habe grünes Licht gegeben. Also zapft Bürgermeister Roland Grillmeier von der CSU am Abend das erste Fass „Süffikus" an. Die Band spielt „Schatzi, schenk mir ein Foto". Auf den Toiletten stehen Desinfektionsspender, immerhin.

Zwei Wochen später redet man in ganz Deutschland über das Starkbierfest in Mitterteich. Das Coronavirus hat sich in der Gemeinde so schnell verbreitet, dass dort die erste Ausgangssperre in Bayern verhängt wird. Auf Facebook ätzen die Leute, wie man nur so dumm sein konnte, das Fest nicht abzusagen. Roland Grillmeier, der inzwischen zum Landrat von Tirschenreuth gewählt wurde, ärgert das. Am gleichen Abend hat Vizeministerpräsident Aiwanger in Ismaning erklärt, Starkbier sei der natürliche Feind des Coronavirus. Am Tag danach spielte der FC Bayern gegen Augsburg, vor 75 000 Zuschauern. Und ausgerechnet ein Starkbierfest in Mitterteich soll eine „Virenschleuder" sein?

Corona, das ist in Deutschland jetzt auch eine Anklage. Irgendwer muss doch etwas falsch gemacht haben. Oder?

Todesanzeigen aus der Region beanspruchen nun zuweilen mehrere Doppelseiten. Aber in der Not, sagt Grillmeier, zeige sich auch, dass alle zusammenhalten: Verbände, Vereine, Rotes Kreuz. Und wenn irgendwer unbedingt zurückblicken wolle, dann erlaube er sich eine Gegenfrage: „Wo warst du am 7. März?“ Und da komme nie als Antwort, dass jemand am Samstagabend ängstlich daheimgesessen sei.

Begräbnis in Gangelt

9. März. In Deutschland gibt es laut RKI nun 1139 bestätigte Corona-Infizierte. Jakob D. aus Gangelt, 78 Jahre alt, ist einer der ersten Corona-Toten im Land. Wo genau sich der CDU-Ratsherr und leidenschaftliche Karnevalist angesteckt hat, weiß niemand. Bei der berüchtigten „Kappensitzung“ war er nicht – dafür einen Tag vorher bei einer „Warm-up-Party“. Mindestens vier von zehn Personen, die an jenem Abend an seinem Tisch saßen, wurden später krank. An der Beisetzung von Jakob D. dürfen nur zehn Angehörige teilnehmen. Andere Trauernde müssen 50 Meter Abstand halten. Die Kirche bleibt verschlossen, zwei Söhne tragen die Urne hinüber zum Kolumbarium. Ein kurzes Gebet – das war’s.

Grenzfragen

11. März. Die Spitze des Bundesinnenministeriums hat am Abend RKI-Präsident Wieler und den Charité-Virologen Drosten zu Gast. Es geht auch um die Frage von Grenzkontrollen. Wieler ist skeptisch und argumentiert, dass sich das Virus bereits in Deutschland befinde. Minister Seehofer sagt, es gehe darum, zusätzliche Infizierte aus Staaten wie Italien abzuhalten. Drosten entgegnet, die Bundespolizisten wären sinnvoller eingesetzt, wenn sie Risikogruppen beim Einkaufen helfen würden. Seehofer ist ob des Widerspruchs ziemlich befremdet.

Was ist sinnvoll? Was ist übertrieben? Politiker müssen in diesen Monaten Entscheidungen treffen, um die sie niemand zu beneiden braucht.

Der erste Reflex ist nun oft: mehr Schließungen, mehr Verbote, mehr Kontrolle. In Regierungen, aber auch in Unternehmen kursieren Szenarien der Apokalypse. Wirtschaftsabsturz, Anarchie – für alles gibt es einen Plan. Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble denkt über ein verkleinertes Notparlament nach. Viele Ideen werden geboren, und es ist wohl ein Glück, dass einige nie Wirklichkeit werden.

„Mir bleibt nichts anderes übrig“

12. März. In Berlin kommen die Ministerpräsidenten der Länder zusammen. Ihr Thema: Was soll mit den Schulen passieren? Am Morgen ist nur ein einziger der 16 Regierungschefs für eine Schließung: Markus Söder. Volker Bouffier aus Hessen sagt dem Vernehmen nach, die Schulen zusperren, das wäre „irre“. Als die Runde am Nachmittag ins Kanzleramt umzieht, haben neben Bayern auch Baden-Württemberg, Niedersachsen und das Saarland angekündigt, notfalls allein voranzugehen. Es steht, wenn man so will, vier zu zwölf.

Jetzt geht es um den Föderalismus an sich: Natürlich trifft die Krise nicht alle Länder gleich, aber Einigkeit wäre trotzdem ein starkes Symbol.

In Anwesenheit von Angela Merkel kommt ein Gast in die Sitzung, den viele Ministerpräsidenten auf der Tagesordnung gar nicht bemerkt hatten: Christian Drosten, der Virologe, der Schulschließungen bislang nicht für nötig hielt. Drosten sagt, er habe eine neue Studie gelesen und müsse sich korrigieren: Die Schulen schließen, das mache Sinn. Einige Regierungschefs fühlen sich überrumpelt. Aber sie fügen sich nach und nach. Armin Laschet aus Nordrhein-Westfalen sagt: „Ich bin im Moment gegen das Schließen, aber mir bleibt dann gar nichts mehr anderes übrig."

Die Politiker sollten einfach auf die Virologen hören, heißt es oft. Aber das ist gar nicht so einfach, weil auch die Virologen täglich dazulernen und ihre Einschätzungen ändern. Viele Wissenschaftler machen etwa anfangs Hoffnung, dass warme Witterung helfen wird, das Virus einzudämmen. Irgendwann schwenken fast alle um: Einen „Sommereffekt" werde es nicht geben. Einen ähnlichen Meinungswandel gibt es zum Sinn von Schutzmasken. Söder sagt: „Kein Experte weiß es zu 100 Prozent. Am Ende kann niemand die Politik aus der Verantwortung lassen."

„Ausnahmezustand"

13. März. Lufthansa-Chef Carsten Spohr erlebt den nächsten Tiefschlag. US-Präsident Trump verweigert EU-Bürgerinnen und -Bürgern fortan die Einreise. Damit haben sich Atlantikflüge erledigt. „Das war ein Schock", sagt Spohr heute. „Es war klar, dass das für uns den Ausnahmezustand bedeutet." Schnell sind 150 Flugzeuge am Boden. Aber selbst da hofft Spohr noch, dass es im Sommer wieder ein USA-Geschäft geben wird.

Spohr weiß, dass der Staat wohl helfen wird, eine Pleite zu verhindern. Bund und Länder stellen gerade Hunderte Milliarden an Hilfen und Garantien bereit, um die Wirtschaft vor dem schlimmsten zu bewahren. Sogar von Verstaatlichungen ist die Rede. Aber wie geht es dann weiter? Spohr befürchtet, dass die Airlines in den USA und China noch mehr Geld von ihren Regierungen bekommen. Wie kann die Lufthansa da wettbewerbsfähig bleiben?

Spohr hat seinen Arbeitsplatz von Frankfurt an den Münchner Flughafen verlegt, im ziemlich leeren Büro trägt er weiterhin eine Krawatte. Er wolle „in diesen außergewöhnlichen Zeiten ein Stück Normalität wahren", sagt er. „Sonst fehlt irgendwann die Disziplin."

Abends unterhält sich Spohr am Gartenzaun mit seinem Nachbarn. Es ist Clemens Wendtner, der Chefarzt am Klinikum Schwabing. Wendtner zufolge bietet ihm Spohr Hilfe an: Er habe 10 000 Stewardessen und Stewards, die nichts mehr zu tun hätten. Etliche von ihnen hätten eine Ausbildung als Krankenpfleger. Nach dem Germanwings-Absturz habe man bei der Lufthansa gelernt, mit Katastrophen umzugehen, „Krisen-Teams" eingerichtet.

Offenbar sind viele, die mal Kranke gepflegt haben, irgendwann zur Lufthansa gegangen. Es war glamouröser, um die Welt zu fliegen, Rio, Hongkong, und es wurde besser bezahlt. Jetzt ist die Welt abgesperrt. Es gilt, sich zu Hause um die Kranken zu kümmern.

Shutdown

15. März. Im Kanzleramt tritt ein kleiner Kreis zusammen, der eine große Weiche stellen wird. Neben Merkel ist Vizekanzler Olaf Scholz da, Kanzleramtschef Braun, Innenminister Seehofer, Gesundheitsminister Spahn und RKI-Präsident Wieler. Die Zahl der Infizierten liegt um 15 Uhr bei 4838. Das Wachstum ist jetzt exponentiell. Lothar Wieler trägt vor, wie sich die Zahlen entwickeln könnten und welche Folgen das für die Krankenhäuser hätte.

Helge Braun ist Medizin-Informatiker, er zieht schnell seinen Schluss aus Wielers Rechenmodellen: Eine ungebremste Durchseuchung darf es in Deutschland nicht geben. Der Versuch, durch die Infektion von 60 bis 70 Prozent der Bevölkerung eine Herdenimmunität herzustellen, führt zum Kollaps des Gesundheitssystems – und zu vielen Toten.

Ein paar Tage später werden Bilder aus dem norditalienischen Bergamo die Welt erschüttern: Eine Kolonne von Militärtransportern verlässt in der Dunkelheit die Stadt. Die Soldaten bringen Dutzende Särge in benachbarte Provinzen.

Die Runde im Kanzleramt wird sich einig, einen Horror italienischen Maßstabs mit einer klaren Strategie zu verhindern: die Zahl der Infektionen so niedrig wie möglich zu halten, bis Medikamente und ein Impfstoff entwickelt sind. Das bedeutet: Shutdown in Deutschland. Die Bundespolizei wird nun doch an die Grenzen zu Frankreich, Österreich und der Schweiz geschickt.

Das Volk scheint jetzt zu spüren, wie ernst die Lage ist. Die Deutschen kaufen in dieser Woche dreimal so viel Toilettenpapier wie sonst.

Am 18. März wendet sich die Kanzlerin in einer Fernsehansprache an die Bürgerinnen und Bürger. „Es ist ernst“, sagt sie. Ernster als alles seit 1945. Sie kündigt an, dass sich die Deutschen nicht mehr völlig frei bewegen können. So deutlich hat Merkel noch nie zum Verzicht aufgefordert, schon gar nicht zum Verzicht auf Grundrechte. Sie weiß, wie hart das klingt. Deswegen wird sie persönlich. „Für jemanden wie mich, für die Reise- und Bewegungsfreiheit ein schwer erkämpftes Recht waren, sind solche Einschränkungen nur in der absoluten Notwendigkeit zu rechtfertigen“, sagt sie.

Mehr Härte oder mehr Gelassenheit: Es sind die beiden Pole, zwischen denen Deutschland seit Wochen schwankt. Aber es setzen sich jetzt jene durch, die Härte für notwendig halten. Die Naturwissenschaftler führen jetzt das Land, auch gegen starke Bedenken. Die Autorin und Verfassungsrichterin Juli Zeh spricht von „Bestrafungstaktik“ und sagt, die Bevölkerung werde eingeschüchtert.

Karl-Josef Laumann, der Gesundheitsminister in NRW, wundert sich heute selbst über die Verwandlung. Mitte März setzte er sich noch dafür ein, dass Kinder auf Spielplätze dürfen, er dachte an die Familien in den engen Wohnungen des Ruhrgebiets. „Dafür wurde ich dann verprügelt. Plötzlich konnten die Leute gar nicht genügend Verbote kriegen“, sagt er. „Es ging nach dem Motto: Wer hat noch eine Idee, was man schließen kann?“

Ist es eine neue Sehnsucht nach klaren Ansagen? Ist es die lähmende Angst vor Corona? Oder ist es schlicht die Bereitschaft, den Erkenntnissen der Wissenschaft zu folgen? Das müsste ja in einer Zeit, die oft postfaktisch genannt wird, gar nicht das Schlechteste sein.

Post vom Friseur

20. März. Markus Söder schläft oft schlecht in diesen Wochen, so wird er es später berichten. „Immer, wenn du denkst, jetzt könnte es laufen, taucht ein neues Problem auf.“ Die Kommunalwahl vor ein paar Tagen – durchziehen oder absagen? Er entschied sich fürs Durchziehen, trotz der Kritik. Es ging dann gefühlt etwas zu Ende an diesem umstrittenen Wahltag.

Am Morgen danach durften die Kinder in Bayern nicht mehr in die Schule. Eine neue Zeit hatte
begonnen.

Und nun bricht schon wieder ein einschneidender Tag an. Söder wacht gegen halb fünf auf, mit einer Frage im Kopf, die größer kaum sein könnte: Freiheit oder Sicherheit? Kann man den Menschen Ausgangsbeschränkungen zumuten? Die 16 Ministerpräsidenten waren sich am Abend zuvor bei einer Telefonschalte nicht einig geworden. Man müsse noch zehn Tage die Lage beobachten, verlangten einige. Oder zumindest zwei, drei. Söder glaubt, dass man diese Zeit nicht mehr hat. Um 8 Uhr betritt er die Staatskanzlei, kurz darauf ruft er Angela Merkel an: „Ich mache das.“

Dass die Bürgerinnen und Bürger ohne triftigen Grund nicht mehr aus dem Haus dürfen – wer hätte das am Anfang dieses Jahres für möglich gehalten? Wer hätte das jemals für möglich gehalten?

Zwei Dinge, sagt Söder heute, müsse man irgendwie in Balance halten: „was wirksam, aber auch angemessen ist“. Allen könne man es nie recht machen. Den Friseuren etwa. Die hätten ihm zuerst geschrieben: Wie lange müssen wir noch arbeiten? Jetzt, wo sie nicht mehr arbeiten müssten, schrieben sie: Wann dürfen wir endlich wieder ran?

Impfung für Merkel

20. März. Ein paar Stunden nachdem Angela Merkel Söders Anruf entgegengenommen hat, lässt sie sich von einem ihr vertrauten Arzt gegen Pneumokokken impfen. Der Arzt trägt Mundschutz und Handschuhe. Nur als er die Nadel ansetzt, kommt er der Kanzlerin näher, als es der Sicherheitsabstand von 1,5 Metern erlaubt. Merkel habe zumindest ihr Gesicht von ihm abgewendet, heißt es später.

Der wahre Schmerz wird noch kommen

21. März. In Bayern herrschen nun Ausgangsbeschränkungen, aber Flugpassagiere reisen weiter am Münchner Flughafen ein. Bei der Einreise stellt man ihnen nicht eine einzige Frage. Erst im April wird die Politik beschließen, dass alle Einreisenden aus dem Ausland 14 Tage in häusliche Quarantäne müssen.

Lufthansa-Chef Carsten Spohr hält es für einen Fehler, dass Deutschland so lange für Reisende aus China offen geblieben ist. Es habe wohl damit zu tun, „dass offene Grenzen für Deutschland etwas Gutes sind. In Deutschland tun wir uns schwerer mit Abschottung“.

Ende März trifft er sich zum Abendessen mit RKI-Chef Lothar Wieler. Wenn Wieler irgendwo auftaucht, schauen seine Zuhörer schnell betroffen drein. Wieler ist der Mann, der sich nicht von Hoffnungen und Illusionen leiten lässt. Die Pandemie, soll Wieler zu Spohr gesagt haben, könne lange dauern. Die Lufthansa hatte drei Krisenszenarien entworfen: Die Flugzeuge bleiben drei, sechs oder zwölf Monate am Boden. Es könnte sein, dass kein Szenario drastisch genug war.

Die Welt bleibt zugesperrt, die Zukunft liegt im Dunkeln. Für die einst stolze Lufthansa, für ein eben noch vor Kraft strotzendes Land. Carsten Spohr sagt, vielen seien die wirtschaftlichen Folgen des Shutdowns noch gar nicht bewusst. „Viele sehen das möglicherweise noch als eine Art vorübergehenden Stillstand. Aber der wahre Schmerz in Form von Arbeitslosigkeit und Rezession wird in vielen Bereichen erst noch kommen."

„Sie hat sich total erschrocken"

22. März. Das RKI zählt 18610 Corona-Fälle in Deutschland – und 55 Tote. Die Menschen fragen sich, ob das der Anfang eines großen Sterbens ist.
In Berlin gibt Angela Merkel eine Pressekonferenz zum Shutdown und den neuen Verhaltensregeln. Bei der Erläuterung, wen man jetzt noch wo treffen darf, verspricht sie sich. Auf Nachfrage korrigiert sie später den Fehler. Er ärgert sie trotzdem. Nach der Pressekonferenz begibt sie sich mit Regierungssprecher Steffen Seibert zu ihrer Büroleiterin Beate Baumann und schimpft über sich selbst.

Plötzlich kommt Kanzleramtschef Braun in den Raum geeilt: Merkel werde dringend am Telefon verlangt. Die Kanzlerin versteht zunächst den Namen des Anrufers falsch und sagt, sie könne jetzt nicht. Braun insistiert: Am Telefon sei ihr Arzt. Merkel und Braun ziehen sich zurück, wenige Minuten später kommen sie wieder. Der Arzt hat Merkel mitgeteilt, dass er positiv getestet worden sei und sie angesteckt haben könnte. „Sie hat sich total erschrocken", erinnert sich einer der Anwesenden. Merkel entscheidet, sich in Quarantäne zu begeben. Zwei Gäste, die auf sie warten, lässt sie sitzen. Sie gibt Braun letzte Anweisungen. Dann fährt die mächtigste Frau der Welt nach Hause und schließt sich ein.

Kaum ist Merkel weg, holt Braun eine Flasche Desinfektionsmittel und reinigt seine Türklinke.

Ewige Unruhe

Was mit den sterblichen Überresten eines Menschen nach dem Tod geschehen muss, ist in Deutschland streng geregelt. Weil zum Beispiel die Urne mit der Asche nicht zu Hause aufbewahrt werden darf, beschließen manche Angehörige, die Gesetze zu brechen

Von Roland Schulz, Süddeutsche Zeitung Magazin, 24.07.2020

Das Gefühl nach dem Tod war gleich, in beiden Fällen. Die Frau, die gerade den noch warmen Leib ihres toten Mannes geküsst hatte, empfand im Chaos ihrer Tränen eine eigenartige Klarheit.

»Für mich war nur eines sicher«, sagt sie. »Dass Bernd nicht unter die Erde soll. Diese kalte Erde.«

Die Mutter und der Vater, deren gerade geborenes Kind gestorben war, spürten eine Gewissheit.

»Ich sah den Friedhof vor mir«, sagt der Vater. »Ein Grab kaufen müssen. Für 25 Jahre.«

»Ein Bauchgefühl war das«, sagt die Mutter. »So nicht. So nicht.«

Dieses Gefühl damals änderte das Leben aller drei Angehörigen, der Mutter, des Vaters, der Frau. Sie lernten schnell: Wenn sie ihrem Gefühl folgen wollten, mussten sie die Gesetze brechen.

Rund um den Tod herrscht in Deutschland ein eigentümliches Recht: Gesetze über das Leichenwesen, Bestattungsverordnungen, Friedhofssatzungen, Gräbergesetze – »eine exotische Rechtsmaterie«, sagt Tade Spranger. Er sitzt in seinem Stammlokal in Bonn, an der Universität dort lehrt er, als Professor der Rechte. Sein Spezialgebiet sind die Gesetze am Anfang des Lebens: der rechtliche Stellenwert von Stammzellen,

die Würde von Embryonen. Am anderen Ende des Lebens, an den Gesetzen des Todes, arbeitet er sich aus Leidenschaft ab. Als Spranger Jura studierte, pflegte ein Professor die Studenten mit einer Fangfrage zu necken: In welchem Lebensbereich in Deutschland gelten die Grundrechte am geringsten? Die Antwort: im Tod.

Die Mutter schlägt ein Büchlein auf, sucht eine Seite, schiebt sie über den Tisch. Es ist eine Landkarte. Sie hat sie selbst gezeichnet. Ein See. Eine Kirche. Die Wipfel eines Waldes. Ein Pfad. An seinem Ende ein Kreuz, wie auf einer Schatzkarte, wie Kinder sie malen. An dieser Stelle hat sie die Asche ihres Sohnes ausgestreut, an der Seite eines Strauchs Holunder.

»Holunder, der steht für den Übergang«, sagt die Mutter. Sie heißt E.

»Holler kannst du bis kurz über die Erde zurückschneiden – er kommt wieder«, sagt der Vater. Er heißt T. Sein voller Name ist, wie auch der von E., dem SZ-Magazin bekannt.

Die Frau stellt eine dunkle, mit Rosen bedruckte Tasche auf den Tisch der Teeküche, die sie als Treffpunkt ausgewählt hat. Vorsichtig hebt sie einen durchsichtigen Sektkühler heraus, geschmückt mit Seide. Im Inneren dieses improvisierten Schreins steckt eine schwarze Urne.

»Das ist jetzt das erste Mal, dass Bernd wieder außer Haus ist«, sagt die Frau. Ihr Name ist K. Auch ihre Identität ist der Redaktion bekannt.

»Was sagen die Gesetze?«, fragt Tade Spranger. »Zwei Begriffe müssen wir da klären: Beisetzungszwang – und Friedhofszwang.« Seine Stimme ist leise, aber durchdringend. »Beisetzungszwang sagt: Die sterblichen Überreste eines Menschen müssen beigesetzt werden. Friedhofszwang sagt: Du musst das in Deutschland auf einem ausgewiesenen Friedhof machen.« Am Nebentisch horchen die Mittagsgäste auf. Sterben, der Tod und seine Regeln, das ist anziehend und abstoßend zugleich. Sie werfen verstohlene Blicke auf den vollbärtigen Mann im Maßhemd, der über Leichname und deren Rechte doziert. Spranger kennt das schon. Manchmal, gerade im Kollegenkreis, hat er das Gefühl, die Menschen begegnen seiner Leidenschaft mit

einer Mischung aus verstörtem Staunen und Spott: Ach herrje, der Spranger wieder, mit seinen Bestattungsgesetzen. »Aber spätestens, wenn ein Todesfall in der Familie auftritt«, sagt Spranger, »ist der Spott ganz schnell vergessen.«

Sie lag im Sonnenzimmer zur Geburt. Sie hatte sich das Krankenhaus sorgfältig ausgesucht, nicht zu groß, nicht zu klein, Schulmedizin, aber keine Ärzte, die alles sofort mit Apparaten anpacken. T. war an ihrer Seite.

Sie hatten sich in der Arbeit kennengelernt, eine Tagung. Keine Liebe auf den ersten Blick. Eine Liebe, die wuchs, langsam. Immer öfter fuhr T. auf seiner alten Vespa hinaus vor die Stadt, wo E. wohnte. In einer Gewitternacht, als es draußen stürmte und schüttete, blieb er da. Nach dieser Nacht waren sie ein Paar. Er war 32. Sie 34. Kinder waren kein Thema. In E.s Gebärmutter waren früh Geschwulste gewachsen, gutartig zwar, aber Kinder – mit dieser Aussage wurde sie groß –, Kinder werde sie keine kriegen können. Sie verhüteten nicht. Ein Jahr verging. Eines Tages blieb E.s Regelblutung aus. Sie war schwanger.

»Totale Überraschung«, sagt T., der Vater. »Totale Freude.«

»Und total viel Sorge«, sagt E., die Mutter: »Was bedeutet das jetzt?«

Sie erfuhr: Sie galt als spätgebärend. Dazu die Geschwulste, deren Größe. Eine Risikoschwangerschaft. E. und T. sprachen sich aus. Was, wenn ihr Kind zu früh auf die Welt käme? Behindert? Krank? Aber beim Arzt sahen sie auf den Bildschirmen: Ihr Baby regt sich, sein Herz schlägt, alles gut.

»Von der Info ›Alles gut‹ bis zu: Gar nicht mehr gut – das war eine Woche«, sagt T.

E. bekam Blutungen. Ihr Gebärmutterhals hatte sich geöffnet. Im fünften Monat. Die Ärzte befahlen sie ins Bett, hängten sie an den Tropf, verabreichten Wehenhemmer. Das letzte Mittel: eine Cerclage legen, ein Zwirn, um den Muttermund gezurrt. Doch da war schon klar: Das Kind wird kommen.

»Sie sagten: Stellen Sie sich darauf ein, dass Ihr Kind sterben wird«, sagt E.

Es war das dreckige Ende des Winters, am Morgen noch hatte es geschneit. Doch als ihr Sohn auf die Welt kam, schien die Sonne durch die Fenster. Er war noch am Leben.

»Er sah so alt aus, und so jung«, sagt E.

»Und viel zu klein«, sagt T.

Ihr Sohn hatte seine rechte Hand an die Wange gelegt, seine linke ruhte auf seinem Herz. Ein kleiner Menschensohn, groß wie eine Handspanne. Wenig später starb er.

»Sunny«, sagt E.

»So haben wir ihn getauft«, sagt T.

Es war alles so viel. Es ging alles so schnell. Am Morgen hinterbrachten ihnen Ärzte die Vorschriften des Bundeslandes, in dem sie lebten. Jede Fehlgeburt, die mit Lebenszeichen auf die Welt gekommen ist, gilt vor dem Gesetz als Leiche. Damit ist sie bestattungspflichtig.

Der Tod ist in Deutschland Ländersache. Jedes Bundesland kennt ein eigenes Bestattungsrecht, insgesamt 16 verschiedene Gesetze, »zum Teil stark abweichend«, sagt Tade Spranger. »Sogar bei grundlegenden Fragen gibt es oft keine Einigkeit.« Er marschiert durch die Paragrafen, Frage um Frage abfeuernd. »Wer ist bestattungspflichtig? Brauche ich für Urnen- und Leichentransport ein Sonderfahrzeug? Wer ist verantwortlich, den Toten unter die Erde zu bringen – nur der Ehepartner, oder auch der eingetragene Lebenspartner? Ein Kind? Oder nur ein volljähriges Kind?« Er hält inne. »Sieht jedes Bundesland anders.« Doch trotz des Wildwuchses hat das Dickicht dieser Paragrafen eine gemeinsame Wurzel. Ein altes Gesetz, aus einer dunklen Zeit. In diesem Gesetz liegt die Ursache für viele der Unschärfen im Bestattungsrecht, mit denen Angehörige zu kämpfen haben, sobald ihr Kind, ihre Eltern, ihr Liebster gestorben sind. »Das berühmte Feuerbestattungsgesetz von 1934«, sagt Spranger.

Da lag er, die Liebe ihres Lebens. Die Pfleger hatten seinen Leichnam aus der Intensivstation in ein angrenzendes Zimmer geschoben, zum Abschiednehmen. Außer sich trat K. ein.

»Ich war einerseits ganz klar, wie auf Autopilot«, sagt K. »Auf der anderen Seite aber voll Gefühl.«

Eine Routine-OP, hatten die Ärzte gesagt. Minimalinvasiv machbar. Fünf Tage Krankenhaus, danach hören Sie nie wieder von uns. Nach der OP bekam Bernd hohes Fieber. Sie hatten versehentlich seinen Darm verletzt, Bakterien gelangten ins Blut, eine Sepsis breitete sich aus, unerkannt. Die Blutvergiftung überrannte Bernds Immunsystem. Not-OP. Intensivstation. Sie gaben ihm 48 Stunden. Er kämpfte vier Wochen. Da lag er nun. Er war noch warm.

»Ich hab ihn gar nicht loslassen können, ich hab ihn nur noch abgeküsst«, sagt K.

Sie erinnert sich nicht genau, wie lange sie an seinem Leichnam wachte. Eine Stunde? Länger? Sicher nur, dass das Krankenhaus drängte. Der Verstorbene, das Zimmer, die Vorschriften. K. hörte kaum hin. Einmal sprang sie auf. Sie lief, eine Schere holen, und schnitt ihrem toten Mann einige Strähnen seines Haars vom Haupt, als Andenken.

»Die mussten mich mehr oder weniger wegschleifen«, sagt sie.

Zu Hause sickerte das Begreifen durch die Sinne: Bernd nie mehr hören, nie mehr sehen, nie mehr spüren. Sie war allein. Nach all den Jahren an seiner Seite war sie allein. Sie hatten sich über die Familie kennengelernt, sie aus dem Osten, er aus dem Westen. Als die Mauer gefallen war, trafen sie sich wieder. Auf ihrer ersten Reise, in Istanbul, kauften sie Ringe. Seitdem waren sie nie länger als zwei, drei Tage getrennt gewesen.

»Bernd war mein Herzgefährte«, sagt sie. »Mein Urvertrauen.« Sie weint.

Schon in der ersten Nacht holten sie die Träume ein. Sie war vier Wochen lang jeden Tag auf der Intensiv gewesen. Nun hörte sie nachts die Melodien der Maschinen, sah die Bildschirme und ihren Widerschein. Warum war die Blutvergiftung zu spät erkannt worden? Hätte sie Bernds Tod verhindern können? Sie

unternahm den Versuch, seinen Leichnam in der Kühlung des Krankenhauses zu besuchen. Das Krankenhaus blockte ab. Sie gewann ein eigenartiges Gefühl.

»Sie hatten mir Bernd entrissen«, sagt sie. »Aber sie werden ihn mir nicht noch mal entreißen.«

Sie ging methodisch vor. Die Familie erwartete eine Bestattung, ein Grab. Also lief sie mit ihrer Schwester über Friedhöfe, eine Grabstätte suchen. Allein aber, in Bernds und ihrer Wohnung, arbeitete sie sich durch die Gesetze, denen der Tod in Deutschland zu gehorchen hat.

Reichsgesetzblatt, 1934, § 1 FBG: »Die Feuerbestattung ist der Erdbestattung grundsätzlich gleichgestellt.« Jahrhundertelang hatten Staat und Kirche das Verbrennen von Toten als Bestattungsart verfemt. Die Nationalsozialisten gaben dem Feuer den gleichen Rang wie der Erde. »War in vorkonstitutioneller Zeit«, sagt Spranger. »Auswirkungen hat es bis heute.« Weil das Gesetz als ideologisch unbelastet angesehen wurde, galt es nach dem Untergang des Nazi-Regimes fort, in manchen Bundesländern bis weit nach der Wiedervereinigung. Es schuf eine spezielle Situation: Vor dem Gesetz war gleichgestellt, was in der Praxis gegensätzlich ist. Bei einer Beerdigung sind das Bestatten und das Beisetzen der sterblichen Überreste eins, sie fallen im Augenblick des Begräbnisses zusammen. Bei einer Feuerbestattung aber sind Bestatten und Beisetzen zwei getrennte Ereignisse: Erst wird der Leichnam im Feuer eingeäschert, später die sterblichen Überreste in einer Urne beigesetzt. Die Natur der Asche ermöglicht dabei andere Arten des Umgangs: Sie lässt sich auf hoher See beisetzen, unter Bäumen, in anonymen Urnenhainen, sie kann verstreut, weiterverarbeitet, ins Weltall geschossen werden. Auch aufbewahren lässt sie sich leicht. Doch obwohl die sterblichen Überreste – hier der Leichnam, dort die Asche – so unterschiedlich beschaffen sind, unterliegen sie in Deutschland den zwei gleichen zentralen Grundsätzen: dem Beisetzungs- und dem Friedhofszwang.

Sie sann neben seinen Büchern über ihre Möglichkeiten nach, im Wohnzimmer, wo er seine Schätze in Regalen sortiert hatte: Zuoberst Hermann Hesse, in zweiter Reihe Hans Fallada, darunter Arno Schmidt, dann der Rest.

»Bernd hat mit seinen Büchern gelebt«, sagt K., seine Urne an ihrer Seite.

Sie hatten selten über den Tod gesprochen. Einmal – eine Freundin war gestorben, vor der Zeit – überlegten sie, was wäre, wenn. K. war damals Anfang vierzig, Bernd zwölf Jahre älter. Sie sagt, er habe gesagt, Mäuschen, du darfst mit mir machen, was du willst. Daran erinnerte sie sich nun.

»Ich wusste genau, was ich wollte«, sagt sie. »Dass Bernd zu mir kommt.«

Sie las Bücher, suchte im Internet. Sie stieß auf Angebote, Totenasche in Amuletten zu bergen, in Glasgefäße einzuwirken, zu einem Edelstein zu pressen. Allen Angeboten war etwas gemein: Sie hatten ihren Ursprung im Ausland. Die deutschen Bundesländer, lernte K., standen mit ihrem strengen Friedhofszwang für Asche in Europa abseits. Nachbarstaaten wie die Schweiz, Tschechien oder die Niederlande waren freizügiger. Das nutzten diese Angebote.

»Ich war bei vielen misstrauisch, was die mit der Asche machen«, sagt K. »Da wird immer das Gefühl verkauft.«

Das Gefühl, den Verstorbenen bei sich zu haben. K. wollte Bernds Asche aber wirklich bei sich haben. Sie fand Mittelsmänner, die auch das feilboten: »Urne zu Hause – kein Problem!«, und »Urnenbefreiung: Wir gehen für Sie durch den Paragrafendschungel – notfalls auf Schleichwegen!«

Ab und an lädt ein Landtag, der sein Gräber- oder Leichengesetz ändern will, Tade Spranger ein, als Sachverständigen. Er könnte erklären, warum das deutsche Bestattungsrecht so berüchtigt ist: zwei Grundsätze, Wildwuchs an Vorschriften, das Ganze in 16 Gesetzesvariationen. Er arbeitet aber eher mit Beispielen. Es gibt etliche. Manche zeigen den Irrsinn im Kleinen. In Berlin gilt eine Totgeburt ab 500 Gramm Gewicht als Leiche, ist aber erst ab 1000 Gramm bestattungspflichtig: Ein totes Neugeborenes, das 600 Gramm wiegt, muss im Leichenwagen transportiert, aber nicht bestattet werden. Manche zeigen den Irrsinn im Großen. In anderen Bundesländern

sind 500 Gramm die einzige Grenze zwischen Biomasse und Mensch: Ein tot geborenes Baby von 490 Gramm ist sittsam und hygienisch einwandfrei zu beseitigen. »Entscheiden zehn Gramm über unser postmortales Würdeverständnis?«, fragt Spranger. »Ordnen wir Würde nach Gewicht zu?« Er kann ewig so weitermachen. Die Ruhefristen. Die Leichenschau und ihre Regeln. Urnenverschluss. Gestaltung von Grabsteinen. Umbettung. Angehörige erleben die Widersprüche im Bestattungsrecht aber meistens anhand des Umgangs mit Asche. Wenn Asche wie ein Leichnam zu betrachten ist und deshalb nicht von Angehörigen transportiert werden darf – warum dürfen Paketboten dann Urnen mit Asche per Post ausliefern? Wenn Grundlage vieler Grabruhefristen die Verwesungsdauer ist – warum ist sie für Leichname und Asche oft gleich lang? Warum ist erlaubt, einem Leichnam eine Haarlocke abzutrennen – aber verboten, dass Angehörige einen Teelöffel der Asche mitnehmen? »Der Gesetzgeber«, sagt Spranger, »fabriziert eine Lage, die bei den Normanwendern – den normalen Bürgern – zu unglaublichen Problemen führt.«

Schleichwege? K. blieb argwöhnisch. Sie vertiefte ihre Suche.

»Ich habe alle Möglichkeiten abgeklopft, den Friedhofszwang zu umgehen«, sagt sie.

Die Schleichwege, stellte sie fest, waren keine. Wer Asche heimholen wollte, musste sie nur dem Geltungsbereich deutscher Gesetze entziehen – eine Kleinigkeit: Es reichte, dass ein Bestatter aus dem Ausland die Urne im Krematorium anforderte und angab, sie werde vor Ort beigesetzt. War die Asche einmal dort, konnten Angehörige sie abholen, auf in Deutschland unzulässige Arten beisetzen oder sich insgeheim schicken lassen. In dieser Grauzone ließen sich gute Geschäfte machen. Später erfuhr K., dass manche Firmen für ein einfaches Fax mit einer Urnenanforderung mehrere hundert Euro verlangten.

»Wie sagt man? Das Geschäft mit dem Tod ist ein Geschäft mit der Not«, sagt sie.

Ausgerechnet das Wirrwarr der Vorschriften kam ihr zu Hilfe. In ihrem Bundesland durften Bestatter die Urnen, die ins Ausland gingen, davor in Verwahrung

nehmen. K. sah ein Schlupfloch. Vielleicht musste Bernds Asche gar nicht ins Ausland. Vielleicht reichte es, ihre Ausfuhr nur vorzugaukeln. Sie entschloss sich, den Versuch zu wagen. Eine Frage blieb.

»Welcher Bestatter lässt sich auf so was ein?«, sagt sie.

Er sitzt in seinem Daimler, auf der Rückbank ein Kindersitz, für den Enkel, in der Mittelkonsole ein Päckchen Zigaretten, für ihn. »Eine Piratenbestattung«, sagt er. So nennt ein alter Kollege solche Feuerbestattungen, wo die Asche nie den Weg auf einen amtlichen Friedhof findet. Er selbst hat rund hundert Piratenbestattungen ausgerichtet, schätzt er. Sein Name ist O. Auch seine Identität kennt die Redaktion.

Sein Handy klingelt. Über die Freisprechanlage tönt eine beherrschte Stimme: eine Großmutter, die keine Großmutter mehr ist. Ihr Enkel ist gestorben. Gleich bei Geburt. Still hört O. zu, beide Hände am Steuer. Er hat sich in der Stadt, die vor dem Autofenster vorbeizieht, einen guten Ruf für solche Sterbefälle erarbeitet: Neugeborene, Säuglinge, Kleinkinder. Als alles, was mit Worten fassbar war, gesagt ist, legt O. auf.

»Jeder Lebensweg endet mit dem Tod«, sagt er. »Egal, ob es ein paar Tage oder hundert Jahre waren.« Er steckt sich eine Zigarette an. »Jedes Leben hat seine eigene Qualität. Das steht uns nicht zu, zu sagen: Das war zu kurz, das Leben.« Er raucht. »Auch wenn Angehörige das sicher anders sehen.«

Manche seiner Piratenbestattungen waren größer: die Frau, deren Asche von ihren Freunden auf Papierschiffchen aufgeteilt und den Fluss hinabgeschickt wurde, an dem sie gelebt hatte. Manche waren kleiner, wie die von Sunny. Er traf Sunnys Mutter und Sunnys Vater im Sonnenzimmer, das Krankenhaus hatte ihn informiert. »Die beiden waren mir sehr nahe«, sagt er.

»Wir wussten nicht, was wir wollten«, sagt T., der Vater. »Aber was wir nicht wollten, das wussten wir.«

»Ich stand total neben mir, ich hab mich als Versagerin gefühlt«, sagt E., die Mutter. »Die scheiß Ansprüche, die man an sich hat. Oder ich jedenfalls an mich hatte.«

»Es sollte irgendwie frei sein. Eine eigene Zeremonie«, sagt T.

»Wenn möglich, wollten wir die Asche verstreuen«, sagt E.

O., ihr Bestatter, holte Sunny aus der Kühlung. Er lag in einem Körbchen. Er hatte sich verändert. Seine Haut war bläulich, sein Körper kalt. Sie salbten ihn gemeinsam mit Öl, das duftete. Dann betteten sie ihn in einen kleinen weißen Kindersarg, der Sunny noch zu groß war.

»Und dann war Sunny weg«, sagt T.

E. sagt nichts.

Spezialisten wie Spranger fragen sich: Wie häufig wird der Friedhofszwang in Deutschland unterlaufen? Vielleicht weniger als befürchtet. Als Bremen 2015 – als einziges Bundesland – das Ausstreuen von Asche unter strikten Auflagen erlaubte, gingen in den ersten Jahren kaum hundert Anträge ein. Vielleicht unterlaufen ihn aber auch mehr Menschen als angenommen. Im Ausland ist eine Schattenwirtschaft für deutsche Totenasche entstanden. Firmen mischen sie mit Erdreich, ziehen Setzlinge in dem Substrat groß, liefern den Baum und das Gefühl, er sei aus dem Verstorbenen erwachsen. »Diese Geschäftsmodelle nutzen die unklare Rechtslage in Deutschland«, sagt Spranger. Solche Entwicklungen sorgen ihn. Wenn ein Gesetz ständig so offenkundig missachtet wird, schwindet der Respekt davor. Spitzzüngige Juristen sprechen dann von Dummen-Recht. »Das Recht, an das sich nur die Dummen noch halten«, sagt Spranger.

Sterbebüro im Standesamt, Krematorium, O. steuert seinen Wagen durch die Stadt. Sie kennen ihn entlang der Wege, die jeder Mensch im Tod nimmt. Sie schätzen ihn auch. Das hilft. Sunnys Sarg überführte O. persönlich ins Krematorium, die Urnenanforderung kam kurz darauf.

O. arbeitet über die nahen Niederlande. Er hat einen Vertrag mit einem Bestatter dort, Beisetzungen im Auftrag. Die stillschweigende Übereinkunft: Was auf dem Papier vereinbart ist, findet nie statt. Auch dem Krematorium war klar, Sunnys Asche hat nicht das Ausland als Ziel. Sie sagten nichts. Sie unternahmen auch nichts. Sie händigten Sunnys Urne aus. So funktionieren Piratenbestattungen, in einem stillen Einvernehmen: Krematorien, Bestatter, mitunter sogar Friedhofsbetreiber. »Jeder macht ein bisschen was, was er eigentlich nicht sollte«, sagt O.

Später, in seinen Büchern, tauchte Sunny nur mit unverfänglichen Posten auf: Kindersarg, Überführung Krematorium, Urnenversand Niederlande. O. hatte ein leeres Urnenpaket geschickt, um einen Transportschein vorweisen zu können, für alle Fälle. »Der Verfolgungsdruck ist gleich null«, sagt er. »Aber wenn was rauskommt, müssen die Behörden handeln.« Er entfernt daher den Schamottstein mit den Daten des Toten, der jeder Asche beiliegt. Andernfalls lässt er sich von Angehörigen schriftlich versichern, dass sie die Urne selbst »zeitnah (…) zur Bestattung« ins Ausland überführen. Viele Anfragen lehnt er auch ab. Er kann niemanden brauchen, der mit der Oma in der Wohnzimmer-Vitrine prahlt. »Auch wenn illegal ist, was wir machen«, sagt er, »es ist immer auf Wunsch der Angehörigen, immer im Sinne der Trauer.«

Als Sunnys sterbliche Überreste aktenkundig im Ausland angekommen waren, packte O. die kleine blaue Urne in seinen Daimler und fuhr zu E. und T.

Um Bernd abzuholen, schulterte K. seinen alten Armeerucksack, den er so gern getragen hatte. Es hatte eine Zeit gedauert, aber dann hatte ein Bestatter ihre Bitten erhört. Als er ihr Bernds Asche – offiziell auf einer Almwiese in der Schweiz ausgestreut – überreichte, hatte er seinerseits eine Bitte.

»Sie müssen aufpassen, hat er gesagt, Sie sind erpressbar. Gehen Sie damit nicht hausieren!«, sagt K.

Es war zu spät. Sie hatte mit ihrer Schwester gesprochen. Ihre Schwester war der Meinung, ein Toter gehöre auf den Friedhof. Sie sagte, Bernd sei nicht K.s Eigentum,

sie sagte, die Urne daheim, das sei nicht normal. Streit brach aus. Die Schwestern führen ihn bis heute, in erbitterten E-Mails, die voller Vorwürfe stecken.

»Ich höre immer nur: Das ist abartig! Das ist pervers!«, sagt K. »Es gibt in Europa aber Hunderttausende Leute, die das so gemacht haben, ganz legal – sind das alles Psychopathen?«

Manchmal wünscht sie, sie könnte ihre Trauer anderen spürbar machen. So, wie sie den Schmerz spürt. Sie ist über Monate unter die Dusche gegangen, um im Schutz des lauten Wasserrauschens zu weinen, aus voller Kraft. Einmal, in ihrem Elternhaus, riss ihre Mutter den Duschvorhang zur Seite und schrie, hör auf! Hör auf! Hör endlich auf damit!

»Ich weiß, dass ich sie überfordere«, sagt sie. »Für die Familie bin ich die Zumutung.«

Der Streit um die Urne hat K. aber auch kämpferisch gemacht. Sie ist 54. Ihr halbes Leben habe sie dieselbe Leier gehört, ob bei der Arbeitssuche oder der Altersvorsorge: Eigenverantwortung, Eigenverantwortung, Eigenverantwortung.

»Aber da, wo es um das Urpersönlichste geht, um Sterben, um Tod – da wirst du bevormundet«, sagt sie.

»Die letzte Reise, da darfst du nichts mehr bestimmen!«, ruft sie.

»Das ist Nötigung!«

Ihre Trutzburg ist ihre Wohnung. Sie hat Bernd unter der Adresse noch nicht abgemeldet, sein Konto besteht noch, seine Plattensammlung. Bernds Urne steht vor seinem Bücherregal, Hesse, Fallada, Schmidt, er unter ihnen. Wenn es schlimm wird, nimmt sie die Urne im Weinen in die Arme.

Aber ihre Familie. Ihre Sorge ist: Was, wenn ihre Schwester sie anzeigt, wegen Verletzen des Friedhofszwangs, Stören der Totenruhe?

Die Störung der Totenruhe. Das Argument hört Tade Spranger oft. In diesem Vorwurf bündeln sich die Widersprüche des Friedhofszwangs wie unter einem Brennglas.

Der Großteil der Bestattungsgesetze zählt zum Ordnungsrecht. Wer eine Urne nicht beisetzt, begeht eine Ordnungswidrigkeit – wie zu schnell Auto fahren, nur schlimmer. Angehörigen droht eine Geldstrafe, die Urne wird beschlagnahmt. Störung der Totenruhe dagegen ist eine Straftat.

»Zwei Begehungs-Alternativen«, sagt Tade Spranger.

Einerseits stört die Totenruhe, wer sterbliche Überreste wegnimmt, sie aus dem Gewahrsam der Berechtigten entfernt.

»Aber der Angehörige sagt ja: Ich will das doch! Ich will das ja gerade!«

Anderseits stört die Totenruhe, wer sterbliche Überreste verunglimpft, wer sie und damit den Toten verächtlich macht.

»Aber die Angehörigen wollen die Asche ja nicht haben, um damit Schindluder zu treiben. In der Regel sind das die, die sich damit auseinandersetzen, die sich kümmern.«

Ein See. Eine Kirche. Die Wipfel eines Waldes. Ein schmaler Pfad. An seinem Ende ein Strauch Holunder. Sie waren am frühen Morgen aufgebrochen, um sicher allein zu sein. Später waren ihre Eltern, ein paar Freunde mit ihren Kindern, ihr Bestatter an den Hollerbusch eingeladen. Aber diesen Augenblick wollten sie für sich. Als sie Sunnys Urne öffneten, trugen sie sein Sterbebild bei sich, sie hatten es selbst gezeichnet. Ein Kind in Kreide, umgeben von Sonne und ihren Abschiedsworten.

Du warst da

Du bist fort

Du bist jetzt schon geliebt

Die schwarze Station

Innerhalb von drei Wochen wird eines der größten Krankenhäuser Brandenburgs zur »Todesklinik von Potsdam«. Infizierte Ärzte, durchseuchte Stationen, die Staatsanwaltschaft prüft. Wie konnte es dazu kommen? Eine Reportage von Jonathan Stock und Maurice Weiss (Fotos)

Von Jonathan Stock, Der SPIEGEL, 17.04.2020

In Zimmer 106, im Bett mit der Nummer 12, liegt Dirk Awe. Der Monitor über ihm zeigt den Takt seines Herzens, den Druck seines Blutes, die Sauerstoffsättigung in seinen Arterien. Über den Rand seiner grünen Maske schaut Awe einen unsicher an. Er setzt sich auf, Kabel hängen von seiner Brust, seinem Oberarm, seinem rechten Zeigefinger. Die Fenster sind mit Folie zugeklebt, die Klinik ist geschlossen, niemand darf ihn besuchen, auch seine Frau nicht. Awe ist laut Infektionsschutzgesetz ein Risiko für die Allgemeinheit. Diagnose: Corona-positiv. Er hustet, trocken und kurz. »Setzen Sie sich doch«, sagt er und deutet auf das Nachbarbett.

Dirk Awe ist 48 Jahre alt, ein Karosseriebauer aus Potsdam. Sein Blick gleitet über den Linoleumboden und bleibt an seinem grünen Bademantel hängen. Er trägt Adidas-Latschen, die ihm seine Frau noch eingepackt hat, bevor seine Erinnerung im Krankenhaus über Tage verschwamm und sie eine Sonde an seiner Nase befestigten, die mit 40 Litern pro Minute Sauerstoff in seine Lungen blies.

Awe hat die vergangenen Wochen hier in einer Art Zeitkapsel gelebt, eingeschlossen auf der Intensivstation, mit dem Blick auf eine weiße Tapete aus Glasfasergewebe. Er hatte kein WhatsApp, keinen Fernseher und keine Zeitung. Seine Freunde riefen nicht an, auf Bitten seiner Frau, um ihn nicht nervös zu machen. Er kennt nur flüchtig einige Bilder aus New York oder Italien, er hat die Armeelaster nicht gesehen, die Tote abtransportieren, die überfüllten Krankenhäuser in Brooklyn.

Er hat in den vergangenen Tagen ein Buch gelesen. Vielleicht ist Awe deshalb gerade so ruhig. Hier, auf der schwarzen Station, wie die Ärzte sie nennen, muss er keine Angst mehr vor dem Unbekannten haben. Er hat es hinter sich. Awe sagt dazu: »Ich bin wirklich auf der Sonnenseite des Lebens unterwegs.«

Am nächsten Tag wird er von der Intensivstation gefahren werden mit einem Rollstuhl, aber er wird darin sitzen wie ein König. Wenn er in ein paar Tagen das Krankenhaus verlässt, wird er die Schlangen vor den Supermärkten sehen, die geschlossenen Restaurants und die ängstlichen Gesichter. Dirk Awe wird durch eine Welt schreiten, die auf Distanz gegangen ist. Er wird die Geschichte des Genesenen, des Überlebenden erzählen, denn er kann schon bald über die Zeit denken wie vielleicht alle einmal: ein Albtraum, der langsam verwischt.

Doch noch ist es Montag, der 6. April, 18.45 Uhr, Spätschicht auf der Corona-Intensivstation.

Im Potsdamer Ernst von Bergmann Klinikum liegen zu diesem Zeitpunkt 92 infizierte Patienten, 17 Menschen sind bisher hier gestorben, 120 Mitarbeiter haben sich angesteckt, Ärzte, Pfleger, Reinigungspersonal. Keine Klinik in Berlin oder Brandenburg hat so hohe Zahlen an Corona-Toten in ihrer Statistik aufzuweisen. Die »Bild«-Zeitung schrieb: »Die Todesklinik von Potsdam«. Ein Aufnahmestopp ist verhängt. Die Staatsanwaltschaft prüft, ob ein strafbarer Verstoß gegen das Infektionsschutzgesetz vorliegt. Oder ist im Ernst-von-Bergmann-Krankenhaus nur früh bemerkt und gezählt worden, was in anderen Kliniken schon unbemerkt begonnen hat?

Auch in Dachau wurde vor wenigen Tagen eine Klinik geschlossen, das Hamburger Universitätsklinikum UKE bestätigte diese Woche einen Ausbruch auf der Krebsstation. Auch die Berliner Charité meldet infizierte Mitarbeiter. Ihnen passiert das, was bundesweit in den kommenden Wochen Ärzten, Pflegern und Patienten drohen könnte. Während sich Kliniken für den großen Ansturm von außen rüsten, beginnt der Ausbruch im Inneren.

+++ Sonntag, 22. März, 12 Uhr +++ Potsdam, Ernst von Bergmann Klinikum, Haus Q, Ebene 3 +++ 3 infizierte Patienten, 4 infizierte Mitarbeiter, 0 Tote +++

An diesem Sonntag im März sieht man durch die Fenster des Bergmann-Saals die kahlen Lindenäste durch den blauen Himmel schwanken, draußen krächzen die Krähen im Geäst. Drinnen, im halbdunklen Saal, setzen sich zwölf Menschen um einen Konferenztisch aus kanadischem Ahorn. Es ist der Krisenstab des Ernst-von-Bergmann-Krankenhauses in Potsdam. Ihre Klinik ist eines der beiden großen und wichtigen Krankenhäuser Brandenburgs, sie versorgen 500 000 Menschen im Jahr. Dialysepatienten kommen hierher, Kinder mit Atemnot, Krebspatienten für eine Strahlentherapie, Frauen mit Risikoschwangerschaften, Patienten der Psychiatrie mit akuter Selbstmordgefährdung. Das Krankenhaus hat etwa 1100 Betten, 2000 Geburten im Jahr, 50 000 Notfälle. Für alle müssen sie heute Entscheidungen treffen.

Auf dem schwarzen Brett in der Ecke schreibt eine Frau auf bunte Karteikarten die Zahlen der Corona-Kranken auf den Stationen, die Kinder, die Verdachtsfälle. Es gibt bislang nur drei Infizierte, die aufgenommen wurden, keiner liegt auf der Intensivstation. Es sind 84 Tote bisher in Deutschland, 22 000 Infizierte. »Das sieht noch relativ gut aus«, sagt einer der Geschäftsführer.

Es sei die Ruhe vor dem Sturm, heißt es hier oft. Als ob das Krankenhaus ein großes Schiff wäre, das sich vorbereitet auf einen Orkan, der aus der Ferne anrollt. Es kann sein, dass das Unwetter knapp vorbeizieht, aber es ist wahrscheinlicher, dass es das Boot voll trifft. Damit rechnen eigentlich alle. Die Frage ist nur: Wie viele Menschen werden sterben? Und wie bereiten wir uns vor?

Der Leiter des Einkaufs verwaltet 30 000 unterschiedliche Dinge, die ein Krankenhaus braucht, vom Dichtungsring für flexible Endoskope, nur einen Millimeter klein, bis zum raumgroßen radiologischen Linearbeschleuniger. Er wirft im Krisenstab eine Liste an die Wand mit 600 besonders wichtigen Dingen, die Ärzte als entscheidend für die Arbeit mit dem Coronavirus betrachten. Rot hat er alle markiert, die nur noch eine Woche lang reichen. »OP-Handschuhe sind in drei Tagen alle«, sagt er. Die letzte Ware hat sich das Krankenhaus schon aus der Charité geborgt. Kann man mit Haushaltshandschuhen strecken? Beim Beatmungszubehör wird es knapp werden, zählt er weiter auf, Seifen sind ebenfalls kritisch, Desinfektionstücher bekommt man nicht mehr. Der Mann sagt, er werde Eimer und Lappen organisieren.

Infusionen und Ernährungsmittel sind eng. Die Opiate, sagt er und schaut in die Runde, die haben wir im Blick.

Im Kreißsaal ist Besuchsverbot, berichtet die Chefärztin. Ein Mann habe angefragt, ob die Geburt seines Kindes per Videochat übertragen werden könne, live. Die Ärzte im Krisenstab überlegen kurz, ob man die Geburt von der Seite filmen könnte, finden das aber schwierig. Die Runde entscheidet sich schließlich dagegen, das Paar soll die Übertragung privat regeln.

Weitere Fragen: Wo werden die Angehörigen trauern, wenn sie nicht in die Isolierzimmer dürfen? Werden sie dann vor der Tür beten? Oder werden sie sich unerlaubt vor dem Krankenhaus versammeln? Der Krisenstab beschließt, iPads für die Kommunikation mit den Sterbenden zu kaufen. Die Versammlungsleitung wünscht einen schönen Sonntag. Draußen, auf dem Markt, wird Brot verkauft, im Park spielen junge Menschen Fußball.

Ein Intensivpfleger: »*Ich bin jetzt seit mehr als 20 Jahren Pfleger. Die Bezahlung ist mir scheißegal, aber die Arbeitsbedingungen sind wirklich schlecht. Ich fühle mich als Gefangener eines Systems. Ich möchte mitentscheiden, aber ich muss mich dem Druck von außen beugen. Das Team ist kleiner geworden, die Arbeit zu viel. Jeder arbeitet für sich. Wir machen Spätschichten, Wochenendschichten, Nachtschichten. Das ist in Ordnung. Aber ich war früher einfach nicht so kaputt nach der Arbeit. Irgendwann wurde nach Fallpauschalen abgerechnet, und die Kaufleute fingen an, die Häuser zu regieren. Jemand, der alt und krank ist, bringt in diesem System mehr Geld. Je schneller wir also viele alte, kranke Leute operieren, je höher der Durchlauf, desto besser. Und das alles mit demselben Personal. So wie er jetzt ist, hätte ich den Job damals nicht angefangen.*

Wir haben hier Menschen auf Station, die hätten wir vor einem Jahr nicht mehr intubiert. Eine 90-Jährige mit Krebs wäre früher in Ruhe in einem Pflegeheim gestorben. Heute hat die einen Tubus im Mund und wird beatmet, weil sie Corona hat. Als kleiner Junge habe ich meine Oma gefragt: Wann ist ein Mensch tot? Sie hat geantwortet: Tot ist einer, wenn er ganz kalt ist. Heute weiß ich, dass das nicht stimmt. Der Tod ist nicht einfach. Das friedliche Sterben, das sieht man hier selten.

Angehörige akzeptieren den Tod oft nicht, sie wollen, dass wir machen, machen, machen. Manche sind überrascht, wenn ein 100-Jähriger stirbt.«

+++ Dienstag, 24. März, 11 Uhr +++ K-Trakt, Ebene 2, Geriatrie +++ 3 infizierte Patienten, 7 infizierte Mitarbeiter, 0 Tote +++

An diesem Vormittag trifft die Chefärztin der Geriatrie bei der Visite einen dementen Mann, der stark niest. Der Mann irrt durch die Zimmer der Station, er hat vergessen, wo er ist. Die Geriatrie ist die größte Station im Klinikum mit 88 Betten, sie hatte bis dahin keinen Corona-Fall. Die Chefärztin, so erzählt sie später am Telefon, selbst inzwischen in Quarantäne, wartete schon seit Wochen darauf, dass es losgeht. Sie ist sich der besonderen Gefahr für ihre Station bewusst, sie hat Angst um ihre Patienten. Über die Empfehlungen des Robert Koch-Instituts (RKI) hinaus hat sie jeden Patientenbesuch schon seit elf Tagen untersagt. Wer kein Handy hat, dem ermöglicht sie kostenlose Telefonate mit den Verwandten. Die Geriatrie, das ist wichtig, ist ein Ort, der die Nähe zwischen Patienten und Ärzten braucht. Hier soll keiner allein in seinem Zimmer liegen. Patienten essen zusammen, sie machen Gruppengymnastik. Einsamkeit, das sagt die Chefärztin, mache krank. Wer im Bett liegt, der verkümmert. Es ist gegen ihre Ethik, einen alten, verwirrten Mann mit Medikamenten ruhigzustellen und ans Bett zu fixieren. Instinktiv nimmt sie also bei ihrer Visite den Demenzkranken am Arm und geleitet ihn vorsichtig in sein Zimmer. Sie desinfiziert sich die Hände.

Gerade erst hat das Robert Koch-Institut seine Empfehlungen für medizinisches Personal gelockert. Masken sind zu diesem Zeitpunkt noch nicht für das ganze Personal vorgeschrieben, sie sind schwer zu beschaffen, Corona-Tests dauern noch mehrere Tage. Die Möglichkeit, dass Ärzte, Patienten und Pfleger, die bisher keine Symptome haben, aber infiziert sind, weitere Menschen im Krankenhaus anstecken – sie ist jedem klar, eine gute Lösung dafür gibt es bisher nicht.

+++ Mittwoch, 25. März, 15 Uhr +++ LL-Trakt, Ebene 1, Gastroenterologie +++ am Morgen 8, nach mehreren Aufnahmen 17 infizierte Patienten, 9 infizierte Mitarbeiter, 0 Tote +++

Gerald Ripberger geht durch den Flur der alten Gastroenterologie, um den Plan des Krisenstabs zu erklären, wie sie den Sturm abwettern wollen. Schleifgeräusche dringen aus den Patientenzimmern, Handwerker bohren Löcher in die Wand, verlegen Leitungen. Unter Gefechtsbedingungen, sagt einer der Männer, würden sie hier innerhalb von Tagen etwas bauen, was sonst Monate dauert: eine neue Station.

Ripberger bewegt sich langsam, leicht nach vorn gebeugt, als würde er eine Rettungstrage schieben. Er ist 45 Jahre alt, Internist und Notfallmediziner mit 8000 Einsätzen, Oberfeldarzt, Unterfranke. Heute hat er vergessen, welcher Wochentag ist. Er ist für den Pandemieplan des Krankenhauses zuständig, er arbeitet jeden Tag hier, meist 12, 13 Stunden, aber auch danach klingelt noch das Telefon. An freien Tagen fährt er trotzdem wieder rein. Er ist als Arzt zu den Erdbebenopfern von Haiti gereist, er kennt die Krankenhäuser in Somalia, war im Kosovo und in Bangladesch, in New Orleans nach dem Hurrikan und an der libyschen Grenze während des Krieges. Als im Krisenstab kurz Heiterkeit aufkam, als es um ein allgemeines Rasiergebot für die gesamte Belegschaft ging, lachte Ripberger nicht. Sein Gesicht ist seit Wochen glatt rasiert, damit die Maske besser abschließt.

Er weiß: Krankenhäuser sind besonders gefährdet. Gesunde Menschen können sich dort das Virus holen. Ripberger erzählt, seine Kollegen in Italien hätten Angst, nach Hause zu gehen, weil sie ihre Familie nicht anstecken wollen, sie seien ausgebrannt, traumatisiert, sehen Kollegen sterben. Die Frage, die er sich schon lange stellt, ist: Wie lässt sich das verhindern?

In Kraftwerken hat man begonnen, Mitarbeiter unter Quarantäne zu stellen. Sie übernachten am Leitstand, essen dort. Keiner darf hinein, keiner darf hinaus. Auch in Pflegeheimen ist das möglich. Schulen kann man schließen und Kindergärten. Politiker können über Videochat beraten. Ein Krankenhaus aber kann nicht im Homeoffice arbeiten.

Ripberger zeigt auf die drei Stockwerke an weißen Containern, die sie hier schon vor ein paar Jahren aufgestellt haben, in der Nähe des alten Pesthauses. Er erklärt den abgetrennten Eingang, das Schleusensystem, die Anschlüsse für die Druckluft, den Strom, die Fahrstühle zu den Computertomografen. Sie haben zwar schon eine

Seuchenstation, aber die ist zu klein für alle Patienten. Hier bauen sie eine große Station, etwa 200 Betten, in der sich Corona-Fälle und Verdachtsfälle aufhalten sollen, mit eigenem Intensivbereich, mit Küche und Lager: die schwarze Station. Das Virus darf sich von hier aus nicht auf den Rest des Krankenhauses ausbreiten, nicht in die weiße Station gelangen. Das ist der Plan.

Ab der darauffolgenden Woche, wenn in Deutschland der Ansturm auf die Krankenhäuser befürchtet wird, wären sie bereit, früher als die meisten.

Am selben Tag identifiziert die Chefärztin der Geriatrie den ersten offiziellen Corona-Patienten auf ihrer Station. Erneut verschärft sie die Maßnahmen. Alle Patienten müssen in ihren Zimmern bleiben, Pfleger und Patienten müssen Mundschutz tragen. Es ist ein schwerer Schritt für sie. Die dementen oder verwirrten Patienten, etwa die Hälfte der Station, verstehen nicht, was passiert. Sie reißen ihre Maske ab, haben Angst. Die Nähe zum Patienten, sagt die Chefärztin, sei Fluch und Segen zugleich. Sie lässt weitere Tests anordnen und organisiert Sportgeräte für die Patientenzimmer.

+++ Freitag, 27. März, 8.30 Uhr +++ M-Flügel, Ebene 2, Raum 209 +++ 16 infizierte Patienten, 18 infizierte Mitarbeiter, 2 Tote +++

Der Krisenstab tagt jetzt in einem größeren Raum, Konferenzraum 1, direkt neben der Kantine. Hier können sie mehr Abstand zueinander halten. Einige tragen Mundschutz. Immer noch wird in Deutschland debattiert, wie viel ein einfacher Mund-Nasen-Schutz wirklich bringt. Die Bundeswehr soll Masken anliefern, voraussichtlich. Und Anbieter für Testgeräte haben in der Zwischenzeit ihre Preise erhöht.

Tote? Zwei Patienten.

Kurze Pause im Konferenzraum.

Wer?

Ein 88-jähriger, schwer krebskranker Mann und ein 80-Jähriger, ebenfalls krebskrank, der auf intensivmedizinische Hilfe verzichtet hatte. Nachfrage: an Corona oder mit Corona gestorben? An Corona, sagt der Arzt. Die Patienten hätten vielleicht noch drei Monate leben können.

Kurze Diskussion über die Zählweise. Wer gilt als Corona-Toter? Antwort: alle, die eine positive Diagnose haben. Also auch ein Unfalltoter, jemand mit Bauchspeicheldrüsenkrebs im Endstadium, ein Hundertjähriger mit Multiorganversagen. Wenn sie einen positiven Test auf Corona hatten, dann fließen sie in die Todesstatistik ein. Das ist die offizielle Zählweise des Robert Koch-Instituts. Um eine genaue Todesursache festzustellen, müsste man die Leichen obduzieren, davon riet das RKI lange ab. Das Ansteckungsrisiko sei zu hoch.

Am Abend, gegen 23 Uhr, kommen die Laborergebnisse von sieben positiv getesteten Patienten im Krankenhaus per Fax an, die meisten Betroffenen waren oder sind noch auf der Geriatrie. »Wir haben einen Ausbruch«, erklärt die Chefärztin der Station am nächsten Morgen.

Ripberger und der Chefarzt schlagen im Krisenstab einen ungewöhnlichen Plan vor, um ihre Mitarbeiter und Patienten besser zu schützen. Alle im Krankenhaus sollen getestet werden, ob mit oder ohne Symptome. Das Robert Koch-Institut empfiehlt das Krankenhäusern nicht. Laborkapazitäten sind knapp. Getestet werden soll nur, wer auch Symptome hat. Bis zu diesem Zeitpunkt hat kein Krankenhaus in Deutschland alle Patienten und Mitarbeiter getestet. Gut möglich, dass anderswo die Situation gleich ist, die Toten aber nicht als Corona-Tote gelten, Patienten, Besucher und Mitarbeiter weitere Menschen anstecken, ohne es zu wissen.

Das ganze Wochenende arbeitet Ripberger durch, mehr als 400 Abstriche werden gemacht. Das Labor sendet automatisch alle positiven Bescheide ans Gesundheitsamt. Die Daten aller Infizierten müssen aber zusätzlich von einem Arzt von Hand in ein Formular eingetragen werden und innerhalb von 24 Stunden an die Gesundheitsbehörde gefaxt werden. Erst am Sonntagabend teilt das Klinikum der Amtsärztin den Ausbruch mit.

+++ Montag, 30. März, 7 Uhr +++ LL-Trakt, Ebene 1, Corona-Station+++ 60 infizierte Patienten, 36 infizierte Mitarbeiter, 3 Tote +++

»Zutritt verboten« steht draußen auf den Schildern, »Infektionsgefahr. Nicht betreten!«. Besucher starren durch die Fensterscheiben. Ein junges Team trifft sich hier zum ersten Mal, aus anderen Stationen zusammengeklaubt. Einer von ihnen wird

bald die Toten durch die Gänge schieben. Einer wird in der Nacht auf Karfreitag, morgens um fünf Uhr, einer alten, dementen Frau über die Wange streichen und ihr sagen: »Keine Angst. Sie sind im Krankenhaus.« Einer wird weinen. Die meisten von ihnen haben Kinder oder bekommen gerade welche. Sie haben Eltern und Großeltern. Einige haben Angst, das geben sie offen zu. Die Stationsleiterin steht an der Wand, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, eine kleine tapfere Frau, die jeden Tag länger bleibt, als sie müsste, und dann mehr als 20 Kilometer mit dem Fahrrad nach Hause fährt.

»Wir werden krank werden, wir werden ausfallen. Wie wir das dann kompensieren, müssen wir sehen«, sagt die Stationsleiterin. Es fehlt eigentlich noch an allem, an Absaugkanülen, an Gabeln in der Küche, an Medikamenten in den richtigen Mengen. Sie wissen noch nicht, wo die Bettwäsche ist und wo sie ihre Masken hinhängen sollen. Und was sollen sie essen, wenn sie nicht in die Kantine dürfen und auch nichts hineinbringen dürfen?

»Es geht nicht anders«, sagt die Stationsleiterin, »wir müssen jetzt erst mal so starten.« 25 Augenpaare über den Masken, die sich unsicher mustern. Noch Fragen?

»Müssen wir weiterarbeiten, wenn wir positiv sind?«, fragt eine der Schwestern.

»Wenn man sich sonst gesund fühlt, kann das irgendwann passieren«, sagt der Chefarzt.

Im Laufe des Tages tragen Handwerker eine Osmoseanlage zur Wasserfilterung herein, die48 000 Euro kostet, die Safes für Betäubungsmittel werden in den Überwachungsraum gewuchtet. Schwestern rollen Einkaufswagen mit Medikamenten durch die Gänge. Der Herr von der Firma Dräger kommt und stellt seine Wundermaschinen vor, mehr als 20 000 Euro teuer. Beatmungsgeräte tragen ausschließlich weibliche Vornamen: die Evita XL, die Savina 300.

»Können die auch drucken?«, fragt einer der Ärzte.

Drei Türen weiter klingt ein Röcheln aus dem Zimmer. So klingt ein Mensch, der erstickt, von tief unten kommt das Geräusch, ein Japsen, Kämpfen. »Herr Rohner«, fragt der Arzt, »Herr Rohner, können Sie mich hören?« Doch Herr Rohner kann ihn nicht hören. Herr Rohner ist eine Puppe und nur hier für

Demonstrationszwecke. Ein Team aus Ärzten und Intensivpflegern, das sich noch nicht kennt, übt das Intubieren. Sie haben nur Sekunden dafür Zeit, denn ein Mensch kann nicht beatmet werden, während man ihm einen Spatel aus Stahl in den Mund schiebt, seinen Unterkiefer aufklappt, ohne einen Zahn auszubrechen, und einen acht Millimeter dicken Silikonschlauch zwischen seinen Stimmritzen hindurchschiebt, ohne sie zu verletzen, etwa 23 Zentimeter tief hinein, ohne in die Speiseröhre oder in die Lungenflügel hineinzustoßen. Nachdem sie dies geübt haben, fragen sich manche der Ärzte und Pfleger untereinander: »Wie heißt du eigentlich?«

Am Abend ist die Station fertig. 24 Betten, 24 Beatmungsgeräte. Der erste Patient wird durch die Tür geschoben. 63 Jahre alt, Asthmatiker, Diabetiker. Diagnose: Covid-19-Pneumonie mit respiratorischer Insuffizienz. Sechs Ärzte stehen jetzt um sein Bett, wechseln die Schläuche, schließen ihn an die Maschinen an, die ihn am Leben halten. »Das werden wir nicht lange durchhalten, wenn man die Bilder aus Italien sieht«, sagt eine Schwester, »wir sind eh schon am Limit.«

Tausende Ärzte in Italien haben sich angesteckt. Auch die Ärzte in Potsdam werden sich anstecken, irgendwann, heute, morgen, in drei Wochen, das wissen hier eigentlich alle. Wer macht das freiwillig, wer riskiert sein eigenes Leben oder, schlimmer noch, das seiner Familie?

Der Küchenhelfer René zum Beispiel, der bei Stationseröffnung sagt, er sei hier Mädchen für alles. 33 Jahre alt, fast zwei Meter groß, ein Mann, der oben im Schrank seine Uniform verwahrt mit der Medaille: »Für besonderen Mut im Angesicht des Feindes«. Er ist Soldat. Er hat sich freiwillig gemeldet, als er auf Facebook las, dass Mitarbeiter gesucht werden. Er hat 23 Kampfeinsätze hinter sich, 1200 Fallschirmsprünge und die Nahkampfausbildung in Gold. Jetzt bezieht er Betten, wechselt Müllsäcke, holt Urinbeutel aus dem Keller, und wenn ihm eine Schwester sagt: »Pfefferminztee für Zimmer 13«, dann sagt er freundlich: »Pfefferminztee, sehr gern.« In seiner Küche erzählt er beim Ausräumen des Geschirrspülers von einem Mädchen in Afghanistan, das sechs Kilometer laufen musste, um jeden Tag für ihre Familie Wasser zu holen. Sie nahm dafür einen Ölkanister. Ihr Vater war erschossen worden, ihre Mutter krank. Als er vorbeikam, bot das Mädchen ihm eine halbe Schüssel Reis an. Manchmal sitze er nach solchen Einsätzen in der Berliner U-Bahn

und höre sich die Gespräche an. Er frage sich dann, was los ist in Deutschland, wer eigentlich durchgedreht ist, er oder die anderen. »Was heißt denn schlimm?«, fragt der Küchenhelfer. Ist das Virus schlimm? Ist der Tod schlimm? Ist die Angst schlimm?

Viele der Ärzte leben in häuslicher Quarantäne. Einer der Ärzte hat seine Frau, seinen kleinen Sohn und seine Tochter ausquartiert. Er sei froh, dass er die Spätschicht habe, sagt er, die Abende wären sonst lang. Er habe Angst, sagt einer der leitenden Ärzte, aber er habe auch einen Arbeitsvertrag, er könne jetzt nicht einfach zu Hause bleiben. Ein Assistenzarzt fährt mit seiner Tochter nur noch in den Wald und versucht, nichts mehr anzufassen. Ein anderer Assistenzarzt hat einen dreijährigen Sohn, der jeden Tag an seine Zimmertür klopft und spielen will, er weiß, dass der Vater da ist. Wenn der Vater nicht aufmacht, weint das Kind. Ein Pfleger hat einen Sohn mit Asthma. Er hofft, dass er ihn nicht ansteckt. Einer hat sich zu Hause eine Schleuse gebaut, wie im Krankenhaus.

Ein Assistenzarzt: »*In diesem Job lebt man immer mit einer gewissen Unzufriedenheit. Pflegeunterbesetzung interessierte bisher keine Sau. Und plötzlich soll es um jedes Menschenleben gehen, plötzlich wird für jeden gekämpft. Ich höre: ›Ein 98-Jähriger ist gestorben, es tut mir so leid.‹ Da frage ich mich: Wo wart ihr denn vorher? Ich weiß nicht, ob die Leute zum ersten Mal Angst um ihren eigenen Arsch haben oder ob das vorher ganz weit weg war, in den Pflegeheimen. Durch schlechte Versorgung sind in den letzten Jahren immer Leute gestorben, das ist eine knallharte Realität. Eine Intensivstation mit 16 Betten kann man nicht mit vier Pflegern fahren. Das geht nicht. Es reicht ein Medikament, das nicht richtig gewechselt wird, und zack, ist es aus. Ich fand es immer komisch, dass Krankenhäuser wirtschaftlich arbeiten sollen. Soll die Polizei wirtschaftlich arbeiten? Soll die Feuerwehr wirtschaftlich arbeiten?*«

Alle, die hier liegen, haben eine Pneumonie, eine Entzündung der Lunge. Bei alten Menschen kann sie oft tödlich verlaufen. Eine schwere Lungenentzündung führt dazu, dass die Lunge es nicht schafft, genügend Sauerstoff ins Blut zu transportieren. Also versuchen Ärzte nachzuhelfen, erst mit einer Sauerstoffmaske, wenn das nicht hilft, drückt ein Beatmungsgerät die Luft in die Lungen.

Deutsche Politiker erwähnen gern die hohe Zahl an Beatmungsgeräten. Ärzte aber wollen eine Beatmung, wenn es geht, vermeiden. Denn sie hält einen Patienten zwar am Leben, aber verzögert oft nur den Tod. Ein alter Mensch mit Vorerkrankungen überlebt trotz einer Beatmung nur schwer.

Seine Atemmuskulatur verkümmert mit jedem Tag am Gerät. Je länger er daran hängt, desto schwieriger wird es, den Patienten wieder zu entwöhnen, desto anfälliger wird sein Körper für Infektionen durch Bakterien. Dazu kommt ein Kreislauf an Medikamenten mit starken Nebenwirkungen. Da man bei vollem Bewusstsein keinen Tubus in der Luftröhre erträgt, wird man sediert mit Sufentanil und Propofol. Diese Medikamente senken aber den Blutdruck, also wird irgendwann, wenn der Kreislauf zu schwach wird, Noradrenalin gegeben, um den Blutdruck zu steigern. Das aber wiederum verengt die Gefäße, kann Nasen, Ohren und Finger blau oder schwarz werden lassen. Wenn das Herz zu schwach ist, gibt man Doputamin, um es zu stärken. Diese Medikamente führen zu einer Tachykardie, das Herz schlägt schneller. Jetzt müsste man eigentlich Betablocker geben, die senken aber wiederum den Blutdruck.

Der Intensivmediziner hat eine fast unmögliche Aufgabe: Er muss ein komplexes, labiles System unterstützen, das nach und nach in sich zusammenfällt. Irgendwann kann die Niere aufhören zu arbeiten. Das Herz hört auf zu schlagen, die Lunge versagt, die Leber. Der Körper gibt auf.

Nach einer Weile kennt man jeden Patienten auf der Corona-Intensivstation, in jedem Zimmer, mit allen seinen Eigenarten: Da ist der Herr, der nicht sprechen kann, aber manchmal den Schwestern zuzwinkert, als plante er eine Verschwörung. Da ist der Mann, der einfach nichts mehr macht, außer dass sein Herz schlägt, und um den sich alle Sorgen machen. Und da ist die Frau in Bett 15, Zimmer 107. Sie ist 72 Jahre alt. Die Monitore rahmen sie ein, wie ein Gemälde. Lungenentzündung, Herzschrittmacher, chronisch kranke Lunge. Manchmal guckt sie neugierig aus der Tür, wer dort herumläuft. Sie hat nichts Persönliches mitgebracht. Auf ihrem Tisch steht eine Schachtel mit Desinfektionstüchern. Sie hat keine Kinder, keine Angehörigen, nur einen Betreuer, der ihr die Entscheidung überlassen will, denn sie ist orientiert, wie Ärzte sagen, oder noch klar im Kopf, wie die Pfleger sagen. Sie hatte

viel Zeit, sie hat nachgedacht in den letzten Stunden, und sie hat jetzt ein paar Fragen an den Assistenzarzt, der gerade den Flur herunterkommt.

»Herr Doktor?«

»Ja?«

»Dieses Virus ist ja nicht mehr zu heilen.«

»Doch. Sie kämpfen dagegen, und das Virus geht weg.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Glauben Sie mir.«

»Nein, ich glaube Ihnen nicht. Da sind so viele Leute dran gestorben.«

»Wir können trotzdem zusammen kämpfen. Wichtig ist, dass Sie keine Schmerzen haben.«

»Das ist lieb, Herr Doktor. Ich möchte auch keine lebensverlängernden Maßnahmen haben. Ich bin jetzt so lange im Krankenhaus. Sie haben mir den Magen ausgepumpt, ich kriege diese Spritzen gegen die Thrombose. Ich will das nicht mehr.«

»Gut, ich muss Sie das jetzt genau fragen: Was wollen Sie nicht mehr? Möchten Sie keine Dialyse mehr bekommen? Keine Blutwäsche?«

»Das ist so anstrengend.«

»Ja, anstrengend ist das schon. Möchten Sie es nicht weitermachen?«

»Doch, die Dialyse, ja, die möchte ich weitermachen. Aber alles andere nicht mehr.«

»Dürfen wir Sie durch die Maschine beatmen?«

»Na ja, wenn Sie meinen, das lohnt nicht mehr, dann ...«

»Das weiß keiner. Nur Gott weiß das.«

»Wenn sich das nicht mehr lohnt, dann können Sie das ja alles abstellen.«

»Ich weiß, dass es nicht einfach ist. Aber das müssen Sie uns sagen. Wenn Sie beatmet werden wollen, dann können wir es probieren, aber das kann lange dauern.

Und noch eine zweite Sache. Dürfen wir Sie reanimieren? Das heißt Herzmassage und Elektroschock? Oder wollen Sie das nicht?«

»Herr Doktor, ich weiß es nicht«, sagt die Frau.

»Nehmen Sie sich Zeit. Wenn Ihr Herz aufhört zu schlagen, dann müssen wir eine Entscheidung treffen. Wenn Sie meinen, Sie haben ein schönes Leben gehabt ...«

»Ja, das hatte ich!«

»Wenn Sie sagen: Mir reicht das, ich möchte nicht mehr leiden, dann werden wir Sie nicht künstlich beatmen. Dann fahren wir Sie auf die normale Station, dann kriegen Sie zu trinken, zu essen, Schmerztherapien. Und das war es. Aber wenn Sie sagen: ›Ich muss weiterleben‹, dann können wir alles machen.«

»Ja, da haben Sie recht«, sagt die Frau. Es ist unklar, was sie damit meint.

Am nächsten Tag wird sie von der Intensivstation auf die Normalstation verlegt. Sie wird auf eigenen Wunsch, nach vielen Gesprächen, keine lebensverlängernden Maßnahmen erhalten. Der Assistenzarzt liegt zwei Tage später krank mit Fieber im Bett. Diagnose: Corona-positiv.

Diese Entscheidung, die Ärzte am Ende treffen müssen, heißt in der abwägenden Sprache der Intensivmedizin End-of-Life Decision. Die Entscheidung, wann ein Mensch sterben darf. Es treibt viele Menschen um, was da mit ihnen passiert, weil es eine komplexe Welt ist, die man nur schwer versteht und in der Fremde über das eigene Leben entscheiden. Es ist der Vorwurf, der Ärzten gemacht wird: dass sie Gott spielen würden, dass sie wählen würden, wer lebt und wer stirbt. Und tatsächlich tun Ärzte etwas Ähnliches, auch wenn sie es nicht gern hören. Sie halten jeden Tag ein Leben in der Hand, sie entscheiden am Ende, ob und wie beatmet, ob reanimiert werden soll oder ob das alles keinen Sinn mehr ergibt. Die Frage ist, wer es sonst machen soll.

In Krankenhausserien kommt irgendwann der Anruf mit der Frage: »Sollen wir jetzt die Maschine abschalten oder nicht?« Aber so sei das nicht, sagt eine der Ärztinnen hier. Diese Verantwortung könne man Angehörigen nicht aufbürden. Wer sagt Nein, wenn man fragt: »Soll Ihre Mutter noch weiterleben?« Es gleiche eher

einem Puzzle, das man unter Zeitdruck zusammensetzt. Welche Meinung hätte der Patient in dieser Situation? Wer kann für ihn sprechen, wenn er es selbst nicht mehr kann? Manchmal rufe die Frau an, der Sohn, dann auch noch eine Geliebte. Am Ende entscheiden die Ärzte.

+++ Donnerstag, 2. April, 8.30 Uhr +++ M-Flügel, Ebene 2, Raum 209 +++ 79 infizierte Patienten, 64 infizierte Mitarbeiter, 7 Tote +++

Alle im Konferenzsaal tragen jetzt Mundschutz. Der Geschäftsführer hat seinen beim Sprechen heruntergezogen. »Mich rufen jetzt Freunde an und fragen, ob ich auch Corona habe«, sagt er. »Habe ich natürlich nicht.« Kurze Pause. »Also hoffe ich jetzt mal.«

Es gab weitere Ausbrüche. Nicht nur in der Geriatrie, sondern auch in der Urologie und der Nephrologie. Schnelltests gibt es immer noch nicht, bei vielen neuen Patienten weiß man über Stunden und Tage nicht, ob sie das Virus in sich tragen oder nicht. Der Plan ist deshalb nicht mehr, zwei große Krankenhäuser in einem zu bauen, sondern drei. Ein schwarzer Bereich, ein weißer und einer mit unklaren Fällen: der graue Bereich. Dafür müssen weitere Stationen umziehen, das Krankenhaus muss wieder umgebaut werden. Kann die Psychiatrie umziehen, und was macht das mit den Patienten dort? Kann die Dialyse umziehen? Die Strahlentherapie? Die Chemo? Was ist mit der Kindernotaufnahme? Wie kann im Krankenhaus die Besuchsregel für stillende Mütter verändert werden, die ihr Kind sehen wollen? Offiziell gilt: Mütter dürfen auch ihren Säugling nur eine Stunde am Tag besuchen, um sich nicht anzustecken. Die Regel mache offensichtlich keinen Sinn, sagt die Chefärztin.

Am nächsten Tag soll das RKI ein Team ins Krankenhaus schicken und nach Ursachen forschen. Es läuft ein Ordnungswidrigkeitsverfahren gegen drei Ärzte, weil sie Infizierte zu spät an das Gesundheitsamt gemeldet haben sollen. Gemeldet werden muss der Verdacht, die Erkrankung, die Genesung oder der Tod. Die Staatsanwaltschaft Potsdam prüft deshalb, ob ein strafbarer Verstoß von Ärzten und Geschäftsführung gegen das Infektionsschutzgesetz besteht. Die Gesundheitsministerin von Brandenburg sagt, der Ausbruch sei »im Moment die größte Sorge, die wir hier im Land Brandenburg haben«. Niemand schreibt, dass keine

andere Klinik alle Mitarbeiter und Patienten testet. Die Charité kündigt es an, veröffentlicht aber nicht ihre Ergebnisse.

+++ Donnerstag, 2. April, Spätschicht +++ LL-Trakt, Ebene 1, Corona-Station+++ 80 infizierte Patienten, 64 infizierte Mitarbeiter, 8 Tote +++

Die »Bild«-Zeitung hat an diesem Tag getitelt: »Die Todesklinik von Potsdam!« Am Eingang steht ein Journalist und sammelt Zitate von Mitarbeitern ein. Die Eingänge sind für Besucher geschlossen. Mitarbeiter ziehen dahinter Wartenummern und lassen sich testen. Jeder trägt jetzt Mundschutz. »Respekt und Anerkennung für das, was ihr leistet! Danke« steht seit Wochen in blauer Schrift auf einem Banner am Zaun. Ein paar Tage später fehlt das Banner, nur die abgerissenen Fäden wehen noch am Zaun. Einer der Ärzte sagt, er sage Fremden nicht mehr, wo er arbeitet. Ein anderer hat seinen Krankenhausausweis, der sonst immer hinter der Windschutzscheibe liegt, aus Angst vor der Reaktion seiner Nachbarn aus dem Auto geholt. Eine Schwester sagt: »Kann ich kurz Pause machen, ich muss mal eben weinen.«

Der Oberbürgermeister ließ bereits am Vortag das Krankenhaus schließen, das erst wieder geöffnet werden soll, wenn der Ausbruch unter Kontrolle gebracht ist. Nur noch Notfälle dürfen eingeliefert werden. Das St. Josefs-Krankenhaus in Potsdam soll ab jetzt die Versorgung aller Kranken der Region übernehmen. Unklar ist, wie dort ein Ausbruch vermieden werden soll.

Es gibt nun häufig Pressekonferenzen im Rathaus. Der Bürgermeister wirkt jugendlich und ist seit Kurzem im Amt. In dunklem Anzug mit Krawatte spricht er den Angehörigen der Verstorbenen durch die Kamera sein Beileid aus. Er schluckt, blickt nach oben und trinkt Wasser. Er trägt dabei keinen Mundschutz, zwischendurch schaut er auf sein iPad vor sich. Er spricht auch darüber, wie belastend es für ihn persönlich sei. »Die Situation, tagtäglich über den Tod von Mitmenschen zu sprechen«, sagt er, »ist für mich das Schwerste in dieser eh schon schweren Zeit.«

Mehr als 900 000 Menschen sterben in Deutschland jedes Jahr. Etwa 2600 jeden Tag. Nur eine Minderheit von ihnen wird öffentlich betrauert, den wenigsten öffentlich Beileid ausgesprochen. Die öffentliche Trauer, sie ist meist dem

öffentlichen Verlust vorbehalten, den Prominenten oder dem Ausnahmezustand, den Opfern von Amokläufen, Unfällen und Katastrophen, den Schockmomenten.

Als auf den Intensivstationen der Stadt vor drei Jahren Influenza-Kranke starben, wurde ihr Tod nicht öffentlich betrauert, keinem im Rathaus Beileid bekundet. Der älteste Verstorbene mit Corona im Klinikum Ernst von Bergmann war 98 Jahre alt.

Wenn der Oberbürgermeister von den Verstorbenen spricht, dann wirkt es so, als wäre der Tod etwas Vermeidbares. Letztlich geht es in diesen Tagen nicht um den Tod. Es geht um die Würde. Ein Patient kann würdevoll, sogar liebevoll behandelt werden, selbst wenn er nackt auf dem Bauch liegt und Kabel aus seinen Körperöffnungen ragen. Er kann würdevoll sterben und würdelos leben. Verantwortlich dafür sind die Menschen, die ihn bis zum Schluss begleiten.

Drei Ärzte seien positiv getestet geworden, sagt der Schichtleiter der Spätschicht. Er verliere jeden Tag im Schnitt einen Mann. Die Angehörigen eines Patienten rufen an und sagen, es solle alles versucht werden, um ihn zu retten, er könne auch als Testperson für Studien eingesetzt werden. Sie bieten den Ärzten persönlich einen sechsstelligen Betrag, nur um ihn zu retten. Sie seien verzweifelt, sagt der Schichtleiter. Ein Mann ruft an und fragt, ob sein Bruder heute gut gegessen habe. »Er wird künstlich beatmet«, sagt der Arzt am Telefon, »er kann nichts essen.«

Ein Arzt: »*Ich möchte damit nicht zitiert werden, aber was wir auf der Intensivstation machen, ist vergleichbar mit einem Kriegseinsatz. Ein Drittel der Patienten stirbt. Ein Drittel hat später körperliche Probleme. Ein Drittel psychische Probleme. Ganz grob gesagt. Der Geräteeinsatz ist intensiv, aber das Ergebnis ist sehr frustrierend. Wenn man das zu ernst nimmt, zerbricht man daran. Wir arbeiten in einem großen Team, das sich wirklich viel einsetzt. Wenn wir lachen, dann lachen wir aus Selbstschutz. Und manchmal können wir auch ein Leben zurückschenken, das man vor Jahren aufgegeben hätte.*«

Es gibt Anzeichen dafür, dass ein Mensch stirbt, aber die Zeichen sind unsicher. Es gibt den 84-jährigen Patienten, der keine Beatmung wünscht, für den alles geregelt ist und der friedlich einschläft mit einer ordentlichen Ladung Morphium im Blut, um am nächsten Tag wieder aufzuwachen und nach dem Frühstück zu fragen.

Die Zeichen verstecken sich in den Patientenkurven, die vor den Zimmern liegen, deren Linien abrupt nach oben verlaufen, sie werden deutlich in der Anzahl der Ärzte, die vor einem Bett stehen. Hier in Zimmer 108 ist es jetzt so weit. Der Patient bewege sich rückwärts, sagt der behandelnde Arzt.

Der Patient liegt im hinteren Bett mit der Nummer 15. Er hat die Maximaltherapie. Der Schichtleiter sagt: »Mehr als hier machen wir nicht.« Im Zimmer ist es still, nur der Ventilator der Dialysemaschine rotiert leise. Der Mann liegt auf dem Rücken. Fast jede Funktion seines Körpers wird von einer Maschine übernommen. Seine Nieren sind an die Dialyse angeschlossen, seine Lunge an die Beatmungsmaschine. Besser kann ein Mensch nicht überwacht werden. Und doch liegt er im Sterben.

Der Schichtleiter stülpt sich sein Visier über, zieht die Handschuhe an, den Kittel. Wenn man eine halbe Stunde damit arbeitet, ist man schweißüberströmt, so heiß ist es darunter. Der Schichtleiter hört die Lunge ab, prüft Wasseransammlungen in den Beinen, schallt die Lebervenen. Er macht das so sorgsam, als könnte der Mann noch hundert Jahre leben. Die Schwester putzt dem Patienten die Zähne. Er hat ein paar Muttermale unterhalb der rechten Achsel. Er liegt dort wie ein kleines Kind. »Schön, oder?«, fragt die Schwester.

Es ist noch hell draußen, als der Patient stirbt. Später schließt der Küchenhelfer René, der Soldat, die Augen des Toten und faltet dessen Arme über der Brust. Er legt ihn in einen weißen Nylonsack und rollt ihn vorsichtig auf den Leichenwagen, den er Silberblitz nennt. Er ruft das Desinfektionsteam, fährt den Silberblitz den Flur entlang, vorbei an den anderen Patienten, die aus ihren Türen herausgucken, nimmt den Fahrstuhl in den Keller, schiebt den Silberblitz in die Kühlschleuse. H014. Leichenkühlraum. Dort nimmt er das Schild »Belegt« vom Haken und auch das Schild »Infektiös« und hängt es an den Wagen. Die Kühlmaschine rauscht. Dann schließt er die Tür. »Wer seine Aufgabe erfüllt hat«, sagt er, »der kann abberufen werden.«

+++ Gründonnerstag, 9. April +++ 84 infizierte Patienten, 161 infizierte Mitarbeiter, 26 Tote +++

Weitere Ärzte und Pfleger sind krank geworden. Eine Mitarbeiterin der Hygiene; derjenige, der die Zimmer desinfiziert. Der Oberbürgermeister wird die Bundeswehr um Hilfe bitten. Der Küchenhelfer René hat ein Kratzen im Hals, arbeitet aber weiter. Er wird negativ getestet. Das zweite Krankenhaus in Potsdam, das St. Josefs-Krankenhaus, wird die Aufnahme von Corona-Patienten und Verdachtsfällen stoppen. Es ist überlastet. Die Zahl seiner infizierten Mitarbeiter wird sich verdoppeln. Das Ernst von Bergmann Klinikum braucht noch Wochen für die Beendigung des Aufnahmestopps und den Umbau. Man überlegt jetzt, den grauen Bereich in einen hellgrauen und einen dunkelgrauen Bereich aufzuteilen. Sie brauchen für drei Krankenhäuser drei Computertomografen, drei Lager, dreimal Personal, drei Leichenkühlräume. Niemand sagt: Ein Krankenhaus lässt sich nicht schützen, solange jeder ansteckend sein kann, zu jeder Zeit, ohne dass man es weiß. Der Leiter des Einkaufs hat irgendwoher fünf Tonnen Desinfektionsmittel und 100 000 Masken besorgt. Ripberger wird zum neuen Leiter des Krisenstabs ernannt. Er trägt weiter beharrlich seine Maske. Er hustet nicht.

+++ Donnerstag, 16. April +++ 77 infizierte Patienten, 176 infizierte Mitarbeiter, 34 Tote +++

Die Felder des Zorns

In Nigeria sterben Tausende von Menschen im Kampf um Weide- und Ackerflächen. Über den Bürgerkrieg zwischen Nomaden und Bauern wird kaum berichtet, obwohl er einer der schlimmsten Konflikte weltweit ist. Unsere Reporter waren auf beiden Seiten des Frontverlaufs

Von WOLFGANG BAUER, ZEITmagazin Nr. 12 vom 12.03.2020

Der Staub, der den Menschen im Tal jedes Jahr den Schrecken bringt, steigt von der Bergkuppe auf und sinkt dann langsam wie Nebel den Hang hinab. Die Spitzen gewaltiger Hörner ragen aus ihm heraus. Hunderte Rinder haben sich an diesem Morgen kurz nach Sonnenaufgang in Bewegung gesetzt. Die Tiere bewegten sich zögerlich, wurden dann schneller, bis sie ihren uralten gleichförmigen Rhythmus fanden. Jetzt rasen sie den Berg hinunter, in einen Hohlweg hinein, sie drängen voran, ein Strom, der sich vor Hindernissen teilt, sich nach ihnen wieder vereinigt, eine Lawine aus Leibern. Das Geräusch Hunderter schwerer Tritte, jeder Tritt ein dumpfer Schlag, Hufe, die sich in den trockenen Boden stemmen, Erde, die aufgewirbelt wird wie bei einem Sturm, kilometerweit sichtbar. Das ist die Herde von Alhaji Gagau.

Der Herr der Rinder überragt seine Kühe nur knapp, ist klein von Wuchs, zierlich wie ein Strich, das Gesicht hart wie die Spitze des Holzstocks, mit dem er die Kühe antreibt, 31 Jahre alt, Vater von vier zierlichen Kindern. »Tprrr! Tprrr!«, ruft er, wie es schon seit Jahrhunderten seine Vorfahren taten: »Jot, jot, jot!« Er trägt eine staubbedeckte Kappe und eine weite Dschallabija, das traditionelle lange Gewand, und breitet die Arme aus, als surfe er im Strom der Tiere. Er rennt mit ihnen den steilen Gebirgspfad hinunter, mitten unter ihnen, im Lauf um sein Gleichgewicht ringend, oft knapp davor, umgerissen zu werden. Er drückt die Tiere von sich, die ihn mit ihren Hörnern zu verletzen drohen. Alhaji Gagau ist das Oberhaupt von sieben Nomadenfamilien, von 43 Menschen und 300 Rindern. Wie fast alle Nomaden in Nigeria gehören sie dem Volk der Fulani an. Nach fünf Monaten, die sie in den Bergen verbrachten, fast die gesamte Regenzeit, hat er entschieden, seine Herde heute hinunter ins Tal zu führen.

Es ist ein Tag im Dezember. Der Osten Nigerias. Buschland. Die urzeitliche Landschaft der Song-Vulkane, fernab aller Straßen. Krater reiht sich an Krater, lange erloschen. Der Grund des größten Kraters hat Gagau in den vergangenen Monaten als Lagerplatz gedient. Es gab genügend Gras, doch hat jetzt die Trockenzeit begonnen, und die Kühe finden nicht mehr genügend Wasser. »Es ist Zeit«, hat Gagau gesagt. »Wir können nicht länger bleiben.« Sonst stürben die Tiere. Seine Frau Maimunat hat an diesem Morgen die Hütte abgebaut, ein Rund aus Ästen und Gras, mit einer Plastikplane als Regenschutz. Gagaus älteste Tochter Abu, 9 Jahre, und sein Sohn Ahmadu, 6, sammelten den Hausrat ein, sieben Plastikschüsseln, aus denen sie ihren Maisbrei essen, drei Metalltöpfe, den winzigen Spiegel mit seinem handgeschnitzten Rahmen. Maimunat setzte die beiden Kleinsten, Halima, 4, und Buba, 2, auf ihren gutmütigsten Esel.

So tritt die Familie eine riskante Reise an, die sie fast hundert Kilometer weit in den Süden führen wird. Zwei Wochen werden sie brauchen, kalkuliert Gagau. Dann werden sie mit Glück das Flusstal des Hawal erreichen, wo sie die Trockenzeit überdauern können, weil hier immer ausreichend Wasser fließt.

»Werdet ihr durchhalten?«, hat er uns, die Reporter, beim Aufbruch gefragt . Skeptisch musterte er uns. Viele hatten uns davor gewarnt, die Nomaden bei ihrem Zug zu begleiten. Die Reise birgt Gefahren, die schwer abzuschätzen sind. Sie führt durch ein Land, in dem Krieg herrscht. Ein Bürgerkrieg, der zu den blutigsten der Welt zählt, Tausende fallen ihm jedes Jahr zum Opfer. Er macht keine internationalen Schlagzeilen wie der Konflikt um die islamistische Sekte Boko Haram im Norden Nigerias. In ihm geht es nicht um eine Auseinandersetzung zwischen Staaten und Extremisten, sondern zwischen zwei Lebensformen: Bauer und Nomade. Kain und Abel. Ein Konflikt, bereits in der Bibel angelegt, der in unserer Gegenwart ein blutiges Ende zu finden droht. In Nigeria gehen ganze Landstriche an ihm zugrunde.

Gagau hat uns, den Reportern, drei Verwandte als Leibwächter an die Seite gestellt, die uns vor einer Entführung schützen sollen. Wir sind die ersten Journalisten, die sich in Nigeria Nomaden auf ihrem Marsch anschließen. Wir wollen die Krise aus erster Hand dokumentieren, die Nigeria erschüttert. Das Land ist Afrikas stärkste Wirtschaftskraft, ein fragiler Gigant: verhältnismäßig reicher christlicher Süden, armer muslimischer Norden, ein Konglomerat aus 514 Völkern, das nur mit Mühe zusammengehalten wird. Auch für uns ist es eine Reise ins Ungewisse.

Die Nomaden haben lange im Gleichgewicht mit den Bauern gelebt. Nie gab es völligen Frieden, aber immer wieder konnten beide Seiten nach Konflikten rasch Frieden schaffen. Die Dörfer der Bauern waren klein, das Buschland, durch das die Nomaden zogen, war weit. Doch die Weite wurde eng. In den letzten Jahrzehnten wuchs die Bevölkerung in Nigeria enorm, wie in den meisten afrikanischen Ländern, von 41 Millionen im Jahr 1955 auf heute 206 Millionen. Mit jedem Jahr gewinnt das Wachstum in Nigeria an Tempo. Allein 2019 kamen fünf Millionen Menschen dazu. Die Dörfer dehnen sich aus, neue Dörfer entstehen. Und auch die Zahl der Nomaden nimmt zu. Das Buschland, in das die Dörfer hineinwachsen, muss immer mehr Kühe ernähren. Seit der Jahrtausendwende häufen sich die Konflikte.

Am Anfang waren es einzelne Morde, mal starb ein Bauer, mal ein Nomade. Rachetat folgte auf Rachetat. Immer neue Morde geschahen, nie wurde auch nur ein Einziger von staatlichen Gerichten verurteilt, bis sich schließlich ganze Dörfer in Selbstjustiz gegen die Nomaden bewaffneten, auch die Nomaden Milizen bildeten und auf beiden Seiten der Hass wuchs. Mittlerweile ist in vielen Regionen Nigerias der Verteilungskampf um Ressourcen zu einem Bürgerkrieg geworden, der weltweit kaum Beachtung findet. Mehrmals setzte die Regierung Kampfflugzeuge ein, um zu verhindern, dass sich beide Seiten gegenseitig abschlachten. Radikale Politiker und Prediger hetzen die muslimischen Fulani und die christlichen Bauern gegeneinander auf. Seit 2016 haben die Kämpfe fünfmal mehr Todesopfer gefordert als der Krieg gegen die islamistische Sekte Boko Haram. Seit 2011 starben nach Schätzungen der International Crisis Group 17.000 Menschen, 4000 vermutlich in den letzten zwei Jahren. Hunderttausende wurden vertrieben und sind auf der Flucht. Der Staat ist überfordert, die Polizei korrupt, ihr vertrauen weder Nomaden noch Bauern.

»Ich habe Angst«, sagt der Pfarrer Moses Daniel, den alle Father nennen, einige Tage später. Sein Pfarrhaus ist einsam auf einen Hügel am Rande von Bare gebaut, einem Dorf der Christen. Es liegt am Ufer des Hawal, desselben Flusses, dem Alhaji Gagau mit seiner Herde entgegendrängt. Das Pfarrhaus ist umgeben von Ruinen von Bauernhäusern, die in den letzten zwei Jahren von Nomaden gebrandschatzt wurden. Eingefallene Lehmmauern, überwachsen von einem grünen Teppich aus Rankpflanzen. »Ich befürchte, dass es in den nächsten Wochen neue Kämpfe geben wird«, sagt Moses. Der katholische Geistliche hat versucht, zwischen

Nomaden und Bauern zu vermitteln, doch immer weniger gelingt es ihm. Fast alle Dörfer der Gegend sind in den beiden Vorjahren Opfer von Angriffen geworden. Die Ankunft der Rinderherden zum Ende der Regenzeit erwartet der Pfarrer voller böser Ahnungen. Dutzende Fulani-Trecks haben sich auf den Weg hierher gemacht, wie Alhaji Gagau und sein Tross. »Sie kommen aus dem Norden über die Berge. Ich bete zum Herrn.«

Die Familien mit den Eseln hat Gagau zu ihrem Schutz ganz ans Ende der Herde befohlen. Er selbst eilt mit seinem Stock voraus, wenn er auf dem Weg Ärger mit Bauern fürchtet. Meist bleibt er aber mitten unter den Rindern, um einen Überblick zu haben über Anfang und Ende des Zugs. Ein Dutzend junger Männer läuft nebenher, auch sie mit Stöcken und Macheten bewaffnet, Jugendliche, denen der Bart noch nicht sprießt. Jungs, nicht älter als zwölf Jahre, rennen mit den Schafen, kleinere Kinder mit den Ziegen. Die Herden unter der Aufsicht der Kinder schlängeln sich durch die Rinderherde, geschmeidig wie Fischschwärme.

»Oi, schscht, schscht, oi, trrrrr, oi, oi.« Die ersten Kilometer legen sie rasch zurück. Sie durchqueren abgeerntete Felder, die Bauern den Berghängen abgetrotzt haben. Bloße Erde nur und vertrocknete Blätter. Dennoch zahlt Gagau jedem einzelnen Bauern Geld für die Passage, sagt er: 1000 Naira, umgerechnet zweieinhalb Euro, immerhin das Zweifache dessen, was ein Tagelöhner in der Gegend verdient. Bald aber trifft die Herde auf immer mehr Felder, auf denen die Hirse-Ernte noch mannshoch steht. »Lunguda«, ruft er einem seiner Jungs zu, »beweg dich!« – »Manu, schlaf nicht ein!« In sicherer Entfernung zur Herde stehen die Bauern, mit Macheten und Äxten in den Händen. Sie grüßen nicht. Sie starren zur Herde herüber, aufrecht, schweigend. Der kleinste Fehler, weiß Gagau, kann zum Schlimmsten führen – »Lunguda!« brüllt er, als wieder eine Gruppe hungriger Kühe in die Hirse ausbricht und Lunguda nicht reagiert. Ein schlaksiger Kerl, Anfang 20, der Sohn eines Familienoberhaupts. »Ein guter Junge«, sagt Gagau, »aber zu verträumt.«

Bauern und Nomaden bewohnen in Nigeria dasselbe Land, haben dieselbe Nationalität und gehören doch unterschiedlichen Völkern an. Die meisten von ihnen betreiben Ackerbau, die Nomaden aber gehören zu 90 Prozent einem Volk an: den Fulani. Sie leben in der gesamten Sahelzone, in Mauretanien im Westen wie im Sudan im Osten. In der vorkolonialen Zeit herrschten sie über ein Reich, das große Teile Nigerias umfasste und unterlegene Stämme versklavte. Ein Volk mit vielen Stämmen, das eine Sprache spricht, die als eine der grammatikalisch komplexesten der Welt gilt, Fulfulde, und eine Philosophie begründet hat, das Pulaaku. Die meisten Fulani sind Muslime, auch das unterscheidet sie von den Bauern, die mehrheitlich Christen sind, was die Versöhnung erschwert.

»Die Fulani-Nomaden sind eine Pest«, twittert ein ehemalige Minister, ein Christ, in diesen Tagen aus der Hauptstadt Abuja. »Sie sind böse. Sie sind Ungeziefer. Sie sind verbrecherische Parasiten und mörderische Geisteskranke, die sich vom Fleisch unseres Volkes ernähren.«

Der Gebirgspfad, dem Gagaus Herde folgt, führt nach einigen Kilometern durch eine Schlucht, Felswände zu beiden Seiten. Seine Kalaschnikow, die er bisher unter dem Umhang versteckt hielt, trägt er nun offen. »Ich bin froh, wenn wir hier durch sind«, sagt er. »Das ist kein guter Ort.« Auch die anderen Fulani haben Gewehre geschultert, zumeist Schrotflinten, welche die lokalen Schmiede herstellen. In den Hängen hausen die »Menschenräuber«, wie die Bewohner der Gegend sie nennen. Eine Gruppe von Gesetzlosen, die sich auf Entführungen spezialisiert haben. Seit einem Jahr nutzten sie die Höhlen der Schlucht als Unterschlupf, klagt Gagau, von hier aus lauerten sie ihren Opfern auf. Sie hätten es auf

reichere Bauern und Viehbesitzer wie ihn abgesehen, sie verschleppten sie für einige Wochen in ihre Höhlen, schlügen sie, filmten die Quälereien mit ihren Telefonen und erpressten Lösegelder. Gagau weiß von drei Entführungen im letzten Monat, alle in dieser Schlucht. In Nigeria floriert das Entführungsunwesen. 109 Kidnapper hat die Polizei allein im Bundesstaat Adamawa, den Gagaus Herde von Nord nach Süd quert, vergangenes Jahr verhaftet.

Das Land hat noch schwer an den Nachwirkungen des Krieges gegen Boko Haram zu tragen. Scheinbar aus dem Nichts war es den Islamisten 2014 gelungen, große Teile des Nordens unter ihre Kontrolle zu bringen. Der Staat erwies sich damals als das, was er in den nördlichen Provinzen noch heute ist: eine Schimäre, eine hohle Form. In ihr konnte Boko Haram sich fast ungehindert ausdehnen, und nur mit massiver Hilfe aus dem Ausland gelang es, die Terrorgruppe zu bezwingen. Zurück blieb eine verrohte Gesellschaft, in größerer Armut als zuvor. In Angst, entwurzelt, vertrieben, unter Kontrolle lokaler Milizen, die in vielen Dörfern in Abwesenheit des Staates die Macht übernahmen. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen sind in Nigeria, freigesetzt durch die Kämpfe mit Boko Haram, 300 Millionen illegale Waffen im Umlauf.

Der Tritt der Kühe wird unsicher nach stundenlangem Laufen über groben Schotter. Gagau zeigt auf das Fell, es wird struppig, die Haarbüschel stehen aufrecht. »Die Tiere werden müde«, sagt er zu Manu, dem 18-Jährigen, der heute voller Stolz zum ersten Mal die Herde führt. Manu trägt auf seinen Schultern ein Kälbchen, das vor Erschöpfung zittert. Gegen Mittag erreichen sie den Fuß des Vulkangebirges, wo sich die Schlucht zu einer Ebene weitet. Sie passieren die Überreste eines Dorfes, das nach Kämpfen zwischen Fulani und Bauern vor Jahren verlassen worden ist. »Ich weiß nicht, was hier genau passiert ist«, sagt Gagau ausweichend. Rasch lässt er die Herde weiterziehen. Dann, als er glaubt, genügend Distanz zwischen sich und die »Menschendiebe« im Berg gebracht zu haben, lässt er rasten. Ein abgeerntetes großes Maisfeld, das am Rande eines Flusses liegt.

Sie bauen ihr Lager für die Nacht. Gagau und seine Frau schnallen das Gepäck mit den Essensvorräten von den Rücken der Kühe ab. Die Familien errichten während der Reise jeden Tag ihre Schlafstätten neu. So hat es Maimanut, Gagaus Frau, von ihrer Mutter gelernt. So tun es die Fulani in der ganzen Sahelzone seit Jahrtausenden. Den Pflock für die Kälber als Erstes. Maimanut schlägt ihn in die Erde. Daran knüpft sie den langen Strick, an den die vier Kälber der Familie gebunden werden. Dann sucht sie auf dem Feld acht stärkere Maishalme, die sie kreisförmig in den Boden eingräbt und vorsichtig zur Mitte biegt, wo sie sie jeweils mit dem Ende des gegenüberstehenden Halmes verknotet. Die Halme befestigt sie zusätzlich auf halber Höhe mit kurzen Seilen. Darauf wirft sie eine Strohmatte, den Boden bedeckt sie ebenso mit einer Matte. Die Söhne schickt sie auf das Feld, um Feuerholz zu suchen. Die Töchter holen drei größere Steine, die sie zu einer Kochstelle zusammenschieben.

Es ist Winter, nachts sinken die Temperaturen auf etwas über zehn Grad, zitternd liegen die Menschen unter dünnen Decken. Tagsüber sind es fast 30 Grad, was immer noch kühl ist im Vergleich zu den 40 Grad im Sommer.

Seit prähistorischen Zeiten folgen Nomaden in Afrika dem Regen. Felsbilder, die in der Gebirgskette Tassili n'Ajjer im heutigen Algerien in der Zentralsahara um 6000 vor Christus entstanden, zeigen in Sandstein gemalte Rinderherden, Rinder, die weiden, Rinder, die gemolken werden, Behausungen von Menschen, die denen von Gagau und Maimanut nicht unähnlich sind. Doch ist es ihre Generation, die das Ende dieser Ära zu erleben scheint. Sie sind die Letzten ihrer Art. Jedes Jahr wird es für sie schwieriger, ihre Rinder mit Gras und

Wasser zu versorgen. Die Wüste rückt vor. Durch die Klimaerwärmung gehen in Nigeria nach Schätzungen von Umweltschutzgruppen jedes Jahr 350.000 Hektar fruchtbares Land verloren. So wird die Konkurrenz um die verbleibende Fläche größer. »Die Felder, durch die wir heute gezogen sind«, sagt Alhaji Gagau am Abend, »hat es vor vier Jahren noch nicht gegeben.« Er fürchtet, dass auf ihrer Route durchs Gebirge im nächsten Jahr auch die letzten freien Buschflächen zu Äckern umgebrochen werden. »Wir waren hier schon vor Hunderten Jahren«, sagt Gagau. »Wie können die Bauern kommen und behaupten, ihnen gehört das Land?«

Abends entzünden die Familien auf dem Maisfeld große Haufen aus Buschwerk. Die sieben Familien, die Gagau anführt, haben ihre Lager mit erheblichem Abstand zueinander aufgebaut, der Privatsphäre wegen. Jede Familie besitzt an die 40 Kühe. Die Tiere sammeln sich um die Feuer und starren in die Flammen, deren Wärme tötet die Parasiten in ihrem Fell. Die Fulani haben ein enges Verhältnis zu ihren Tieren. Sie schlachten sie nur zu wichtigen Festen. Sie leben von ihrer Milch, die sie verkaufen oder eintauschen. Sie geben ihren Rindern Namen, Gagau weiß von den Vorfahren seiner Tiere die Namen bis in die dritte Generation. Für die Fulani sind Tiere beseelt. Sie glauben daran, dass Dschins, also Geistwesen, in ihnen wohnen.

In der Nacht hören wir Schüsse, nur wenige Hundert Meter von Gagaus Lager entfernt. In Panik stieben die Tiere seiner Herde auseinander. Die Menschenräuber aus der Schlucht, welche die Herde heute passierte, sind Gagaus Tross offenbar gefolgt. Die Schießerei ist bald vorüber. Dann ist es wieder still, zu hören ist nur noch das Quaken der Frösche im Fluss.

Am nächsten Morgen erfährt Gagau, was in der Nacht geschah. Andere Fulani-Gruppen, die mit ihren Herden auf der gleichen Route nach Süden unterwegs sind und in der Nähe kampiert haben, berichten es ihm. Kidnapper hätten einen der Ihren entführt, der zuvor mehrere Kühe verkauft und viel Bargeld bei sich gehabt haben soll. Sie vermuten, dass die Entführer ihn in die Berge verschleppt haben.

Der Tag, der fatal beginnt, droht schlimm zu enden. Vor Gagau liegt die erste einer Reihe von kleineren Siedlungen, die sie durchqueren müssen. Unschlüssig steht Gagau an der Spitze seiner Herde, auf dem staubigen Pfad zum ersten Dorf. Seine Jungen haben ihre Waffen durchgeladen. Als sie letztes Jahr bei ihrer Rückwanderung in die Berge durch diesen Weiler ziehen wollten, stellten sich ihnen am Ortseingang eine Gruppe junger Bauernsöhne in den Weg. Sie seien auf ihn zugelaufen und hätten Macheten gezogen, so erzählt er. Gagau, in Angst, dass sie ihn töten wollten, schoss auf einen von ihnen, sah, wie er zusammenbrach. Die anderen Fulani schossen ebenfalls, verletzten zwei weitere Bauernjungen. Danach seien immer mehr Bauern aus dem Dorf angerannt gekommen, sie hätten mit ihren Macheten auf die Rinder eingehauen und sechs Kühe getötet. »Ich weiß nicht, warum das Dorf uns angegriffen hat«, sagt Gagau.

Ganz knapp wurde damals eine Katastrophe verhindert. Gagau hatte aus Rache für seine toten Kühe bereits eine Gruppe Fulani-Kämpfer angeheuert und plante, das Dorf zu überfallen. Aber der Dorfälteste sandte Vermittler aus und bat Gagau zu Gesprächen, und schließlich willigte der ein. Um der Rache zu entgehen, entschuldigte sich der Dorfchef bei ihm, zeigte Gagau in der Arrestzelle des Polizeipostens zwei der jungen Männer, die Gagau überfallen wollten, in Handschellen und blutig zusammengeschlagen. Sie hätten nicht im Auftrag der Dorfgemeinschaft gehandelt. Sie seien drogenabhängig, schnüffelten Klebstoff, Gagau solle ihnen verzeihen. So brachte er ihn zum Einlenken. Der Älteste bot an, ihn finanziell zu

entschädigen, doch Gagau sagt, er habe abgelehnt. Seine Würde sei ihm wichtig, doch der Frieden sei ihm wichtiger.

Die Herde läuft in das Dorf ein, die Fulani treiben die Tiere zur Eile. Der Ort wirkt verlassen. In einigem Abstand zur Straße hocken Männer vor geschlossenen Marktständen und schauen finster auf den Tross. Rasch bringen die Nomaden das Dorf hinter sich und treiben die Tiere durch zwei weitere Dörfer. Die meisten Frauen und Kinder der Bauern, so erfahren wir später, versteckten sich vor ihnen in den Feldern.

Ein großer kahler Gebirgsriegel trennt uns noch von der Flussebene, in der das Ziel der Reise liegt, das muslimische Dorf Wurdyanka, das aus einem ehemaligen Trockenzeit-Camp der Nomaden entstand. 25 Kilometer davon entfernt liegt Bare, das Dorf der christlichen Bauern, wo Father Moses der Ankunft der vielen Fulani-Trecks entgegenbangt. An den Gebirgshängen lässt Gagau das Nachtlager aufschlagen. Dann sitzen die sechs Männer, die sich mit ihren Herden Gagau unterstellt haben, auf ausgedörrtem Boden und beraten. »Auch auf der anderen Seite gibt es kein Gras«, sagt einer, der ein Handy besitzt, fast jeder der wichtigeren Männer hat eins. Ganz selten, meist nur auf den Spitzen einzelner Hügel, gibt es Empfang. Ein Verwandter habe ihm das heute erzählt, sagt er. Gagau behauptet nach wie vor das Gegenteil, es gebe genug Gras, doch er kann die anderen nicht überzeugen. Die Gruppe teilt sich. Die Mehrheit der sieben Familien will über den Fluss hinaus, weiter in den regenreicheren Süden.

»Sie respektieren meine Autorität nicht«, klagt Gagau später am Abend vor der Hütte seiner Familie. Vor fünf Jahren haben ihn die Oberhäupter des Clans zum Anführer gewählt. Gagaus Vater hatte davor diese Rolle inne und vor ihm dessen Vater. »Die sollen jetzt jemand anderen wählen. Ich lasse mich nicht demütigen.« Tatsächlich fällt die Bilanz seiner bisherigen Amtszeit bescheiden aus. »Als hätte jemand einen Fluch über mich verhängt«, klagt er. Im Jahr, in dem er seinem Vater nachfolgte, eroberte Boko Haram die traditionellen Weidegründe des Clans im Norden Nigerias, im Bundesstaat Borno. Über viele Jahrzehnte hinweg hatten sie die Regenzeit dort verbracht. In der Trockenzeit wanderten sie, wie jetzt, in die Nähe des Dorfes Wurdyanka. Alle Züge, die Gagaus Clan unternimmt, gehen von Wurdyanka aus und kehren wieder nach Wurdyanka zurück. Hier wohnen fast ausschließlich Fulani. In Wurdyanka lassen sich die Alten des Clans nieder, wenn sie fürs Reisen zu schwach werden.

Gagau ist ratlos, wohin er zu Beginn der nächsten Regenzeit ziehen soll. Er ist schon in alle Himmelsrichtungen gereist und begegnete überall nur Not. In seinem ersten Jahr an der Spitze der Clan-Herde entschied sich Gagau für den Süden, den Bundesstaat Taraba; es gebe dort viel Gras, hatte er gehört. Doch gab es dort auch viele Bauern. Auf dem Weg nach Taraba verhaftete ihn die Polizei, verprügelte ihn und sperrte ihn ein, bis sein Vater Lösegeld zahlte. In seinem zweiten Jahr zog er mit den Herden von 20 Familien nach Kamerun. Die Frauen und Kinder ließ er bei den Alten in Wurdyanka. Nach nur einem Monat in Kamerun entschieden sie sich zurückzukehren. Es gab dort viel Gras, doch auch viele Kuhdiebe. Und die Fulani begannen unter Durchfall zu leiden. Sie sind an Reis und Mais gewöhnt. In Kamerun mussten sie Yamswurzeln essen, die vertrugen sie nicht und wurden krank.

In seinem dritten Jahr trat er dann noch einmal die Reise in den Norden an, nach Borno an. Er hatte gehört, der Kampf gegen Boko Haram sei vorüber – das stimmte nicht. Immer noch zogen Boko-Haram-Banden plündernd durch das Buschland. Zweimal hintereinander schon hat Gagau die Herde zur Regenzeit in die abgelegene Kraterlandschaft der Song-Vulkane

geführt, doch diesmal wird es das letzte Mal sein, glaubt er. »Ich finde kaum noch einen Weg. Sie pflanzen überall etwas an.«

Die Route, der Gagau folgt, wird seit Jahrzehnten von den Fulani für Rinderzüge benutzt. In den Sechzigerjahren stellte die Regierung die Routen der Nomaden landesweit unter Schutz und wies sie als »Migrationskorridore« aus. Hüfthohe Betonzapfen wurden als Markierungen gesetzt. Sie stehen immer noch, doch wurden die meisten Korridore mittlerweile in Felder umgewandelt. Niemand setze das Gesetz durch, klagen die Fulani. Niemand wage die Bauern zu vertreiben, zu groß sei der gesellschaftliche Druck.

Am nächsten Morgen trennt sich die Herde. Nur zwei Familien halten Gagau die Treue und begleiten ihn weiter nach Süden, wo hinter einem Gebirgspass Wurdyanka liegt, dort wartet sein Vater auf ihn. »Komm nach Wurdyanka, mein Sohn«, hat der ihm vor Tagen am Telefon gesagt. »Das Gras steht grün auf den Feldern.«

Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, da kämpfen sie sich zum Pass hinauf, Felsen, über die die Kühe schlittern, Büsche mit fingerlangen Dornen, die Mensch und Vieh bluten lassen. Sie peitschen den Kühen in die Augen. Manchmal, zum Glück selten, erblinden Tiere, erzählt Gagau. Vier Kühe hat er letztes Jahr am Pass verloren. Sie stürzten die Felsen hinunter und brachen sich die Beine. Und selbst hier oben, wo es nur Steine gibt und wenig Erde, stoßen sie auf bepflanztes Land. Vor sechs, sieben Jahren seien in der Gegend zum ersten Mal künstliche Düngemittel aufgetaucht, die den Bauern jetzt sogar auf magersten Böden eine Ernte ermöglichten.

Als sie das Tal erreichen, in dem Wurdyanka liegt, erschöpft, aber ohne ein einziges Tier verloren zu haben, mit den schwächsten Kälbern auf ihren Schultern, sieht es Gagau sofort. Das Gras: »Es wird nicht reichen«, sagt er. Der Anführer hat sich verkalkuliert. Die Familien, die weiterzogen, hatten mit ihren Warnungen recht. Gagau plagen bald Kopfweh und schmerzende Knie. Nur noch mit Tabletten ist er in der Lage, weiterzulaufen. Das Gras im Tal ist von der Hitze verbrannt. Die Erde ist bedeckt von vertrockneten Halmen und welkem Blattwerk. Durch die ausgedörrte Landschaft führt Gagau die Herde weiter auf dem Weg nach Wurdyanka, wo auf einem Hügel seine Eltern wohnen. Aber auch da ist nicht mit mehr Gras zu rechnen. Vom Haus der Eltern aus sieht man in der Ferne den Fluss, an dem Father Moses im Dorf Bare die Ankunft der Fulani-Trecks erwartet.

»Ich habe Angst«, sagt Alhaji Gagau. Er weiß, die nächsten Monate werden Elend und Not bringen.

Das größte Blutvergießen findet im Zentrum Nigerias statt, dem Middle Belt. Die trockenen Savannen des Nordens treffen hier auf die fruchtbaren Flusslandschaften des Südens. Immer mehr Nomaden aus dem Norden versuchen, der Trockenheit zu entkommen und so weit wie möglich nach Süden zu ziehen. Der erste große Fluss, auf den sie dabei treffen, ist der Hawal mit dem Dorf Bare am Ufer. Im Kampf um das Wasser verläuft hier die Front. Auf beiden Seiten herrscht Verzweiflung.

Drei Tage nachdem Gagau mit seiner Herde die Flussebene erreicht hat, ist der Ort Bare wie unter Belagerung. Es ist ein Freitag, und wie so oft an diesem Tag blockieren Fulani mit ihren Kühen die Zugangsstraße. Father Moses sitzt am frühen Abend im Esszimmer der Mission, vor sich die vierte Flasche Tiger-Bier. Moses, ein muskulöser Mann mit Oberlippenbart, ist nicht der typische Pfarrer. Vieles an dem Priester erinnert an Don Camillo. Er lacht viel, trinkt

robust, liebt das offene Wort. »Ich warne die Bauern in jeder Predigt: Verlasst freitags nicht das Dorf.« An diesem Tag wird Markt abgehalten, und junge Fulani treiben außerhalb des Ortes ihre Kühe auf die Straße, um Wegegeld zu erpressen. Soeben, kurz nach dem Öffnen einer neuen Flasche, bekam Father Moses einen Anruf mit der Nachricht, dass die Straße wieder zu sei. »Ich muss los. Es gibt sonst ein Blutbad«, sagt er und eilt nach draußen zu seinem Jeep.

Wir, die Reporter, haben die Seiten gewechselt. Ein heikles Manöver. In der Talebene haben wir die Herde von Gagau verlassen. Aus Sicherheitsgründen haben wir ihn über unsere Pläne nicht informiert. Wir wechselten die Übersetzer, es sind jetzt Christen. An der Seite von muslimischen Übersetzern würde uns Bare feindlich begegnen, wird uns gesagt. Aus Sicherheitsgründen verschweigen wir auch, dass wir kurz zuvor unter dem Schutz der Fulani standen.

Bare ist ein Dorf aus Lehm und Gras, Heimat des Bwazza-Volkes, eines der kleineren Stämme Nigerias, von 6000 Angehörigen leben 2000 in Bare. Aber so genau weiß es niemand. Das Dorf ist auf einer Anhöhe über dem Fluss Hawal gebaut. Rundhütten aus Lehm, mit Dächern aus Gras. Eng an eng stehen sie in kleinen Gruppen. Es gibt in Bare nur einen Weg, der breit genug ist, dass er von Autos befahren werden kann. Jede Hüttengruppe markiert das Anwesen einer Großfamilie. Obwohl die meisten hier Christen sind, herrscht Polygamie, viele Männer haben drei Frauen. Jede Ehefrau bewohnt mit ihren Kindern eine eigene Hütte. Die Familiensitze sind durch Wände aus geflochtenen Grasmatten voneinander getrennt. Eine Art Stadtmauer aus Grasmatten schirmt Bare nach außen ab.

Als der Hügel über dem Fluss für die wachsende Bevölkerung vor ein paar Jahren keinen Platz mehr bot, gründeten die Bewohner auf dem Nachbarhügel in einem Kilometer Entfernung eine Kolonie. Das neue Dorf nannten sie Daso, so wie der Name des Grases. Sie bauten es in die Nähe der Mission und der Schule, die die katholische Kirche mit Spenden aus dem Ausland errichtet hat. Daso schien die Zukunft zu sein: die Felder furchtbarer, die Häuser größer, aus Backstein und Zement. Vor wenigen Jahren legte die Regierung eine Stromleitung hierher. Nach mehreren Angriffen der Fulani 2018 und 2019 ist Daso jedoch heute fast vollständig zerstört. Aus Angst geht niemand mehr auf die Felder. Die Bewohner sind zurück nach Bare geflohen. Nur Father Moses in seinem Pfarrhaus ist geblieben.

Der Priester kehrt zurück aus der Dunkelheit, verdreckt sind sein Shirt und seine Jeans. Er läuft unruhig im Esszimmer auf und ab, erzählt aufgeregt, dass er mit seinem Wagen aus dem Dorf gefahren sei, bis Rinder die Straße blockierten. Als er eintraf, hätten Mitglieder der Dorfmiliz bereits begonnen, die Kühe mit Giftpfeilen zu beschießen. Die meisten Fulani seien geflohen, einer jedoch habe sich im Straßengraben versteckt gehalten, den hätten sie nun gejagt. Er sei quer über die Felder geflohen, im Zickzack, und wäre wohl entkommen, hätte ihn Moses mit seinem Jeep nicht verfolgt. »Ich habe ihn umgefahren!«, sagt er. Dann seien die Männer der Miliz über den Fulani hergefallen. »Wäre ich nicht gewesen, hätten sie ihn getötet.« Father Moses ist hart geworden über die Jahre in Bare. »Als Privatperson sage ich, die Fulani müssen wir mit Gewalt bekämpfen. Sie verstehen nur diese Sprache. Aber als Mann der Kirche muss ich natürlich sagen: Lasst uns miteinander reden, lasst uns verhandeln.«

Jetzt liegt der Gefangene draußen in der Nacht, vor dem Pfarrhaus, wo nach den Kämpfen der letzten Monate ein Armeeposten aus zwölf Mann eingerichtet wurde. »Schaut ihn euch an!«, sagt der Priester und geht zu dem Gefangenen. Ein Junge nur, noch kein Mann. Im Dunkeln

liegt er hingestreckt auf dem Boden, Hände und Füße gefesselt. Der Pfarrer leuchtet ihm mit einer Taschenlampe ins verdreckte Gesicht. »Ziemlich zugerichtet haben die ihn.« Erst hätten ihn die Dörfler verprügelt, dann die Soldaten. »Ihr müsst den freilassen«, sagt Moses zu den Militärs. »Die Fulani werden sonst kommen und ihn holen.« Der Junge bittet um Wasser, ein Soldat gibt es ihm.

Der Frieden in Bare ist in den vergangenen Jahren ganz allmählich erodiert. Lange hatten die Bauern in Koexistenz mit den Fulani gelebt. Die Herdenbesitzer verkauften ihre Milch, die Bauern ihre Ernte. Manche zahlten den Fulani sogar Geld, damit sie nach der Ernte auf ihren Feldern weideten, des Dungs wegen. Sie wussten: Wo Kühe weideten, fiel später die Ernte besser aus.

2014 dann der erste Tote. Angeblich ein Bauer. Auf den Feldern bei Wurdyanka kam es immer öfter zu Streit über Weiderechte. Oft weigerten sich die Fulani, Kompensationen für kahl gefressene Felder zu zahlen – so die Version der Bauern. Die sagen, sie hätten sich mit dem Abschlachten von Kühen gerächt. 2016 wurden fast alle Dörfer entlang des Flusses Opfer von Fulani-Überfällen. »Sie wollen die ganze Region islamisieren«, glaubt Father Moses. Eine Befürchtung, die viele Christen teilen.

Im Juni 2018 wurde Daso zum ersten Mal zerstört. Drei Tage dauerte das Morden mit Macheten und Schrotflinten. 25 Bauern starben, 75 wurden verletzt. Wie viele Fulani ums Leben kamen, ist unbekannt. Father Moses war der Einzige, den die Fulani weiter duldeten. Alle anderen flohen. Bis zum Winter schien sich die Situation so weit beruhigt zu haben, dass Moses die Geflohenen von Daso aufforderte, in ihr Dorf zurückzukehren. Doch hatte er die Lage verkannt. Kurz darauf griffen die Fulani erneut an. Wieder brannte es. Seither setzt sich der Kleinkrieg fort. Niemand weiß, wie die Spirale der Gewalt zu stoppen ist.

In der Nacht ruft der Pfarrer den Fulani-Führer in Wurdyanka an, den Ardo. Ardos sind die traditionellen Oberhäupter der Fulani. Diesem Ardo untersteht auch Gagau. Er streitet jede Verantwortung für den Zwischenfall ab. Wenig später erscheint auf dem Pfarrhof eine kleine Delegation, um den zusammengeschlagenen Jungen mitzunehmen. »Es gibt nur einen Weg, das Problem zu lösen«, sagt einer der Fulani-Gesandten: »Entweder wir besiegen euch, oder ihr besiegt uns. Sonst wird es nie Frieden geben.« Gegen den Protest der Dorfmilizionäre geben die Soldaten den Jungen frei. Sie wollen keinen Ärger mit den Fulani. Es gibt keine Gerichtsverhandlung, obwohl das Gericht nur ein paar Kilometer entfernt in der nächsten Stadt ist. Schuld wird nicht öffentlich mit Zeugen abgewogen. Beide Seiten haben keine Chance, ihre Vorwürfe und Verteidigungen einzubringen. So folgt Monat für Monat Rache auf Rache. So legt sich Schuld auf Schuld.

Am nächsten Tag ist der Unmut in Bare groß. Allein durch die Überfälle auf die Zugangsstraße sind in den letzten Monaten fünf Dorfbewohner ums Leben gekommen. »Jetzt hat man einen Verbrecher gefangen, und man lässt ihn laufen«, schimpft Alice Charles Leku, eine von Charles Lekus drei Witwen. Sie sitzen vor den Hütten ihrer Verwandten, bei denen sie seit ihrer Vertreibung aus Daso wohnen. Die Frauen, 54, 39 und 33 Jahre alt, tragen bunte Kopftücher und Shirts aus europäischen Altkleidersammlungen. Charles Leku war einer der Dorfältesten, Vorsitzender der PDP, der People's Democratic Party, bis vor Kurzem die Regierungspartei Nigerias. Leku und Pfarrer Moses waren diejenigen, die das Dorf bei Konflikten sandte, um mit den Fulani zu verhandeln. Auch am Morgen des 29. August 2018 hatten sie beide um Aussöhnung mit den Fulani gerungen. Nur Stunden später war Charles Leku tot.

Dorcas Charles Leku, 39, sagt:

»An diesem Tag besuchten wir zum ersten Mal wieder unsere Felder. Seit dem Überfall im Juni 2018 hatten wir uns nicht getraut, dorthin zu gehen. Mein Mann begleitete mich, wir hatten noch unseren Sohn Donald dabei. Der war vier Monate alt. Wir gingen von Bare zu Fuß nach Daso. Da haben wir früher gewohnt. Im Westen von Daso liegt mein Reisfeld. Als wir ankamen, sahen wir, dass der Reis schon ziemlich hoch stand. Da hörten wir Schüsse. Sechs Männer rannten auf uns zu. ›Lauf!‹, rief Charles zu mir, und ich lief. Auch Charles begann zu laufen, aber er rutschte aus. Dann hatten sie ihn. Sie sagten zu mir: ›Wir werden dir nichts tun. Wir wollen nur deinen Mann.‹ Ich habe noch gesehen, wie sie begannen, mit Macheten auf ihn einzuschlagen. Er schrie. Er schrie den Namen seines Sohnes Donald. Dann rannte ich weg. Ich habe nicht gesehen, wie sie ihm den Kopf abgeschlagen haben. Aber als unsere Männer ihn ins Dorf brachten, fehlte Charles' Kopf.«

Fast jede Familie in Bare hat Angehörige verloren. Fast jeder Haushalt hat Vertriebene aus Daso aufgenommen. Die meisten Hütten sind völlig überfüllt und ähneln Notlagern. Sogar halb eingefallene Zimmer sind bewohnt. Die drei Witwen hatten zu Lebzeiten ihres Mannes zu den wohlhabenderen Familien im Ort gehört. Ihr Mann beschäftigte drei Lohnarbeiter auf seinen Feldern. Es war genug Geld da, um die größeren Kinder zur Schule zu schicken. Jetzt mussten sie sechs von zehn Kindern von der Schule nehmen. Ihre Felder sind unbebaut, sie arbeiten als Tagelöhnerinnen: Eine verdient mit Wasserschleppen etwas Geld, eine andere mit Bierbrauen, die Dritte auf den Feldern anderer. Doch gibt es nicht jeden Tag Arbeit. Viele in Bare leiden Hunger.

Begraben ist Charles Leku unter dem Blätterdach des Heiligen Baumes von Bare. Darin, so glauben hier viele, wohnt der Geist von Nkut, dem Schutzgott des Dorfs. Im Schatten des Baums sitzt Martin Leku, der jüngere Bruder von Charles, auf einer Matte. Er ist der Hohepriester des Ortes und empfängt unter dem Baum Kranke und Verzweifelte. »Ich frage mich, was sie mit dem Kopf meines Bruders machen«, sagt er. Mit Jubel und Freudenschüssen, so erzählten ihm Augenzeugen, hätten die Fulani auf den Anblick des Kopfs reagiert. Mit dem Schädel eines der wichtigsten Männer im Dorf, so der Aberglaube, befinde sich der ganze Ort in ihrer Gewalt.

Seither bemüht sich der Hohepriester, das Haupt seines Bruders zu finden. Er reiste zu einem Kollegen einige Dörfer weiter, der streute Kräuter in Wasser. Beide schauten hinein, so erzählt er, und sahen den Kopf von Charles im Wasser, das Gesicht nach oben, die Hände vieler Menschen unter sich. »Da wussten wir, die Fulani haben ihn noch.« Martin Leku ging auch zu einem anderen Zauberer, einem Seher, spezialisiert auf die Auffindung von Vermissten. Der Seher baute einen kleinen Spiegel aus Glas und vier handgeschnitzten Hölzern, wedelte darüber mit einem Kuhschwanz, dann schauten sie gemeinsam hinein.

Die ersten Minuten sahen sie nichts, dann erschien ihnen der Kopf von Charles. Dieses Mal lag er auf einem Felsblock, zu dessen Füßen viele Fulani saßen. Der Seher konnte sogar die genaue Lage des Felsblocks beschreiben. Martin Leku kehrte nach Bare zurück und bat sieben junge Männer, ihn zu begleiten, mit Gewehren und Pfeil und Bogen. Doch als sie am nächsten Tag den Felsen erreichten, war da kein Schädel. Vier Zauberer hat Leku mittlerweile mit der Suche beauftragt und viel Geld ausgegeben.

»Das Land ist groß genug für die Fulani und für uns«, sagt er, zu ihm pilgern immer noch mehr Menschen als zu Father Moses. »Aber die Fulani wollen uns loswerden. Sie wollen das ganze Land für sich.« Darin sind sich der Pfarrer und der Zauberer in Bare einig.

In der Hauptstadt Abuja diskutiert die Elite des Landes seit Jahren über Wege, dem Gemetzel ein Ende zu setzen. 2018 präsentierte die Regierung nach vielen fehlgeschlagenen Konzepten den NLTP, den Nationalen Nutztiertransformationsplan. Bis 2027 sollen für 176 Millionen Euro moderne Farmen aufgebaut werden. Die Nomaden sollen sesshaft werden – nicht durch Verbote, sondern durch Anreize. Die Anlagen sollen Zugang zu Wasser, industriellem Tierfutter, Veterinären und Schulen ermöglichen. Bisher scheitert die Umsetzung am Widerstand der Landbesitzer, der Gouverneure der Bundesstaaten und der sesshaften Bevölkerung, die keine größeren Flächen an die Fulani abgeben will. Viele Experten bezweifeln zudem, dass sich die kapitalintensiven Ranches auf dem Markt halten könnten. Und was ist mit den Hunderttausenden jungen Männern, die in ihren Familien nicht mehr als Viehhirten gebraucht werden? Sie würden im Elend enden und manche bei Boko Haram.

Die Fulani sind das letzte große Nomadenvolk der Welt, mit 20 Millionen Menschen, die alle in Afrika leben. Die Tage der letzten Nomaden scheinen gezählt. Zu groß ist der Bevölkerungsdruck. Kain, der Bauer, verdrängt seinen Bruder Abel, endgültig.

In Nigeria bleibt der Gewalt überlassen, was Technokraten nicht schaffen. In Bare haben sie die Anila-Miliz gegründet, eine Freiwilligentruppe aus derzeit 135 Männern, die in zwei Schichten um das Dorf patrouilliert. Ein Polizist im Ruhestand führt sie an. Bei ihren Wachgängen ums Dorf blasen sie durch Rinderhörner. Ihre Bewaffnung ist primitiv: Sie schießen mit Schrotflinten und Giftpfeilen, die tödlich sein sollen. Die Anila-Männer behaupten, sie hätten noch niemanden umgebracht. Die Fulani werfen auch ihnen Massaker vor.

Der Schutz, den sich Father Moses von der Stationierung des zwölfköpfigen Militärpostens versprach, wird unterdessen zur Bedrohung. Die Soldaten logieren in einem Gebäude gegenüber der Mission. Jeden Abend gegen 23 Uhr schlagen die Hunde am Pfarrhaus an, wenn sich die oft minderjährigen Mädchen zu den Soldaten schleichen. Die Hunde schlagen wieder an zwischen vier und fünf, wenn die Mädchen zu ihren Familien zurückkehren. Zweieinhalb Euro zahlen die Soldaten einem Mädchen für eine Nacht. Father Moses weiß von ersten Schwangerschaften, sozialer Ächtung, er fürchtet, dass es bald die ersten HIV-Fälle geben wird. »Ich habe die Seuche nach Bare gebracht«, klagt er.

Alhaji Gagau hat mit seiner Herde nach einer weiteren Woche Wurdyanka erreicht, wo seine Eltern leben, so erzählt er uns am Telefon. Mit Tanten und Onkeln teilen sie sich fünf allein stehende Rundhütten auf einem Hügel. Die Regierung hat den Fulani dort eine *grazing reserve* eingerichtet, ein Weide-Reservat. Dornbüsche, trockenes Gras und Staub.

Wenn im März, dem Monat der größten Trockenheit und Not, Kühe zu verenden drohen, wird Alhaji Gagau mit seiner Herde wieder aufbrechen. Seiner Familie wird er auf dem Hügel zwei Hütten bauen und sie dort zurücklassen. Er wird weitere Bewaffnete anheuern, dann an Bare vorbei erneut nach Süden ziehen. Dieses Mal, fürchtet er, könnten Menschen sterben. »Ich muss den Weg zum Gras finden. Ich habe keine andere Wahl«, hatte er in der letzten Nacht unserer gemeinsamen Reise gesagt. Über ihm leuchteten die Sterne, die den Fulani über Tausende von Jahren in der Savanne die Richtung wiesen, doch längst ihre Bedeutung

verloren haben. Die Sterne können Gagau keinen Ausweg mehr zeigen. Sie sind nur winzige weiße Punkte, fern und kalt.

Hinter der Geschichte: Monatelang haben Wolfgang Bauer, 49, und Andy Spyra, 35, diese Recherche vorbereitet. Ihnen halfen ein katholischer Bischof, ein lokaler Fulani-Herrscher und Rinderzüchter-Organisationen, die Fulani vertreten. Sie verbrachten drei Wochen in Nigeria. Bauer ist Autor des Buchs »Die geraubten Mädchen« (2016) über die Terrorsekte Boko Haram

Die Gesandte des Konfuzius

Eine junge Frau aus der Gegend von Shanghai fängt in einem Seniorenheim nahe Hannover als Pflegerin an. Es ist ein deutsch-chinesisches Experiment, geboren aus der Not: Deutschland braucht dringend Arbeitskräfte – und das vergreisende China will lernen, wie die Altenpflege funktioniert. Kann Wu Feifei die Erwartungen erfüllen?

Von Xifan Yang, DIE ZEIT, 09.01.2020

Als er hörte, dass die Chinesen kommen, war die Vorfreude bei Volker Lange groß. In seinem Büro setzte sich Lange an den Computer und gab bei Google »Chinesen« und »Freizeit« ein. Er betrachtete Bilder von Karaoke-Bars und fand: Könnte was für uns sein. Am besten mit Großleinwand, Sofaecken, einem Getränkeautomaten. Die Chinesen sollten sich bei ihm wohlfühlen, das war Lange wichtig.

Laatzen, deutsche Reihenhausvorstadt bei Hannover. Ein Fluss, weich schwingende Wiesen, Schrebergärten, an denen Containerzüge vorbeidonnern. Daneben das Leinetal Seniorenpflegeheim, ein Siebzigerjahre-Bau mit Balkonen und gestreiften Markisen, in dem Volker Lange vor mehr als zwei Jahren zum Telefon griff und die Handwerker anrief. In einem verwaisten Haus gegenüber der Cafeteria wurden Wände eingezogen, Duschen und Einbauschränke installiert. Bald danach war ein Wohnheim für bis zu 18 Pflegekräfte aus China fertig, erst mal noch ohne Karaoke-Bar.

Volker Lange ist ein stämmiger Mann Anfang sechzig, der am Schreibtisch gern mal eine raucht und sich das Hosenbein von seinem schwarzen Großpudel anknabbern lässt. Seit fast zwei Jahrzehnten leitet er das Seniorenpflegeheim, und er hat sich in dieser Zeit seine Jovialität bewahrt, obwohl er einen heroischen Kampf geführt hat. Volker Lange kämpft gegen die Personallücke. Pflegekräfte aus Kasachstan haben bei ihm angefangen, aus Uganda, von den Philippinen, aus Vietnam, Serbien, Slowenien,

Albanien, Bosnien, dem Kosovo, aus Russland, Italien, Griechenland, Rumänien und Mazedonien. Die Belegschaft des Seniorenheims ist längst so international wie ein Dax-Unternehmen, unter den knapp über 100 Mitarbeitern sind nur noch eine Handvoll Deutsche. Und dennoch ist es Volker Lange nicht gelungen, die Lücke zu stopfen. Dennoch muss Lange jeden Tag Menschen abweisen, die auf der Suche nach einem freien Pflegeplatz sind.

Lange hat in all den Jahren seine Erfahrungen mit den Mitarbeitern gemacht, er hat da keine Scheu vor Verallgemeinerungen.

Männliche Pfleger vom Balkan: »Muttersöhnchen. Kannst du in der Regel in der Pfeife rauchen.«

Pflegekräfte aus muslimischen Ländern: »Schwierig – viele wollen wegen ihrer Religion keine Senioren des anderen Geschlechtes waschen.«

Aus Südeuropa: »Kommen ständig zu spät. Und finden es bei uns zu kalt.«

Es lag an diesen Erfahrungen, sicher auch an den leeren Betten, jedenfalls war Volker Lange sofort begeistert, als sein Chef von einer Reise nach China heimkehrte und ihm erzählte, was er dort gesehen hatte. Langes Chef ist der Geschäftsführer des Pflegeunternehmens Burchard Führer, 42 Heime, 3200 Mitarbeiter, und er hatte auf Einladung einer chinesischen Personalvermittlungsagentur in der Nähe von Shanghai eine Fachhochschule besichtigt, die jährlich ungefähr 600 Krankenpfleger ausbildet. 600! Jährlich! Könnte man nur einen Teil von ihnen nach Deutschland lotsen und in der Altenpflege weiterbilden – die Personalprobleme von Burchard Führer wären gelöst. Lange und sein Chef unterhielten sich über Werte und Traditionen der Chinesen. Beruht die Ethik des Konfuzius nicht auf der Demut gegenüber den Alten? Fordert Konfuzius nicht, Kinder sollen für die Eltern da sein, sollen ihre Rolle erfüllen im »harmonischen Kreislauf des Lebens«?

Volker Lange war noch nie in China. Aber er weiß jetzt über die Chinesen: »Denen ist die Pflege in die Wiege gelegt. Die haben ein Pflege-Gen.«

Was Wu Feifei über die Deutschen weiß: Viele Menschen dort sind weißhaarig. Fast die Hälfte des Jahres scheint aus Urlaub zu bestehen. Die Regierungschefin heißt Mo-Er-Ke.

An einem schwülen Tag im Juli 2018 spaziert Feifei, 23 Jahre alt, über den weitläufigen Campus der Jinhua Polytechnic, sie trägt Jeansrock und Flattertop. Der Präsident ihrer Hochschule und der Geschäftsführer von Burchard Führer haben eine Kooperation vereinbart, begossen mit 58-prozentigem Kräuterlikör: Absolventen aus China sollen für mindestens drei Jahre Arbeit und Fortbildung nach Deutschland kommen. Als erstes soll das Leinetal Seniorenpflegeheim es mit den Chinesen versuchen. Wenn alle Papiere da sind, wird Feifei aufbrechen in die Stadt Han-Nuo-Wei, zu Volker Lange.

Es sind nur sechs andere Kommilitonen aus ihrem Jahrgang, die sich gemeldet haben für den Einsatz in De-Guo , dem »Land der Tugend«. Die anderen wollten nicht. Kölner Silvesternacht, Anschlag auf dem Breitscheidplatz, Nazis, so gut wie keine Überwachungskameras – zu gefährlich. Ihr Bild vom Land der Tugend ist kein besonders positives. Es ist das Bild, das in China die Staatsmedien schaffen.

Feifei ist eine, die sich traut. In ihrer Familie ist sie die Erste, die studiert hat, »Medizinische Pflege«, ihre Eltern haben als Wanderarbeiter angefangen und sich in die untere Mittelschicht geschuftet, mit Eigentumswohnung in der Stadt. Für Feifei soll er nun weitergehen, der Weg nach oben. Sie kramt ihren Lebenslauf aus der Dokumentenmappe: erster Platz im Erste-Hilfe-Wettbewerb, erster Platz beim Nationalen Wettbewerb der Pflegewissenschaften, ein Jahr lang Deutsch gelernt, B2-Sprachtest für Fortgeschrittene bestanden. Sie sagt: »Wir müssen in die Welt rausgehen und neue Dinge lernen!«

Sie ist die perfekte »Meeresschildkröte«.

So werden in China die jungen Menschen genannt, die in die Welt ausschwärmen, um nach ein paar Jahren zurückzukehren. Eine Meeresschildkröte ist mit einer Mission unterwegs: nützliches Wissen und kluge Ideen aus dem Ausland nach China bringen. Die Meeresschildkröte ist das Arbeitstier, ohne das der chinesische Wirtschaftsboom der vergangenen Jahrzehnte nicht möglich gewesen wäre.

Die Chinesen haben sich vom Westen zeigen lassen, wie man moderne Autos konstruiert. Wie man Hochhäuser baut, Flughäfen, U-Bahnen. Wie man gigantische

Konzerne erschafft, Forschungsabteilungen, Internet-Suchmaschinen. Jetzt leben viele von ihnen – zumindest in den Großstädten – ein Alltagsleben wie in Europa oder den USA. Man könnte denken, die Meeresschildkröte hat ihren Auftrag erfüllt und kann zu Hause bleiben.

Wäre da nicht die Sache mit den Alten. Sie sind die Opfer des Booms, sie sind beim hektischen Aufbruch in den Kapitalismus zurückgelassen worden. Den jüngeren Chinesen, mit ihren 60-Stunden-Arbeitswochen und ihrem Streben nach Individualität, gelingt es immer weniger, die Gebote des Konfuzius zu befolgen. Die Alten bei sich aufzunehmen, für sie zu kochen, sie zu waschen, ihnen Zeit zu schenken. Für sie da zu sein.

Ihre Kinder: verhätschelt wie kleine Könige. Ihre Eltern: immer öfter allein.

Deshalb gehen jetzt Meeresschildkröten wie Wu Feifei auf Reisen, deswegen werden Kaderdelegationen in die Schweiz und nach Australien geschickt und deutsche Experten zu Konferenzen nach Peking geladen. In Deutschland mag, wenn es um Altenheime geht, oft von einer Krise die Rede sein – die Chinesen sehen unser staatliches Pflegesystem als Zukunftsmodell. So etwas brauchen sie auch. Und zunächst einmal müssen sie verstehen, wie es funktioniert.

Neulich, bei einem Essen ihr zu Ehren, sagte einer ihrer Dozenten zu Feifei: »Denk nicht nur an dein eigenes Fortkommen, sondern auch an dein Land!« Und, nur halb im Scherz: »Komm schnell zurück und eröffne ein schönes Altenheim, damit später für mich gesorgt ist.«

Feifei lächelte und blieb still. Später, an einem anderen Tag, erzählte sie, dass sie das wirklich wolle: in der Fremde so hart wie möglich arbeiten, so viel wie möglich lernen. Und dann nach China heimkommen und ein Pflegeheim aufbauen.

Sie scheint wirklich die perfekte Meeresschildkröte zu sein. Ein Geschenk für beide Seiten, für Volker Lange und für die Chinesen. Was soll da schon schiefgehen?

November 2018. Der Hausmeister und die Verwaltungschefin des Pflegeheims holen Feifei am Hamburger Flughafen ab. Nur Feifei, niemanden sonst. Die sechs anderen Pflegerinnen, die mit ihr hätten reisen sollen, saßen nicht im Flugzeug. Visum und Arbeitserlaubnis zu bekommen ähnelt einer komplizierten Staatsaktion, knapp ein

Jahr lang wanderten Dokumente zwischen den Behörden in Deutschland und China hin und her. In dieser Zeit hat sich eine der sechs verliebt, zwei haben einen Job in China angefangen, und bei den anderen haben sich die Eltern mit ihren Warnungen vor dem gefährlichen Deutschland durchgesetzt, erzählt Feifei später.

»Sehr mager«, diese Ausbeute, findet Volker Lange. Andererseits: Lange kennt das schon. Gesundheitsminister Spahn mag auf Werbetour nach Mexiko und in den Kosovo reisen, als wolle er dort persönlich Pflegekräfte einsammeln, er mag die Leute seines Ministeriums auf die Philippinen und auch nach China schicken – die deutsche Bürokratie geht die Sache an wie immer, irgendwas zwischen gründlich und gemütlich. Paragrafen kennen keinen Pflegenotstand.

Dann eben für den Anfang nur eine von 600. Dann eben nur diese Feifei, die in ihrem Social-Media-Profil ein neues Lebensmotto eingetragen hat, direkt unter ihrem Foto und auf Deutsch: »Wenn die Sehnsucht größer als die Angst wird, wird Mut.« Die einen schwarzen Daunenmantel trägt mit einem Aufnäher am Rückenteil: *»DREAM THE WORLD«*. Und die jetzt nicht in das neue Chinesenwohnheim zieht, weil Volker Lange sie nicht ganz allein in dem Riesenhaus unterbringen will, sondern in eine Mitarbeiter-WG auf dem Heimgelände. Feifeis Mitbewohner heißen Vladimir, Anja und Jan, sie kommen aus Serbien, Mazedonien und Slowenien und spielen gern bis vier Uhr morgens Darts. Außerdem mögen sie Elektromusik. Laute Elektromusik. *HEAR THE WORLD*.

Vladimir, Anja und Jan können Feifei nicht verstehen. Feifei versteht Vladimir, Anja und Jan nicht. Aus ihrem Zimmer blickt sie auf Bäume, Felder und ein rotes Backsteinhaus mit Werder-Bremen-Fahne im Fenster. Die Verwaltungschefin begleitet sie in einen Asia-Markt. Feifei kauft sich einen Reiskocher.

Ein Nachmittag einige Wochen nach ihrer Ankunft. Volker Langes Chef, der Geschäftsführer des Pflegekonzerns Burchard Führer, ist aus Dessau angereist, um Feifei zu begrüßen. Kleines deutsch-chinesisches Gipfeltreffen bei Volker Lange im Büro: forscher Geschäftsführer, schüchterne ausländische Pflegekraft, jovialer Heimleiter, die Journalistin der *ZEIT*.

Der Geschäftsführer wendet sich an Feifei: »Erzählen Sie Ihren Kollegen zu Hause in einem Video, wie schön es ist bei uns!« Wenn sie schon allein gekommen ist, kann die Chinesin ja vielleicht eine Art Influencerin sein.

Volker Lange kneift ihr in die Schultern. »Erst mal guckst du dir an, ob man bei uns überhaupt leben kann, nech. Sicher bin ich mir da nicht!«, ruft er und lacht.

»Die Welt ist ein Irrenhaus, und hier ist die Zentrale«, steht eingerahmt am Eingang zum Wohnbereich A. Feifei hat Frühschicht, es ist 7.30 Uhr. Sie begrüßt Herrn Engel – die Namen aller Heimbewohner in diesem Artikel sind aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes geändert – mit einer Umarmung. »Gut geschlafen?«, ruft sie laut und schlägt die Bettdecke auf. Herr Engel, 85 Jahre alt, hört kaum mehr und leidet unter Muskelschwund. Feifei führt ihn ins Bad und wäscht sein Gesicht mit einem Waschlappen. »Temperatur in Ordnung?« Herr Engel lächelt nur. Seine Tage verbringt er meist am Fenster, stundenlang steht er dort und schaut auf die Felder. Er kommt aus Ostdeutschland und ging früher oft rudern. Das hat Feifei aus seiner Akte erfahren. Herr Engel kann es ihr nicht mehr erzählen. Herr Engel ist dement, so wie alle anderen Senioren im Wohnbereich A.

Die Personalleitung hat Feifei für das geschlossene Demenzhaus eingeteilt, dort warte zwar »keine einfache Klientel«, dafür müsse Feifei – mit ihrem noch holprigen Deutsch – dort auch nicht so viel reden. Allerdings brauchen gerade Patienten wie Herr Engel, die viele Worte schon vergessen haben, die konstante Ansprache. Eine junge Chinesin, neu in Deutschland, und verwirrte Alte, verwurzelt im Gestern – es gibt günstigere Ausgangsbedingungen.

Feifei tut, was sie kann, und sie bringt ihre vielleicht wichtigste Ressource zum Einsatz: eifrige Fröhlichkeit. Am Vormittag treffen sich die Bewohner des Wohnbereichs A zum Kaffee. Waffelröllchen, Salzstangen, jemand stimmt *Hoch auf dem gelben Wagen* an, andere Senioren singen mit. Feifei wiegt ihren Körper im Takt des Liedes, danach singt auch sie: *Schnappi, das kleine Krokodil.* Vor Jahren ein Hit in China. Das einzige deutsche Lied, das Feifei kennt.

»Schön machst du das!«, lobt Frau Willems, 88 Jahre alt. Die Senioren klatschen. Man merkt Feifei an, wie sehr sie der Applaus freut.

Volker Lange, der Heimleiter, will später wissen: »Wie geht es dir?«

»Die Kollegen sind freundlich, und ich habe noch nicht viel zu tun«, antwortet Feifei höflich.

Fragt man die anderen Pflegekräfte nach der neuen Mitarbeiterin, dann zeigen sie sich zufrieden. Sie lege Kompressionsstrümpfe sorgfältig an, ihr medizinisches Können sei stark. Fragt man Feifei nach den Kollegen, dann zeigt sie sich verwundert darüber, wie müde und abgekämpft die wirken. Feifei ist für neun Senioren zuständig, die Arbeit falle ihr leicht, sagt sie, ihren Kopf könne sie dabei ausschalten. Die Einzelzimmer kommen ihr geräumig und sauber vor, die Gänge hell. Und das Beste an Deutschland sei dies: »Wird man krank, bekommt man weiter sein Gehalt gezahlt!«

Abends kocht sie in der WG trotz der Kälte draußen bei offenem Fenster, damit Vladimir, Anja und Jan nicht vom Knoblauchgeruch gestört werden. Sie scrollt sich durch Facebook und YouTube – in China verbotene Welten. Oder sie setzt sich vor den Fernseher und schaut deutsche Talkshows. Einmal geht es um die Abrechnungstricks von Krankenkassen. Feifei sieht Politiker, die wild durcheinanderreden. Sie versteht kaum ein Wort, aber dass in diesem Land die Meinungen so offen aufeinanderprallen, finde sie sehr interessant, sagt sie.

Sie erinnert sich an den Wunsch des Geschäftsführers, filmt sich selbst mit dem Handy und schickt das Video an die Vermittlungsagentur in China, die damals bei einem Infoabend an ihrer Hochschule für den Einsatz als Meeresschildkröte geworben hat. »Das größte Problem in Deutschland ist, dass es hier keine Probleme gibt«, sagt Feifei in dem Video.

Zu Hause in China ist alles nicht so entspannt, meint sie damit.

Wenn Wu Feifei während des Studiums mal die Zeit fand, ihre eigenen Großeltern zu besuchen, dann setzte sie sich in den Hochgeschwindigkeitszug, fuhr zwei Stunden, danach ging es im Bus an den immer gleichen Hochhaussiedlungen vorbei, bis auf einmal die Stadt aufhörte und eine Schotterpiste in ein Dorf führte. Verwitterte Ziegeldächer, rußschwarze Mauern. Läuft man selbst in dieses Dorf hinein, denkt man sich: So sah China vor vierzig Jahren aus. Vor dem großen Aufbruch.

Man stapft durch knöcheltiefe Pfützen und erreicht endlich das Haus von Oma und Opa Wu. Unter dem Dach nistet eine Schwalbenmutter mit ihren quiekenden Küken, gegenüber vom Kohleofen steht das Bett, darüber hängt ein vergilbtes Mao-Porträt. Oma Wu ist 83 Jahre alt und hat ein breites zahnloses Lächeln, Feifeis Großvater ist 86, geht an einer verrosteten Krücke und raucht Kette. Eine gelbe Kordel hält seine Hose zusammen. Im Kühlschrank müffelt es nach verschimmelten Resten.

Das ist der Ort, von dem Feifeis Mutter wegging, um ein besseres Leben zu finden, und alle anderen Jüngeren auch. Man sieht in diesem Dorf kaum jemanden unter sechzig. Immerhin wohnt Feifeis Tante zwanzig Autominuten entfernt, zweimal im Monat stellt sie Fleisch in die Tiefkühltruhe und bringt etwas Bargeld vorbei. Dann steigt sie wieder in ihr Auto und fährt weg.

»Ein alter Mensch in der Familie ist eine Kostbarkeit«, lautet ein traditionelles chinesisches Sprichwort. »Bekomme Kinder, und sie pflegen dich, wenn du alt bist«, geht ein anderes. Aber das sind eben nur Sprichwörter. Und Konfuzius ist auch schon lange tot.

»Ich bin doch nicht als Altersvorsorge auf die Welt gekommen. Kinder haben ein Recht auf ein eigenes Leben!« Das war Feifeis Meinung vor ihrem Aufbruch nach Deutschland, und sie ist nicht die Einzige, die so spricht. Es gibt jetzt zu viele andere Optionen. Aber ein Phantomschmerz ist geblieben. Da ist die beliebte Fernsehserie, deren Protagonistin ihren Job als Spitzenmanagerin kündigt, um ihren dementen Vater zu pflegen. Da ist das vor einigen Jahren verabschiedete »Gesetz zum Schutz der Rechte älterer Menschen«, das Chinesen verpflichtet, ihre Eltern »finanziell wie spirituell« zu unterstützen. Da sind all die Foren im Internet, in denen diskutiert wird, ob es vertretbar ist, seine Eltern ins Altenheim zu schicken.

Natürlich gibt es in China Altenheime. Es gibt sie in der Luxusversion, zum Beispiel das von einem Großinvestor betriebene »Friedliche und gesunde Zuhause« in Shanghai: mit Marmorböden, vier Restaurants, einer zehn Meter hohen Schmetterlingsskulptur in der Lobby, Aquarellkursen und Rundumpflege. Wer hier einziehen will, muss schon vorher 250.000 Euro hinterlegen.

Und es gibt sie in der Normalversion, zum Beispiel das an das Staatliche Krankenhaus Nr. 2 angeschlossene Heim in Feifeis Studienort Jinhua: fahles Neonlicht, kahle Gänge, Kotgestank. Für Körperpflege und andere Hilfsdienste sind die Ayis zuständig, Wanderarbeiterinnen vom Land. Sie haben keine Ausbildung, schlafen mitten im Heim auf Klappliegen hinter Vorhängen und sind so arm, dass sie manchmal den Alten das Essen wegnehmen. Wer nicht tut, was die Ayis sagen, wird an seinem Bett festgebunden. Auf der Warteliste für dieses Heim stehen 900 Senioren; anderswo warten 10.000 Menschen. Im ganzen Land fehlen schon jetzt neun Millionen Plätze in Pflegeheimen, schätzen Experten.

Man kann mit Oma und Opa Wu nicht über das Studium ihrer Enkelin und über Feifeis Einsatz als Meeresschildkröte reden. Alles zu weit weg. Aber eines weiß Oma Wu genau: »In ein Heim abgeschoben zu werden wäre eine Schande!«

Und zu ihren Kindern zu ziehen? »Die sind doch so selten zu Hause.« Solange sie ihr Gemüsefeld bestellen könne, bleibe sie hier in ihrem Dorf.

Hunderte Millionen Alte leben in China so wie Feifeis Großeltern, kein Land auf der Erde vergreist schneller als dieses. Früher waren es die staatlichen Geburtenplaner mit ihrer Ein-Kind-Politik, heute sind es die Großstädter mit ihrem Individualismus, die Folgen sind die gleichen: zu viele Alte, zu wenige Jüngere. Eine demografische Katastrophe. Und ein gigantisches Geschäftspotenzial.

Vor vierzig Jahren kamen die ersten Volkswagen-Manager aus Deutschland nach China und sahen ein riesiges Volk fast ohne Autos. Heute kommen ihre Nachfolger aus der Pflegebranche und sehen ein riesiges Volk fast ohne Altenheime. Volkswagen überzog das Land mit seinen Fabriken. Und jetzt? Appelliert das chinesische Arbeits- und Gesundheitsministerium an die Deutschen: Kommt her und investiert! Ein Pflegekonzern aus Berlin hat schon erste Heime eröffnet, mit importierten Betten und Wannen made in Germany. Die deutsche Pflegebranche ist kleinteiliger als die Autoindustrie, es dominieren immer noch freie Träger wie die Caritas und Mittelständler wie Burchard Führer. Aber auch dort kennen sie die Schätzung der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften: Im Jahr 2030 wird das Geschäft mit Senioren 1,7 Billionen Euro wert sein.

Wenn Volker Lange und sein Geschäftsführer so hohe Hoffnungen in Wu Feifei setzen, dann nicht nur wegen des Pflegenotstands in Deutschland. Sondern genauso wegen des Pflegenotstands in China. Vielleicht kann eine wie Feifei ihnen irgendwie den Weg dorthin weisen, vielleicht kann sich die chinesische in eine deutsche Meeresschildkröte verwandeln? Zukunftsmusik. Aber die klingt gut.

Januar 2019. Silvester hat Feifei allein in ihrer WG verbracht, die Mitbewohner hatten andere Pläne. Die Flasche Sekt, die sie gekauft hatte, blieb ungeöffnet auf dem Fensterbrett stehen. Auf der Arbeit beginnt das neue Jahr damit, dass mehrere Kollegen ausfallen. Bei manchen sind die Kinder krank, Grippesaison. Einem ist gekündigt worden, weil er einen Bewohner über Nacht in dessen Zimmer eingeschlossen hat. Feifei rotiert jetzt zwischen Wohnbereich A, B und C. Manche der Senioren wiegen mehr als hundert Kilo, Feifei braucht eine halbe Stunde, um sie im Bett umzudrehen. Nachts schmerzt ihr Rücken. Feifei schläft nun mit einem Kissen unter der Hüfte.

Zimmer betreten. Bewohner begrüßen. Morgentoilette. Zähneputzen. Eincremen. Anziehen. Schuhe binden. Puls messen. Medikamente dosieren. Insulinspritzen vorbereiten. Verband legen. Trösten. Umarmen. Protokollieren.

Windelnwechseln.

Dauernd dieses Windelnwechseln.

Sie findet es furchtbar. Wozu hat sie denn einen Hochschulabschluss gemacht? In China muss sich keine examinierte Pflegefachkraft mit vollen Windeln abgeben – das ist Aufgabe der Ayis, der armen Wanderarbeiterinnen. Feifei sagt, sie habe damals beim Infoabend an ihrer Uni die Vermittlungsagentin gefragt, ob man in Deutschland die Arbeit der Ayis erledigen müsse. »Ihr macht sechs Monate Praktikum, danach habt ihr dieselbe Arbeit, wie ihr sie hier in China machen würdet«, sei die Antwort gewesen.

»Das war nicht die Wahrheit«, stellt Feifei fest. Es ist das erste Mal, dass sie sich über etwas beklagt.

Sie muss jetzt viele Wochenend- und Frühschichten übernehmen. Es kommt ihr vor, als drückten die anderen Pflegerinnen und Pfleger sich erfolgreich vor dem

Demenzhaus – der Heimleiter Volker Lange wird dazu später sagen, es sei eben so, »dass die Arbeit im Demenzhaus manchen nicht gefällt«.

Sie würde sich so gern mit den Senioren unterhalten, sagt sie. Aber nach zwei Minuten hätten die ja schon alles vergessen. Und wenn doch mal jemand ins Reden kommt und von seiner Vertreibung aus Schlesien erzählt, dann weiß Feifei nicht, was das sein soll, dieses Schlesien. Ihr Deutsch verbessert sich kaum. Oft tut sie sich bei Arbeitsbeginn schwer, die von den Kollegen hinterlassenen Schichtprotokolle zu verstehen.

Frau Bloch hat heute Nacht laut um Hilfe geschrien und die Türen der anderen Bewohner geöffnet.

Herr Stegmann hat sich komplett eingenässt. Jede Versorgung ist ein Kampf wie im Krieg. Er wird aggressiv und schlägt die anderen Bewohner.

»Herr Engel, bitte setzen an den Tisch!«, fleht Feifei beim Mittagessen. »Schwester Wu, ich will nach Hause«, sagt Frau Reichenbach, steht mit ihrer Brieftasche in der Hand an der verschlossenen Tür und wartet darauf, dass ihr verstorbener Ehemann sie abholt.

Natürlich habe sie Heimweh, sagt Feifei.

Wenn sie freihat, fährt sie mit der Straßenbahn nach Hannover und beobachtet die Menschen in der Uni-Bibliothek. Sie freundet sich mit einem syrischen Medizinstudenten an. Mit ihm übt sie von nun an Deutsch.

April 2019. Im Klassenzimmer der Pflegeschule in Delmenhorst bei Bremen sitzen mehr als zwanzig Menschen aus aller Welt. Sie lernen für die Fachkraftprüfung, damit ihre Abschlüsse aus dem Ausland in Deutschland anerkannt werden.*Aspirationsprophylaxe* schreibt die Dozentin an die Tafel. *Flüssigkeitskarenz .Blasenentleerungsschwierigkeiten.* Bei der Gruppendiskussion später sagt Feifei kaum etwas, hört aber aufmerksam zu, als die anderen von ihren Erfahrungen berichten. Der Iraner, der irgendwann in die kardiologische Pflegeforschung wechseln möchte. Der Mann von den Philippinen, der alle zum Lachen bringt, als er sagt: »Mein Ziel ist Heirat und deutscher Pass.« Der 59-

jährige Pole, der schon seit Jahren in Deutschland arbeitet und sich jetzt darüber beschwert, dass er sich um immer mehr Pflegefälle kümmern müsse.

Für niemanden in diesem Klassenzimmer scheint es die Erfüllung eines Lebenstraums zu sein, in einem Altenheim deutsche Senioren auf ihrem letzten Weg zu begleiten.

»Macht nicht so Spaß mit den Alten, ne«, sagt die Dozentin verständnisvoll. Sie ist Stationsleiterin an einer Delmenhorster Frauenklinik. »Den Verfall von Menschen zu sehen ist nicht für jeden. Schöner ist es, wenn es wieder aufwärtsgeht.«

In den Tagen und Wochen danach wird Feifei ins Nachdenken kommen. Sie wird Entgelttabellen des öffentlichen Dienstes studieren und erfahren, dass Anfänger dort für den gleichen Job 600 Euro mehr kriegen als die 2200 Euro, die sie in ihrem Vertrag stehen hat. Sie wird auch erfahren, dass andere Heimbetreiber Urlaubs- und Weihnachtsgeld zahlen. Sie wird hören, dass Altenpfleger in den Niederlanden noch viel mehr verdienen und in Skandinavien deutlich weniger Patienten zu versorgen haben.

Es ist wie bei einem Fußballtalent aus einem Dorf in Afrika oder Südamerika, das schüchtern zu einem Bundesliga-Club gewechselt ist und plötzlich merkt: Die brauchen mich ja. Wu Feifei kennt jetzt ihren Marktwert auf dem auch nicht gerade langsam alternden Kontinent Europa.

Sie besteht ihre Prüfung und wechselt weiter Windeln. Sie schickt keine netten Videos aus dem Altenheim mehr nach China, sondern Fotos vom Kölner Dom. Sie sagt, sie würde gern den Führerschein machen. Ihr Deutsch wird immer besser. Sie verliebt sich in einen chinesischen Studenten der Ingenieurwissenschaften, im Juni 2019 fliegen die beiden nach Barcelona. Sie sagt jetzt öfter Sätze wie diesen: »Alte Menschen sind langweilig.«

Im Seniorenheim lässt sie sich nur noch zum Arbeiten blicken. »Sie ist ganz schön flatterhaft«, sagt Volker Lange über Feifei. »Inzwischen ziemlich westlich eingestellt. Ihr Privatleben stellt sie obenan.«

Feifei sagt über Volker Lange: »Im ganzen Heim gibt's keine Klimaanlage. Nur bei ihm im Büro.« (Lange wird darauf später entgegnen, es gebe »Klimageräte für bestimmte Dienstzimmer«.)

Juli 2019. Jede Woche im vergangenen halben Jahr hat Feifei mit ihrer Mutter telefoniert, jede Woche hat die Mutter vor den vielen Terroristen in Deutschland gewarnt und gerufen: »Wozu habe ich eine Tochter geboren, wenn sie nicht an meiner Seite ist?« Und jede Woche hat Feifei ihre Mutter beruhigt. Jetzt fliegt sie auf Heimatbesuch nach Hause und erzählt fast nur Positives. Deutschland sicher, der neue Freund ein Chinese und kein »Ausländer« – große Erleichterung. Über die Arbeit habe sie zu Hause wenig erzählt, wird Feifei später berichten. Sie schämt sich, wegen dieser Sache mit den Windeln. »Keine chinesische Mutter würde ihre Tochter ins Ausland ziehen lassen, wenn sie wüsste, dass die dort die Arbeit der Ayis erledigen muss.«

Auf dem Campus ihrer alten Hochschule regnet es in Strömen, ihre ehemalige Dozentin rennt Feifei mit einem Regenschirm in der Hand entgegen wie einem Stargast. Drinnen in der Pflegefakultät warten bereits der Leiter und weitere Dozenten. Die Meeresschildkröte ist wieder da! Welche Nachrichten aus der Zukunft bringt sie mit? Fast scheint es, als sei Feifei jetzt die Lehrerin und als seien ihre Lehrer die Schüler. Alle halten ihre Notizblöcke bereit.

Der Fakultätsleiter eröffnet die Fragerunde. »Setzt ihr in Deutschland smarte Technologie ein? Intelligente Windeln? Medizinische Armbänder? GPS-Sender, damit sich die dementen Senioren nicht verlaufen?«

Da seien die Deutschen noch nicht so weit, sagt Feifei. Von ihnen könne man eher lernen, dass auch alte Menschen ein Recht auf Selbstbestimmung haben – was allerdings gegen Einsamkeit und Trostlosigkeit des deutschen Heimlebens auch nicht helfe.

Der Fakultätsleiter wirkt verwirrt.

»Musst du Doppelschichten machen?«, will jemand wissen.

»Nein! Bei uns gibt es einen strengen Arbeitsschutz.« *Bei uns.* »Außerdem sind die Mitarbeiter alle ständig krank oder haben Urlaub!«

Feifei lacht. Die Lehrer schütteln verwundert den Kopf. So ganz scheint man dieses Modell nicht auf China anwenden zu können. Alte Menschen sind keine Autos. Statt darauf zu hoffen, das eigene Land mit Pflegefabriken vollzustellen, deren Design man sich bei den Deutschen abschauen kann, werden die Chinesen wohl ihren eigenen Ausweg aus der Krise finden müssen.

In Laatzen bei Hannover sitzt Volker Lange in diesem Juli 2019 in seinem Büro, die Klimaanlage bläst ihm kühle Luft in den Nacken, in der Hand die Zigarette, unter dem Schreibtisch der Pudel. »Das ist alles Murks«, sagt er. Mit einer Chinesin allein könne er nichts anfangen. Und es sieht nicht so aus, als stehe doch noch die Invasion der Meeresschildkröten bevor. Aus dem nächsten Jahrgang in Jinhua hat überhaupt nur eine Studentin die Sprachprüfung bestanden. Volker Lange sagt: »Ich glaube erst wieder daran, dass die Chinesen kommen, wenn sie mit den Füßen in meiner Tür stehen.« Telefoniert man ähnlichen Pilotprojekten in Deutschland hinterher, stets mit großem Hurra angekündigt, dann stößt man überall auf enttäuschte Hoffnungen. Alles im Sande verlaufen.

September 2019. Feifei sitzt bei Volker Lange im Büro und bittet um eine Gehaltserhöhung, von 2200 auf 2450 Euro. Lange legt von sich aus noch mal 100 Euro drauf und hofft darauf, dass er sie halten kann.

Am 25. Oktober 2019, knapp ein Jahr nach ihrer Ankunft in Hannover, reicht Wu Feifei die Kündigung ein. Dann nimmt sie all ihren Mut zusammen und klopft noch einmal an die Bürotür des Heimleiters. Lange und Feifei werden das Gespräch später übereinstimmend wiedergeben. »Ich wurde von Ihrer Firma und der Vermittlungsagentur getäuscht«, sagt sie. »Niemand hat mir gesagt, dass ich Windeln wechseln und mit Dementen arbeiten muss. Das ist respektlos. Meine Eltern wissen nichts davon. Ich habe studiert. Ich gehe jeden Tag mit schlechter Laune zur Arbeit. Ich möchte nicht mehr.« Lange hört ihr schweigend zu und unterschreibt den Kündigungsbrief. Er versucht nicht, sie umzustimmen.

Die Geschichte der Meeresschildkröte Wu Feifei ist eine verwickelte Sache, aus ihr lassen sich verschiedene Lehren ziehen. Die pessimistische geht so: Die Deutschen können sich in China oder Mexiko oder auf dem Mond auf die Suche machen nach

den motiviertesten Fachkräften mit den besten Pflege-Genen – es nützt nichts, sie einfach hierher zu verpflanzen. Da werden immer Enttäuschungen sein, über Windeln, die gewechselt werden müssen, über Worte und Sätze, die nicht verstanden werden, über die eigenen Nöte und Stärken, die von der anderen Seite übersehen werden.

Von den 10.400 Pflegefachkräften aus dem Ausland, deren Abschlüsse 2018 in Deutschland anerkannt wurden, dürfte heute nur ein Bruchteil in einem Altenheim arbeiten. Und daran wird sich nichts ändern, solange sich am System nichts ändert. Das ist jedenfalls das Fazit des Heimleiters Volker Lange aus seiner Erfahrung mit Feifei: »Mit Ausländern werden wir das Problem nicht lösen, wenn es in Deutschland keine besseren Arbeitsbedingungen in der Pflege gibt.« Er könne Feifei verstehen, sagt Lange.

In dem leeren Raum, in dem er schon seine Chinesen Karaoke singen sah, steht heute Gerümpel. An den Regalen hängen Spinnweben.

Man kann diese Geschichte auch mit einem optimistischen Ende erzählen. Man würde dann berichten, dass Feifei ein Zimmer in einer WG in Hannover gesucht und gefunden hat. Dass sie Ikea-Kommoden mit pinker und blauer Farbe bestrichen und Fotos ihrer ersten eigenen Einrichtung an die Eltern in China geschickt hat. Dass auf dem Sperrbildschirm ihres Handys jetzt ein Bild von Hannovers Altstadt leuchtet.

Es wäre die Geschichte einer Frau, die sich von ihrem Dasein als chinesische Meeresschildkröte emanzipierte und im Westen ein eigenes Leben fand.

Und sogar dem deutschen Gesundheitssystem ist sie erhalten geblieben.

Seit Dezember 2019 arbeitet Feifei in der Sophienklinik in Hannover. Als Krankenpflegerin. Beim Vorstellungsgespräch habe sie sich geradezu umgarnt gefühlt, so freundlich sei die Personalchefin gewesen. »Auf welcher Station würden Sie denn gern arbeiten?«, sei sie gefragt worden. Drei Tage später war der Vertrag da: 2900 Euro brutto, HNO-Station. »Dort bleiben die Patienten kurz, jeden Tag kommen neue«, sagt Feifei. Keine Frau Willems. Kein Herr Engel. Keine Frau Reichenbach. »Und es gibt keine Windeln.«

Irgendwann möchte Feifei Kinder mit ihrem Freund haben und nach China zurückgehen. Ein Altenheim wolle sie dort nicht mehr eröffnen, sagt sie. Stattdessen wolle sie ihre Eltern pflegen. Das wolle sie nun unbedingt selbst machen.